Der Roman der XII

Hermann Bahr.	Otto Julius Bierbaum.
Otto Ernst.	Herbert Eulenberg.
Hanns Heinz Ewers.	Gustav Falke.
Georg Hirschfeld.	Felix Hollaender.
Gustav Meyrink.	Gabriele Reuter.
Olga Wohlbrück	Ernst v. Wolzogen.

Der Roman der XII.

Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen.

Der Roman der XII

Von

Hermann Bahr — Otto Julius Bierbaum — Otto Ernst — Herbert Eulenberg — Hanns Heinz Ewers — Gustav Falke — Georg Hirschfeld — Felix Hollaender — Gustav Meyrink — Gabriele Reuter — Olga Wohlbrück — Ernst v. Wolzogen.

1.—5. Tausend.

Berlin.

Konrad W. Mecklenburg vormals Richter'scher Verlag.

Copyright, 1909,
by Konrad W. Mecklenburg
vormals Richter'scher Verlag,
Berlin.

RBR
Jantz
#143

Ein Geleit

zum

Roman der XII.

Ja, das Weibliche oder gar
Schwache, es ist ein Unpassliches
Gedenken!

Detlev von Liliencron.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derromanderxii01bahr

Wie der „Roman der XII" entstand.

Die Idee zum „Roman der XII" kam mir eines schönen Tages ganz plötzlich, und der Zufall wollte es, daß ich zu Hanns Heinz Ewers davon sprach.

Er sah mich eine Zeitlang mit seinem Zwicker starr an und sagte dann durch eine Wolke Zigarettendampfes hindurch langsam und mit Betonung: „Eine verrückte Idee — aber gut!"

Einige Tage darauf las ich im „New-York Herald", daß in Amerika ein in ähnlicher Art gedachtes Werk, freilich von recht wenig bedeutenden Autoren verfaßt, erschienen sei und war nahe daran meinen Plan aufzugeben. Aber Dr. Ewers rief: „Nur nicht den Kopf hängen lassen! Duplizität der Ereignisse! Denken Sie an Zeppelin, Groß und Parseval! An Wright und Blériot! (Peary und Cook kämpften damals noch nicht gegeneinander.) Keiner ist der Erste — und: alle sind es! Es gibt nichts, an das ich mehr glaube, als an die Koinzidenz der Geschehnisse!"

Nun lag mir freilich nichts ferner, als für diese „koinzidierende Verlagsidee" eine Gleichberechtigung mit den Taten der Luftflieger und Nordpolentdecker zu beanspruchen! Immerhin ermutigten mich diese Tatsachen, und so machte ich mich auf die Suche im deutschen Dichterwalde, um die Besten herauszufangen, denn nur diese konnten den „Roman der XII" zu

dem interessanten, grotesken Literaturscherz machen, der er nun in der Tat geworden ist.

Wahrhaftig, es war nicht leicht, die bunten Vögel einzufangen: der eine brütete gerade auf einem neuen, großen Ei und hatte keine Zeit für ein gemeinsames Brutgeschäft. Der andere war übers Meer geflogen, der dritte mußte eine kleine Pause eintreten lassen in seinem Eierlegen, der vierte war von seinem Verleger in einen goldvergitterten Geflügelhof gesperrt worden und durfte nur für diesen brüten. So wurde es eine heiße Jagd, die Mühe und Arbeit machte — am letzten Ende aber doch gelang!

Ich erfuhr nun auch, daß die Priorität des Gedankens keineswegs den Yankees, sondern uns Deutschen gehörte.

So meinte Georg Freiherr von Ompteda, daß er über eine ähnliche Idee schon lange zuvor einmal etwas in einer Monatsschrift veröffentlicht hätte. Ernst Freiherr von Wolzogen schrieb: „Einen solchen Plan habe ich vor etlichen Jahrzehnten einmal zur Ausführung bringen wollen, fand aber damit bei den damaligen ‚Prominenten' keine Gegenliebe. Hoffentlich haben Sie mehr Glück! Lustig wäre es, wenn den Lesern für richtiges Erraten der Autoren Prämien ausgesetzt würden ..." Diesen neuen Gedanken griff ich natürlich gern auf: so entstand das Preisausschreiben. Dadurch dürfte auch das Interesse für unsere zeitgenössische Literatur angeregt werden; dem Statistiker aber mag dieser Wettbewerb insofern nicht gleichgültig sein, als er feststellen kann, wie sehr dieses Dutzend unserer tüchtigsten und beliebtesten Schriftsteller im großen Publikum bekannt ist.

Besonders möchte ich noch die zustimmenden Schreiben so mancher Dichter erwähnen, sowohl solcher, die dann später an dem Roman mitarbeiteten, wie anderer, die aus diesem oder jenem Grunde sich nicht beteiligen konnten.

So rief der in bester Kraft uns leider so plötzlich entrissene lebensfrohe Detlev von Liliencron: „Ja, das wird sicher ein guter Scherz, es ist ein trefflicher Gedanke!"

Gerhart Hauptmann schrieb: „Es ist ganz selbstverständlich, daß ich mit lebhaftem Interesse dem großen literarischen Scherz entgegensehe, der so viele berühmte Namen vereinigt."

„Ihre Idee ist sehr lustig," meinte Otto Julius Bierbaum, „ich fürchte, zu lustig für düstere Deutsche!"

„Eine famose Idee, dieser Zwölfer-Scherz," sagte Richard Dehmel.

Aus München kamen diese freundlichen Zeilen: „Ihr Einfall ist ausgezeichnet, der Scherz wird gelingen und niemand freut sich mehr auf den ‚Roman der XII' als Ihr sehr ergebener Thomas Mann."

„Aber," mahnte Gustav Meyrink, „wird es Ihnen nicht gehen, wie dem Hund (Pardon!) mit den Krebsen? Es war nämlich einmal ein Hund, der sollte ein Taschentuch, gefüllt mit zwölf Krebsen, behüten. Als ein Krebs ausgerissen war, gelang es dem Hunde zwar, ihn zurück ins Taschentuch zu bringen, doch waren unterdessen zwei andere nach verschiedenen Richtungen ausgebrochen. Der Hund brachte atemlos auch diese beiden zurück, doch da waren vier andere usw. usw."

Nun, es ist nicht so gegangen! — Allen zwölf Mitarbeitern, die sich dem Werke zur Verfügung stellten, bin ich für das schließliche Gelingen zu Dank verpflichtet, ganz besonders aber Hanns Heinz Ewers, der mich hervorragend unterstützte und gut und klug jede neue Schwierigkeit — und es waren nicht wenige — stets wieder aus dem Wege zu räumen verstand.

Den Leser wird nun das Entstehen des Romans selbst interessieren. Es war einfach genug: Herr A. (den Namen soll er selbst erraten!) schrieb das erste Kapitel; dieses ging postwendend an Herrn B. Als dieser Kapitel 2 beendet hatte, bekam Herr C. die beiden ersten Kapitel, um ein drittes zu schreiben. Und so ging es fort; jeder der XII Dichter spann in seiner Art und in seinem Stil den Faden weiter.

Bunt genug ist der Teppich gewiß und schimmert in allen Farben, nun — das soll er gerade! Aber, wer Augen hat, der wird recht wohl erkennen, von wessen Händen das Gespinst an den Enden, in der Mitte oder an den Seiten berührt! Alle aber, die durch den „Roman der XII" lustige und anregende Stunden genießen, werden sicherlich unseren zwölf Autoren ebenso dankbar sein wie

der Verleger.

Berlin, im Oktober 1909.

Präludium.

„Was ist ein Mann? — Ein Mann ist die Erfüllung Gottes. Er ist der einzige Beweis für das Dasein Gottes.

Was ist ein Mann? — Verkörperte Kraft, verkörperte Schönheit, verkörperte Freiheit, verkörperter Stolz.

Was ist ein Mann? — Das Sinnbild der Wahrheit und Schlichtheit.

Was ist ein Mann? — Ein Wegesucher und Bahnbrecher. Ein Seefahrer, der in die Weite strebt und neues Land entdeckt.

Was ist ein Mann? — Der Präger aller Werte.

Was ist ein Mann? — Ein Adler, der durch die Lüfte kreist."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was ist ein Ehemann? — Eine lächerliche Figur von Anbeginn. Ein Ackergaul, der in der Scholle tiefe Furchen zieht.

Was ist ein Ehemann? — Ein verängstetes Tier mit gebrochenem Rückgrat.

Was ist ein Ehemann? — Ein geschundener Mensch, der in der Frühe sein trübseliges Tagewerk

beginnt und in der Späte es mit erloschenen Augen endet.

Was ist ein Ehemann? — Der lebendige Beweis für die Unfreiheit des Willens. Er ist die Negation Gottes."

* * *

„Was ist eine Frau? — Die Erfüllung des Teufels, der einzige Beweis für das Dasein des Teufels.

Was ist eine Frau? — Der Inbegriff der Erbärmlichkeit, die Verkörperung des Scheins, der Lüge und der Niedertracht.

Was ist eine Frau? — Ein getränkter Schwamm, schwer von der Kraft, die sie dem Manne ausgesogen.

Was ist eine Frau? — Das Sinnbild der Unfruchtbarkeit und Eitelkeit. Verkörperte Feigheit, verkörperte Ohnmacht und verkörperte Gemeinheit.

Was ist eine Frau? — Eine Frucht, deren Schale leuchtet, und die im Kerne faul und morsch ist.

Was ist eine Frau? — Die Geißel Gottes. — Gottes? — Wer lacht da! Nichts hat eine Frau mit Gott zu schaffen! Sie ist die Geißel des Teufels.

Was tut eine Frau von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang? — Sie zermahlt die Knochen des Mannes. Sie trägt ihm das Hirn aus, und ihre sonst toten Augen funkeln und leuchten.

Was ist eine Frau? — Die Plünderin und Fälscherin aller Werte.

Was ist eine Frau? — Immer und ewig ein Beweis gegen Gott.

Was ist eine Frau? — Eine Gans, die mit endlosem Geschnatter über den Hof gackert.

Das Verhältnis vom Manne zur Frau hat die Heilige Schrift bloßgelegt. Man erinnere sich an Samson und Dalila und erschrecke vor der prägnanten Wucht und Bündigkeit der Formel, die hier entdeckt wurde: Schüttele deine Locken, du armer Geselle, und laß sie im Winde wehen. Die Stunde schlägt, in der die Locken fallen — die Stunde schlägt, in der du mürbe wirst.

Was ist die Ehe? — Die blutige Tragödie des Lebens, die lächerlichste Farce, die auf dem Planeten Erde inszeniert wurde.

In seiner schamhaften Phantasie träumt der Mann von dem Planeten, der nie eine Frau trug, als dem Jenseits seiner Sehnsucht."

* * *

„Denn was ist Ehe? — Die Paarung und der Kampf zwischen einem Adler und einer Gans. Und das Ende? — Am Boden liegt der Adler mit gebrochenen Flügeln, und die Gans steht aufrechten Kopfes gackernd daneben.

Was ist Ehe? — Der höchste Irrsinn, den die Kultur hervorgebracht, das raffinierteste Mittel, um die Kräfte zu unterbinden und die Entwickelung zu hemmen . . . . . Eine überflüssige Mühe, alle Demütigungen aufzuzählen, die auf diesem Leidenswege dem Manne wurden. Erst durch die Ehe konnte die ganze soziale Frage aufgerollt und der Besitzwahnsinn, in dem alle Frechheit und Zügellosigkeit wurzeln, geboren werden. Die Bösartigkeit der besitzanzeigenden Pronomina erfährt ihre grellste Beleuchtung in der Formel: Mein Mann.

Die Frau tritt in das Leben des Mannes, um ihn von Grund aus zu zerbrechen und zu zerstören. Sie dringt — wie ein Strauchdieb — ohne Scham — in sein innerstes Dasein ein. Ein ihm völlig fremdes Wesen ergreift von ihm Besitz und eignet sich mit plumper Dreistigkeit sein Denken und Fühlen an, redet mit seinen Vokabeln, stiehlt ihm seine Waffen, überlistet ihn in jeder Stunde siebenhundertsiebenundsiebzigmal und empfindet keinen Augenblick, wie sie ihn belastet und zu Boden drückt. Niemals kommt diesem Wesen der Gedanke, daß sie im Leben des Mannes ein Fremdkörper ist, daß ein gemeiner Zufall sie an seine Seite geführt hat. Für sie ist das Bett der Ausgleich aller Dinge. Hat sie jemals das lautlose Ächzen vernommen, das der Mann in sich hineinwürgt, weil er noch in seinem Leiden die Keuschheit der Seele wahrt?! — Seine stummen Fragen lauten: Was will dieser Mensch von mir! Ich war frei, selbständig und glücklich. Ich

hatte Schätze gesammelt, von denen ich bis an das Ende meiner Tage zehren konnte. Mit welchem Rechte vermißt sie sich, in meine Abgeschlossenheit einzubrechen! — Wie kann ein fremder Mensch, der meine Kindheit und mein Wachstum nicht erlebt hat, mich begreifen und verstehen wollen. Wie kann die Nähe des Bettes die Entfernung, die zwischen mir und ihr liegt, aufheben! — Noch in meiner Todesstunde werde ich fühlen, daß es zwischen mir und ihr niemals einen Zusammenhang gegeben hat. Sie hat mir bei Lebzeiten das Totenhemd gewebt, das in allen Fasern vergiftet ist. Und dieses vergiftete Totenhemd hat sie tagtäglich und stundstündlich über meinen armen Leib gezogen und sich voll Inbrunst an den Qualen geweidet, die mein armer Körper trug, die meine wunde Seele litt. Sie war die Bürde meines Daseins, unter der ich zusammenbrach. Und das Kind ihres Leibes sehe ich mit Angst und Mißtrauen an, weil es auch Blut von ihrem Blut in sich trägt und eine Fälschung meiner Existenz bedeutet.

Wenn ich diese Sätze niederschreibe, so überläuft mich ein Schauder, denn plötzlich taucht in mir der Gedanke an Mutter und Schwester auf. Und wollte ich alle Konsequenzen ziehen, so dürfte ich weder vor Mutter noch vor Schwester Halt machen. Aber dieses ist der Sinn der Ehe, daß sie den Mann feige und mürbe macht und ihm den Wagemut nimmt, Konsequenzen zu ziehen.

Mein Sohn, niemals sei dir eine Frau Zweck. In allen deinen Lebensläuften sei sie nur ein Mittel auf den verschlungenen Pfaden deines Daseins!"

* * *

Als der Geheime Medizinalrat von Dülfert mit Tode abging, las man in seinem Testamente die vorstehenden Zeilen, die an seinen einzigen Sohn gerichtet waren. Das Testament enthielt nichts weiter, nicht die leiseste Andeutung seines letzten Willens. Der Geheime Medizinalrat schien es für überflüssig erachtet zu haben, über seinen armseligen Nachlaß Bestimmungen irgendwelcher Art zu treffen.

Die Geschichte dieses Mannes läßt sich in ein paar banalen Sätzen wiedergeben. Er hatte die schönste Frau der Stadt ins Ehebett geführt, und das erste Haus der Stadt war das seinige gewesen. Auf der Mittagshöhe des Lebens hatte er eine epochale wissenschaftliche Entdeckung gemacht, die ihm soviel Ansehen und Reichtum brachte, daß der Begriff des Geldes für ihn keinen Sinn mehr hatte. Damals wurde er in den erblichen Adel erhoben und erhielt das Prädikat Exzellenz.

Nur ein Sohn war ihm am Leben geblieben, den er nicht begriff. Das war ein Mensch mit einem verwachsenen Körper und einem komplizierten Geist. Dem Sohn klang bis zur Todesstunde das Wort des Vaters im Ohre: „Als Anatom würde mich die

Sektion deines Körpers in Rücksicht auf die Windungen deines Gehirns interessieren."

Der Vater und der Sohn gingen mit tiefem Mißtrauen aneinander vorüber.

Die Geheime Rätin, die von dem Prädikate Exzellenz den ausgiebigsten Gebrauch machte — sie war, als der Geheimrat diese Ehrung erfuhr, im 29. Lebensjahre, — war eine systematische Person. Sie stahl dem Manne erst das Geld, dann Ansehen und Ehre.

Der Geheimrat ertrug es mit einem scheuen Lächeln.

Als sie eines Nachts sein Haus verlassen hatte, lächelte er wiederum auf eine sehr müde und scheue Art.

Aber in sein Leben trat von dieser Stunde ein Wechsel. Er trennte sich von seinem Sohne. Er gab seine Wohnung und seine Praxis auf und wurde ein fleißiger Trinker vor dem Herrn. Indessen trank er niemals in Gesellschaft. In einer entlegenen Weinstube saß er allein vor dem runden, hölzernen Tisch und starrte trübselig und versonnen — die goldne Brille auf der gebogenen Nase — in den blutroten Wein. Der Geheimrat war für Burgunder. Die weißen Weine hatte er ausgeschaltet.

Anläßlich seines Todes sprach man weder von seiner epochalen Entdeckung, noch von seinen häuslichen Angelegenheiten. Mit einem leisen, unverkenn-

baren Respekt sagte man nur: Seit Menschengedenken hat es niemanden in der Stadt gegeben, der vom Burgunder mehr verstand, als er.

Nach seinem Tode fand man in seinem Testament die wenigen Zeilen, die den Anfang dieses Buches ausmachen.

Erstes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Es war nach dem Diner. Die Hotelgesellschaft hatte sich in das große Vestibül begeben, das von unzähligen elektrischen Kerzen in eine weißlich-gelbe Lichtflut getaucht war. Der schwere Perser-Teppich dämpfte um ein weniges die laute Konversation, die von verschiedenen Tischen und Gruppen ausging. Er fing die Klänge der Zigeunermusik auf, die irgendwo im Hintergrund unsichtbar postiert war.

Die alten Herren saßen in den großen Klubstühlen und rauchten mit stillem Behagen. Englische, französische, russische und italienische Vokabeln schwirrten durch den Raum. Und die Damen mit ihren langen von den Schultern bis zur Erde herab wallenden Mullschals, aus denen glitzernde Steine und matte Perlen hervor leuchteten, führten eine Art Farbensymphonie auf, in die das helle silberne Lachen aus allen Ecken und Enden und die gedämpften Töne der Musik hinein klangen.

Die Diener servierten den Kaffee, den Kognak und die Liköre. Der bläuliche Dunst der Havanas verwob die Gesichter.

Am Kamin saß eine Dame mit der Figur eines schlanken Püppchens. Man sah nur ihren schmalen

Rücken und das hochgetürmte, rote, leuchtende Haar. Auf einem kleinen Tische neben ihr lag ein Buch.

Trotz der behaglichen Wärme rieb sie die schmalen Handflächen gegeneinander. Sie schien zu frieren.

Da wurde das laute Stimmengewirr für einen Augenblick unterbrochen.

Ein großer Herr mit braunem Frack und Samtkragen betrat das Vestibül. War er jung — war er alt? In dieser feinen Dunstschicht, die über den Raum gebreitet lag, vermochte man es nicht zu erkennen. Aber die ganze Gesellschaft starrte ihn eine Sekunde an.

Er schien groß und elastisch, trotz des sichtbaren Buckels, den er hatte, und trotz der ein wenig erhöhten linken Schulter. Ein glatt rasierter Goethe-Kopf mit bernsteingelbem Haupthaar, scharfen, prägnanten Zügen, die nichts Goethesches hatten — ein Goethe-Kopf nur in der Entfernung, in der Nähe problematische Linien ohne Einheit. Wasserhelle Augen, die die Farbe beständig wechselten, unter ihnen eine schmale, lange Nase und dünne, fest geschlossene Lippen. Den Abschluß bildete ein breites Kinn, das zu den übrigen Teilen in keinem Verhältnis stand. Dieser Herr zog einen Moment die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich.

Die Dame am Kamin drehte sich unwillkürlich um, und nun geschah etwas Seltsames. Sie erhob sich plötzlich und starrte den Herrn regungslos an.

Der Herr ging mit erhobenem Kopf gerade auf sie zu. Er ignorierte völlig die übrige Umgebung.

„Das nenne ich eine Überraschung," sagte er, und neigte leise den Kopf.

Sie nickte nur, während sie mit dem Aufwand aller Energie ihre Bewegung gleichsam herunterschluckte.

Sie reichte ihm kaum bis an die Schultern. Wie ein Rokoko-Figürchen stand sie neben ihm.

Er lächelte plötzlich auf eine anmutige Art.

„Setzen Sie sich," sagte sie leise.

Er folgte, während sie sich gleichzeitig wieder in den großen Lehnstuhl vor dem Kamin niederließ.

Sie saßen der Gesellschaft im Rücken. Niemand konnte sie beobachten.

„Warum lächelten Sie?" fragte sie.

„Ich dachte an unsere erste Begegnung. Wieviel Jahre sind es her?"

„Sechs Jahre," antwortete sie, und ihre Seele zog sich zusammen.

„Jetzt wissen Sie auch, warum ich lächelte."

„Ich weiß es!"

„Sechs Jahre sind es her," wiederholte er, „und ich meine, es sei gestern gewesen. Es war alles wie heute — —"

„Ich war damals 17 Jahre," unterbrach sie ihn, „das ist wohl doch ein Unterschied."

„Vergessen wir dies eine kleine Weile," entgegnete er. „Aber auch damals saßen Sie vor dem Kamin, und die rote Glut schlug Ihnen in das Gesicht und in das rote Haar. Sie trugen ein rotes Morgenkleid,

das mit schwarzen Schnüren besetzt war. Wissen Sie, was ich damals zu Ihnen sagte?"

Sie lächelte zum erstenmal. „Sie sagten, ich wirke auf Sie, wie ein Zinn-Husar, den Sie aus der hölzernen Weihnachtsschachtel hervorgeholt hätten."

„Ja, das sagte ich."

Beide schwiegen.

„Ich werde diese Begegnung nie vergessen," hob sie wieder an. „Ich hatte nicht schlafen können. Ich war in den pompejanischen Saal geflüchtet. Das ganze Hotel schlief. Ich las — und plötzlich standen Sie neben mir. Da ließ ich vor Schreck das Buch fallen."

„Und ich hob es auf und erschrak ebenfalls. Platons Gastmal im Urtext. Der rote Husar und Platon — es ging nicht recht zusammen ..... Das ist lustig," unterbrach er sich, „wie damals, wieder ein Buch neben Ihnen. Darf man sehen?"

„Bitte."

„Guy de Maupassant — Bel Ami," las er. „Sie haben eine weite Reise gemacht."

„Ja," antwortete sie und blickte ihn auf einmal groß und durchdringend an.

Ein Amerikaner neben ihnen lachte hell auf.

Sie hob nervös die schmalen Achseln und senkte den Kopf. „Damals war ich Studentin, Herr Doktor."

„Ja, ja," erwiderte er zerstreut. „Übrigens, man hört noch immer den norwegischen Klang aus Ihrer

Stimme. Wissen Sie," fuhr er unvermittelt fort, „daß wir beide damals sehr feige waren, Fräulein Holmsen?"

„Ich nicht. Ich wäre Ihnen bis an das Ende der Welt gefolgt."

„Und doch ließen Sie sich von Ihrer Stiefschwester wie ein Stück Reisegepäck nach Rom schleppen."

„Ich schrieb Ihnen, Sie sollten mich holen. Sie kamen nicht."

„Ich war in Rom. Indessen ich hatte Angst vor Ihrer Schwester und vor Ihrem Bruder, der damals Minister war. Ihre Schwester war eine resolute Person. Wie geht es ihr denn?"

Sie überhörte diese Frage.

„Sie wissen nicht, daß sie mir mit dem Staatsanwalt drohte, falls ich Ernst machte. Entführung einer Minderjährigen usw. Ich bekam Angst vor ihr. Ich hatte Ihnen geschrieben und Sie in das Café Romain bestellt. Statt Ihrer erschien die Schwester. Es war eine lächerliche Situation. Ich mußte mein Ehrenwort geben. Notabene, wie geht es Ihrer Schwester?" fragte er noch einmal.

Sie überhörte wiederum seine Worte.

„Übrigens sah ich Sie in Rom noch einmal. Neben Ihnen saß Björnstjerne Björnson und predigte. Da bekam ich Angst und stand auf. Predigten versetzen mich stets in Angst."

Sie blickte ihn forschend an. Etwas in seinen Zügen stimmte ihr nicht. Aber als seine wasser-

hellen Augen aufleuchteten, fühlte sie, wie ihre Hände kalt wurden.

„Sie finden, daß ich mich verändert habe?"

Sie schwieg.

Er blätterte in dem Maupassant. „Ein ausgezeichnetes Buch. Der einzige Klassiker unter den modernen Schriftstellern. Er starb Anfang der Vierzig an einer Gehirnerweichung."

„Wollen Sie mich unterhalten?" fragte sie, ihre Stimme schlug ein wenig über.

„Bitte, bitte, ich habe Sie nicht kränken wollen. Erzählen Sie mir, wie es Ihnen gegangen ist. Ich dachte, Sie wären längst Mutter oder Professorin der Mathematik in Upsala."

Ihre Züge wurden bitter. „Jetzt lügen Sie," sagte sie. „Niemals haben Sie an mich gedacht. Ich war Ihnen nichts als ein kleines Abenteuer ... Ich bitte," fuhr sie nervös fort, „verteidigen Sie sich nicht. — — Sie wollen wissen, wie es mir gegangen ist? Gut. Meine Schwester starb. Mein Bruder starb. Und ich bin eine Art von Globetrotter geworden. Ich reise. Während der Saison bin ich in London, im Winter in Paris, Wien oder Berlin, im Frühjahr an der Riviera und im Hochsommer in Norwegen. — Programmmusik."

„Hm," machte er.

„Und Sie? Was ist aus Ihnen geworden?"

„Nichts bisher. Ich war mehrere Jahre verheiratet."

„Ah!“ sagte sie erschreckt.

Er tat, als ob er es nicht merke.

„Ich lernte eine kleine Person kennen, mit der ich mehrere Jahre zusammen war.“

„Gestorben?“ fragte sie.

„Ganz das Gegenteil — sie ist sehr lebendig. Sie singt zur Zeit in einem Café chantant in New York. Wir sind als die besten Freunde auseinander gegangen.“

„Haben Sie Kinder?“

„Sie bekam in dieser Zeit zwei Kinder. Ob sie von mir sind, darauf will ich nicht schwören.“

Sie rückte ihren Stuhl ein wenig unruhig beiseite.

„Sie haben sich sehr verändert.“ Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn, die heiß war.

„Inwiefern?“

„Haben Sie denn alles vergessen?“

„Ich weiß nicht, worauf Sie anspielen.“

„Was wollten Sie nicht damals alles!“

„Vielleicht will ich auch heute noch manches.“

„Erinnern Sie sich, was Sie uns zu jener Zeit von Ihren Zukunftsideen erzählten?“

„Ich bin im Laufe der Jahre vergeßlich geworden. Vielleicht kommen Sie mir zu Hilfe.“

„Wie kann man sich nur so verändern!“ sagte sie leise. „Ich werde den Abend nicht vergessen, an dem Sie uns Ihren Plan auseinandersetzten.“

„Was war das für ein Plan?“

„Sie sagten, es gebe keine Kartoffelfrage. Die ganze Kartoffelfrage sei ein Humbug."

„Diese Ansicht vertrete ich auch heute noch."

„Aber dann fuhren Sie fort, Sie seien im Begriffe, das einzige Problem zu lösen, auf das es allein ankäme."

„Was war das für ein Problem?"

Er lächelte zerstreut.

„Sie würden in der Welt herumreisen, explizierten Sie damals, und die Genies sammeln. Sie wollten eine Assemblee der verkannten Genies gründen. Denn, meinten Sie, das soziale Elend bestünde darin, daß auf der Welt so viel Genie herumliefe und zugrunde ginge. Die verkannten Genies, behaupteten Sie, müßte man sammeln und fruchtbar machen. Und als der Marquis Fihiasi Sie fragte, was Sie denn mit diesem Gesindel anfangen würden, wenn Sie es glücklich beisammen hätten, da erwiderten Sie, Sie wollten ein internationales Bureau eröffnen mit Filialen in New York, Paris und London, und die Ideen fruchtbar machen. Das tote Kapital sollte lebendig werden und sich an den Ideen und Entdeckungen der Genies entzünden. Die ganze Misere, erklärten Sie, bestünde darin, daß das Genie, das an allen Ecken und Enden vorhanden sei, kläglich zugrunde ginge, weil es keine Gelegenheit hätte, sich zu betätigen. Unsere ganze Entwickelung sei so öde und stümperhaft, weil ihr die Ideen und Einfälle mangelten. Die Geschäfte, die der heutige Kapitalismus

mache, seien plump und phantasielos. Es seien armselige Geschäfte und Krämer-Angelegenheiten. Sie wollten überall Ideen verkaufen. Sie sprachen von einem Architekten, der die gläsernen Städte bauen würde. — — Sie sehen," sagte sie, „ich habe mir jedes Ihrer Worte gemerkt."

„Die grünen Phantasien eines unreifen Menschen! 17 Jahre waren Sie damals, ich 22. Das erklärt alles."

Sie starrte ihn fassungslos an.

„Mein Gott, wie ist denn das möglich! Der Marquis Fihiasi gab Ihnen damals 20000 Lire, um . . ." — Sie hielt mitten im Satze inne.

„Um die erste Geschäftsreise anzutreten und Genies einzukaufen," ergänzte er. „Wie Sie alle Details behalten haben! — Ich fand leider Gottes nur ramponierte Genies, mit denen wenig anzufangen war. — Ich habe übrigens die Hotelrechnungen dem Marquis Fihiasi eingesandt und über alle meine Ausgaben einen Rechenschaftsbericht abgelegt."

Er lachte fröhlich auf, und seine Züge wurden wieder jung.

„Ein übler Einfall war es nicht. Er hat mir immerhin ein paar interessante Bekanntschaften eingebracht."

„Und was haben Sie seit dieser Zeit geschrieben?"

„Nichts mehr. Ich hatte an dem ersten Buch genug. Bücher schreiben ist eine üble Affäre. Man hat Wichtigeres zu tun."

„Was werden Sie denn nun beginnen?"

„Darüber möchte ich jetzt nichts Näheres sagen. Ich weiß nur so viel, daß ich mich von nun an auf mich selbst stelle. Die anderen gehen mich nichts mehr an. Ich werde meine Karriere machen."

„Um Gottes willen," sagte sie, und zum ersten Male erhellte ein kümmerliches Lächeln ihre Miene. „Sie wollen doch nicht etwa Minister werden?"

„Jagt Ihnen das einen solchen Schreck ein?" fragte er belustigt.

„Ja. Ich muß an meinen Bruder denken, der, als er in der Kammer ein Gesetz durchgebracht hatte, laut dem die Lehrer mit 1400 statt 1200 Kronen Anfangsgehalt beginnen sollten, das Gefühl hatte, sein Lebenswerk vollbracht zu haben. Er legte sich hin und starb in Seligkeit."

Die Erinnerung an ihren Bruder löste ein helles Gelächter in ihr aus.

„So einfach, wie Sie die Dinge auffassen, sind sie denn doch nicht."

„Dann wollen Sie also doch Minister werden?" fragte sie fröhlich.

„Nein," entgegnete er. „An einem Ministersessel wäre mir nichts gelegen. Aber ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß ich nach Bismarck das größte Talent hätte, Reichskanzler zu werden, und zwar ein Reichskanzler, wie man ihn zur Stunde braucht."

Sie horchte auf, und aus ihren Augen glühte wieder jener seltsame Funke, an dem sich seine jungen,

phantastischen Sinne in den Capreser Tagen entflammt hatten.

„Und wer weiß," fuhr er fort, „ob ich dann nicht zu Ihnen komme und Ihnen den Posten der Fürstin Bülow anbiete."

„Machen Sie keine voreiligen Versprechungen. Sie werden niemals kommen. Und wenn Sie doch die ernsthafte Absicht hätten, werden Sie zur gegebenen Zeit herausfinden, daß es zu spät ist."

„Es ist niemals zu spät."

„O doch, mein Herr. Heute bin ich 23 Jahre, in fünf Jahren 28, und dann zählt man in Deutschland zu den sauren Mädchen. Und addieren Sie noch zwei dazu, so bin ich eine alte Jungfer von 30, die man zu den Abendgesellschaften noch lädt, so schwierig es auch ist, die arme Seele wieder heim zu befördern."

„Sie meinen, die Kavaliere sterben aus?"

Sie nickte.

„Aber heute sind Sie 23."

„Ein vernünftiges Frauenzimmer beginnt mit 23 zu resignieren. Übrigens — lassen wir das — kommen wir auf den Herrn Reichskanzler zurück. Ich liebe es, wenn Sie phantasieren. Das gehört zu meinen schönsten Erlebnissen aus Italien. Haben Sie denn wirklich noch an mich gedacht?"

„Ich habe Sie zu keiner Stunde vergessen."

„Ich danke. Indessen — das gehört nicht zur Sache. Was würden Sie als Kanzler zuwege bringen?"

„Warum machen Sie den Schimmel scheu? Warum stellen Sie sofort die Kardinalfrage?"

„Weil Sie sicherlich davon geträumt und ein bestimmtes Bild sich längst gemacht haben."

„Gut, so hören Sie. Bismarck hat seinem Nachfolger eine Erbschaft hinterlassen, die noch keiner angetreten hat. Das Reich ist nach außen erstarkt. Man muß es nach innen erobern. Man muß Deutschland zur pädagogischen Provinz machen."

„Was heißt das?"

„Kennen Sie Goethes ‚Wilhelm Meister'?"

„Nein," erwiderte sie, „so gebildet bin ich nicht."

„Nun gut. Goethe hat in einem Kapitel des ‚Wilhelm Meister' unter Benutzung aller großen Zeitideen das Programm des Zukunftsstaates klipp und klar festgelegt — viel gescheiter, viel sinnreicher und viel bedeutsamer, als es allen Späteren gelungen ist. Er sagt nur nicht ‚Zukunftsstaat', sondern findet die Formel ‚pädagogische Provinz'. — Aber langweilt Sie das nicht?" unterbrach er sich.

„Nicht im mindesten. Fahren Sie nur fort."

„Nun denn, wir sind jetzt reif, endlich den Zukunftsstaat zu installieren, und diese Revolution kann nur von oben gemacht werden. Es gibt überhaupt keine Revolution mehr von unten. Ich würde also," sagte er, „nach Goetheschem Rezept reinen Tisch machen. Die Schule und die Wissenschaft müßten umgestülpt werden, eine Erziehung, die allen toten Ballast über Bord wirft, auf das starke, leidenschaftliche Leben

gerichtet ist und geistige und körperliche Kultur vereinigt — ein Zurückkehren zur Natur und ein Verzichten auf allen leblosen Kram. Ein Gedanke, den heute die Spatzen von den Dächern pfeifen, und der endlich einmal ernstlich auszuführen wäre. Dann würde ich die gläsernen Städte bauen, die mein Freund Scheerbart vor zwanzig Jahren bereits entworfen hat, und in ihnen die kommunistischen Kolonien Robert Owens schaffen. Aber ich würde auch den Arbeiterkatechismus und das neue Christentum des Grafen Saint-Simon einführen. Denn es gehört zur Kurzsichtigkeit der Marxisten und politischen Schreier, daß sie einen Staat ersinnen wollen, in dem die Religion ausgeschaltet wird. Religion bedeutet auf deutsch nicht den Glauben an einen persönlichen Gott, sondern sie heißt Ehrfurcht. Ehrfurcht ist das erste und letzte Gebot der Erziehung. Meine Jungen sollen die Pferde zur Tränke, die Kühe auf die Weide führen und dabei Englisch lernen. Vor allem aber soll man ihnen die Ehrfurcht vor der Natur und den Respekt vor der Arbeit und dem Arbeiter beibringen. Ich bin keineswegs der Ansicht, daß der Staat oder die neue Gemeinschaft eine Versorgungsanstalt für Faulenzer werden soll. Wer faul, träge und unfähig ist, Werte zu schaffen, soll zugrunde gehen. Ich kenne kein Mitleid. Dabei mache ich niemandem einen Vorwurf aus seiner Beschaffenheit und bin mir durchaus klar, daß Fleiß und Talent kein Verdienst und Trägheit sowie Unbegabtheit keine

Schuld sind. Aber dieses Bewußtsein nützt mir gar nichts, wenn ich nicht trotzdem Konsequenzen ziehe. Der Tüchtige hat ein Recht auf Existenz. Wer nicht schwimmen kann, gehe zugrunde, weil er überflüssig ist und im Wege steht. Nun aber komme ich doch zu einer bedeutsamen Unterscheidung. Es gibt sehr viel Talente, die in der Tretmühle des Lebens zermahlt werden, weil ihnen der praktische Sinn fehlt. Die Fruchtbarkeit dieser armen Seelen heißt es entdecken und dem Allgemeinwohl nutzbar machen. Und dies ist wiederum nur möglich durch freiheitliche und individuelle Erziehung. Mit einem Worte, um mich nicht ins Uferlose zu verlieren: der neue Reichskanzler muß das neue Reich schaffen, dessen geographische Grenzen bisher erst festgelegt sind. Und dazu braucht er nur seinen Goethe zu lesen, der heute noch zum Erschrecken unpopulär ist."

Er lachte plötzlich laut auf.

„Was sehen Sie mich so entgeistert an? Ich werde niemals Reichskanzler werden, ich weiß es. Aber vielleicht werde ich die Lüneburger Heide kaufen und auf ihr die große Glasstadt bauen, großartige Industrien anlegen und der Menschenwürde eine Heimstätte bereiten. Die große Glasstadt mit den neuen Menschen, in der alles durchsichtig, klar und ohne Gemeinheit ist, habe ich mir zum Programm gemacht. — Ah," sagte er, „ich sehe auf Ihrem Gesicht einen spöttischen Zug. Warum glauben Sie nicht, daß ich das durchzuführen

imstande bin? Halten Sie mich für einen Alltagsmenschen?"

„O nein," entgegnete sie erschreckt. „Ich weiß ja, daß Sie nicht nur Phrasen dreschen. Ich habe ja Ihr Buch gelesen. Warum haben Sie nichts mehr geschrieben?"

„Ich habe eine Verachtung gegen die Bücherschreiber und betrachte mein Buch als eine infame Jugendeselei. Es muß Schuster geben, die Bücher schreiben. Ich gebe es ohne weiteres zu, obwohl an allen diesen Büchern der schönen Literatur nicht so viel — er knipste Daumen und Zeigefinger zusammen — gelegen ist. Aber ich will nicht zu dieser Sorte von Menschen gehören. Ich will etwas tun, etwas Positives tun. Und ob Sie es mir heute glauben oder nicht, ich bringe etwas zuwege, etwas, das zu Ihren Ohren dringt — und wenn Sie auf Ihrer Reise um die Welt am Nordpol angelangt sind. Vielleicht zünde ich diese Stadt an allen Ecken und Enden an. Wer will es wissen! Aufbauen oder von Grund aus zerstören und Raum für ein Neues schaffen — es läuft schließlich auf dasselbe hinaus."

„Oh," machte sie, „jetzt fange ich an, Sie zu begreifen. In Ihnen ist ein eminenter Trieb zum Zerstören."

„Wie kommen Sie plötzlich darauf?" fragte er verdutzt und ergriff ihre Hand, die in der seinigen — er fühlte es deutlich — leise schluchzte.

„Ich liebe Ihre Hand," sagte er, ohne ihre Antwort abzuwarten.

„Ich danke Ihnen." Sie entzog sie ihm. „Sie lieben meine Hand, und über meine Seele sind Sie ohne Erbarmen hinweg geschritten."

„Das glauben Sie?"

„Ich glaube es nicht. Ich weiß es. Sie nehmen eine Frau, setzen Kinder in die Welt und lassen Frau und Kinder im Stich. Was anderen den Inhalt des Lebens ausmacht, werzen Sie wie eine überflüssige Episode aus."

Er zog die Stirn in Falten.

„Ich finde es anständiger," sagte er ganz langsam, „unanständige Verhältnisse zu lösen, als sich zum elenden Sklaven zu machen. Ich habe die Verpflichtung immer als grundfalsch erkannt, daß man die Suppe, die man sich eingebrockt hat, zu Ende löffeln müßte. Im Gegenteil — man soll beim dritten Löffel aufhören, wenn einem das Gericht widersteht."

„Wundervoll und äußerst bequem," entgegnete sie.

Er strich sich das bernsteingelbe Haar, das ihm über die Stirn gefallen war, mit einer nervösen Bewegung zurück.

Sie sah, wie die bläulichen Adern auf seiner schmalen Hand hervortraten, und sie fühlte ganz deutlich, daß ihre Worte ihn getroffen und verstimmt hatten. Sie senkte traurig den Kopf.

„Ich höre schon auf . . . . . Ich weiß, Sie

lieben das nicht. Ich werde nie mehr davon sprechen, nun es einmal gesagt ist."

„Wir leben aneinander vorbei, weil wir uns nicht begreifen. Jeder Mensch trägt einen Sittenkodex in sich und will, daß nach seiner Norm auch die anderen leben. Ich finde das fatal und peinlich."

Beide schwiegen eine Weile.

Sie lächelte plötzlich schmerzhaft.

„Versprechen Sie mir eines: Rufen Sie mich, wenn Sie wund und siech sind und mit zerbrochenen Gliedern daliegen."

„O nein," antwortete er, „ich werde Sie rufen, wenn ich die Lüneburger Heide aufgebaut und das neue Gemeinwesen unter Dach und Fach gebracht habe."

„Gut. Aber rufen Sie mich auch, wenn Sie elend sind."

„Ich werde mein Elend nicht zur Schau stellen. Ich werde es Sie wissen lassen, wenn Freund Hein an meinem Lager steht und im Begriff ist, mich auf seinen Buckel zu laden."

„Und wann werden Sie die Lüneburger Heide kaufen?"

„Das steht noch weit im Felde. Zunächst werde ich Aufzeichnungen veröffentlichen über die geheimen Kräfte, die wir nicht kennen, obwohl sie unser Dasein bestimmen — über das eherne Gesetz des Zufalls und die Übertragung des Willens, von der heute

ein paar Dummköpfe meinen, daß sie spiritistischer Humbug sei, während es in der Tat eine reale Angelegenheit ist, für die es wissenschaftliche Beweise gibt. Genie sein, heißt seinen Willen auf andere übertragen."

„Und wovon werden Sie in der Zwischenzeit leben?"

„Ja, wissen Sie nicht, daß ich die Spitzensammlung der Herzogin von Orleans für fünf Millionen verkauft und bei dem Geschäft fünfmal Hunderttausend Mark verdient habe?"

„Ah," machte sie. „Sie treiben Handel."

„Wenn Sie es so nennen wollen, treibe ich Handel. Ziehen Sie nicht so verächtlich die Lippen herab und rümpfen Sie nicht die Nase. Ich habe vor niemandem heiligeren Respekt, als vor den großen Geschäftsleuten. Die Genies gehen zugrunde, weil sie ihr Geschäft nicht verstehen, oder weil sie durch ihre törichte Eitelkeit die Aufmerksamkeit auf sich lenken und dadurch den gefährlichen Neid ihrer Mitmenschen wachrufen. Die krummnasigen Kaufleute, die in aller Stille ihre Geschäfte abwickeln, kein unnützes Wort verlieren, mit kaltem Blute rechnen und handeln, die weder saufen noch sich mit Frauen belasten, sind die Einzigen, die das Ziel erreichen. Sie sind die Herren und heimlichen Kaiser. Die anderen sind Stümper. Es kommt lediglich darauf an, das Ziel zu erreichen."

„— — — Und sich nicht mit Frauen zu belasten."

„Richtig. Diese Maxime ist die einzige Erbschaft, die mir mein Vater hinterlassen hat."

„Und Sie haben sie als gehorsamer Sohn angetreten."

„Unter einem gewissen Vorbehalt — allerdings. Wenn ich mich recht erinnere, erzählte ich Ihnen damals, daß mein Vater an der kleinen Tragödie seines Lebens, die er mit literarischen Reminiszenzen à la Strindberg ausstaffierte, zugrunde gegangen ist."

„Sie zeigten mir ja das Testament! — Wie hieß es doch da? — Die Frau ist immer und ewig der Beweis für das Dasein des Teufels!"

„Va bene. Im übrigen bin ich nie so weit gegangen, die Frauen in meinem Dasein auszuschalten. Ich habe nur keine Lust, an ihnen zugrunde zu gehen und sie als einen bestimmenden Faktor in meinem Leben gelten zu lassen. — Sehen Sie mich nicht so böse an, geben Sie mir Ihre Hand. Ich möchte all' die feinen Linien dieser Hand entwirren. Die Wissenschaft von der Hand existiert auch noch nicht."

In diesem Augenblick trat ein Diener an ihn heran und überreichte auf einer silbernen Platte eine Visitenkarte.

„Sehr erfreut. Ich lasse bitten," sagte er.

„Störe ich Sie?" fragte das Fräulein.

„Sie werden einen der interessantesten Menschen kennen lernen, einen von den großen Herren und heimlichen Kaisern."

Dem Diener folgte auf dem Fuße ein unscheinbarer, kleiner Herr. Er hatte einen dürftigen, mageren, ins Graue spielenden Vollbart, eine Habichtnase und funkelnde, melancholische Augen, deren Farbe sich nicht feststellen ließ.

Dem Fräulein erschienen sie grünlich.

Die Hände waren mit gelben Glacés bekleidet. In der Rechten trug er einen mit stumpfem, schwarzem Tuch überzogenen Cylinder.

„Herr Geheimrat Liebenberg — Fräulein Karen Holmsen aus Christiania," stellte er vor.

„Sehr erfreut, sehr erfreut," murmelte der kleine Herr, dessen Eleganz etwas Putziges hatte, und taxierte ungeniert das Fräulein, als gelte es, den Preis einer Ware zu fixieren.

„Ich störe nicht, ich bleibe keine zwei Minuten, keine zwei Minuten, Doktor. Ich wollte Sie nur verständigen, daß ich die Billetts für die Oper besorgt habe."

„Wollen Sie nicht einen Moment Platz nehmen?"

„Danke sehr, danke sehr. Das goldene Haar des Fräuleins blendet mich. Superb! Wo gibt es auf der Erde noch solches Haar! Was bedeuten dagegen Ihre bernsteingelben Strähnen, Doktor. — Sie müssen wissen, mein gnädiges Fräulein, goldenes Haar wirkt auf meine Rasse magnetisch."

„Ich bitte, hören Sie auf, Herr Geheimrat. Das sind Dinge, die mir auf die Nerven gehen." Und

mit einer lässigen Bewegung des Kopfes zu dem Doktor gewandt: „Sie wollen in die Oper?"

„Ja," antwortete er, „auf einen Akt. Ich muß die Destinn hören."

„Sie wissen also nicht," bemerkte der Geheime Kommerzienrat, „daß die Destinn sein neuester Schwarm ist?"

„Ich bitte, verdrehen Sie nicht die Tatsachen. Es handelt sich um die Stimme der Destinn."

„Sie kleiner Schäker!"

Der Geheime Kommerzienrat hob drohend den Finger der behandschuhten Rechten.

„Er ist in die Person wie verrückt, seitdem er sie in Prag zum erstenmal gehört hat," fuhr er fort.

Fräulein Holmsen lächelte gequält.

„Oder leugnen Sie?"

„Ich leugne gar nichts. Die Stimme der Destinn wirkt auf mich, wie eine geheime Kraft, die Verborgenes in mir auslöst. Ich schließe die Augen, und bei dem Klang ihrer Stimme tauchen die verwegensten Ideen, die tollsten Projekte in mir auf. — Sie haben davon gehört," wandte er sich an Fräulein Holmsen, „daß es Menschen gibt, die während der Musik bestimmte Farben sehen. Nun gut, ich erlebe mein Innerstes unter dem Klange dieser Stimme."

„Darf ich mich jetzt empfehlen?" fragte Fräulein Holmsen.

Sie reichte unvermittelt dem Doktor die Hand, grüßte den Kommerzienrat mit einem leisen Nicken des Kopfes und schwebte lautlos davon.

„Mir scheint, ich habe eine große Eselei gemacht," sagte der Geheime Kommerzienrat.

Doktor von Dülfert hob die linke Achsel ein wenig empor.

„Lassen Sie uns in die Oper fahren," sagte er kurz.

Zweites Kapitel.

Im Frauenklub.

Fräulein Holmsen war zum Lift gelaufen, um sich nach dem dritten Stockwerk hinauffahren zu lassen. Ihre Lippen zuckten und der Kragen wurde ihr plötzlich so eng, als ob sich eine große Hand dazwischen zwängte und sie an der Kehle würgte. Sie wandte sich ab, damit ihr der Liftboy nicht ins Gesicht sehen sollte.

Aber in die Wand war eine große Spiegelscheibe eingelassen und ihr eigenes Gesicht starrte ihr entgegen. Abscheulich! Wie kreideweiß ihr Teint gegen das rote Haar abstach! Und jetzt trieb der Zorn über ihre eigene Dummheit ihr gar noch rote Flecke auf die Wangen, wie sie sie manchmal bekam, wenn sie sich zum Genusse schwerer Weine verleiten ließ.

Sie machte sich mit ihrem Taschentuch zu schaffen, um ihre Aufregung zu verbergen und fegte, als sie oben angekommen war, rasch atmend, seideraschelnd durch den matt erhellten Korridor, so eilig, als ob sie sich verfolgt wähnte.

Ihr Zimmer war unverschlossen. Sie trat hinein, warf die Tür hinter sich ins Schloß und taumelte auf das kleine Ruhesofa hin. Jetzt durfte sie endlich losheulen. Ah, das tat gut! Sie schluchzte laut heraus, wühlte mit beiden Händen in ihrem roten

Schopf und bearbeitete wütend ihren Schädel mit ihren kleinen Fäusten.

Auf dem Schreibtisch brannte grünbeschirmt eine kleine elektrische Lampe, und im Lichte dieser Lampe häkelte eine alte Dame mit langen Holznadeln eifrig an einem wollenen Schal. Das war Frau Bolette Aamundsen, eine verdienstvolle Witfrau, welche immer Wollwaren für die grönländische Mission anfertigte, sofern sie nicht gerade mit Romanlesen beschäftigt war. Diese würdige Dame war erschrocken zusammengefahren, als die Tür so heftig zuknallte, dann hatte sie die Brille mit den großen runden Gläsern von der Nase genommen und in stummer Verwunderung das sonderbare Treiben von Fräulein Karen Holmsen beobachtet.

„No, no — nää!" brummte sie kopfschüttelnd; dann warf sie ihre Arbeit auf den Tisch, erhob sich in ihrer ganzen massigen Größe und war mit zwei langen Schritten bei dem schluchzenden Mädchen. Sie ergriff es beim Arm und schüttelte es leise. „Gud bevares! Hva' ha du dok, litten Karen?" jammerte sie mit ihrer durchdringenden, quäkenden Mannsstimme.

„Laß mich los!" schrie das Fräulein sie an. „Rühr' mich nicht an, hörst du?"

„No, no," knarrte die große Dame und trat beleidigt einen Schritt zurück. Aber dann tat ihr das arme junge Ding doch wieder leid. Sie setzte sich ans Fußende des kleinen Sofas und streichelte mit

ihren dürren Fingern nur ganz zaghaft über des Fräuleins Kleid. Eine ganze Weile wartete sie so geduldig, aber dann ließ ihr die Neugier doch keine Ruhe. Ihr schrecklich kluges, studiertes Fräulein, das sich sonst immer so in der Gewalt hatte und über frauenzimmerliche Torheiten so mitleidlos zu spotten pflegte ...! „Aber nein, das geht doch nicht!" quäkte sie mit sanftem Vorwurf. „Sag' doch, was hat man denn dir getan? Du machst dich ja ganz krank! Hast du denn gar kein Vertrauen mehr zu deiner alten Bolette?"

Da taumelte Karen empor, griff sich nach dem Hals und lief eiligst durch die offene Nebentür ins Schlafzimmer hinein. Frau Aamundsen folgte ihr auf dem Fuße und kam gerade noch zurecht, um ihr den Kopf zu halten. Sie mußte sich heftig übergeben.

Schließlich richtete sich Karen auf, blickte zum erstenmal mit einem verzerrten Lächeln der alten Gesellschafterin ins Gesicht und sagte: „Du tätest am besten, mir eine kräftige Ohrfeige herunterzuhauen."

Frau Aamundsen war arg schwerhörig. Sie mußte sich den seltsamen Wunsch wiederholen lassen, und als sie begriffen hatte, schlug sie die Hände zusammen und jammerte in ihren höchsten Froschtönen: „Aber nein, aber nein, über das Kind! Was soll denn das nun heißen?"

„Das soll heißen, daß ich ein dummes Frauenzimmer bin, das einfach Prügel verdient!"

Die alte Dame lächelte verschmitzt und rieb sich mit dem Zeigefinger die Nase. „Soso — dann verstehe ich. Litten Karen ist verliebt."

„Ach Unsinn, davon verstehst du nichts," fuhr das Fräulein sie unwirsch an und ging an ihr vorbei in das kleine Schlafzimmer.

„Davon verstehe ich wohl etwas," beharrte die lange Dame eigensinnig, indem sie ihrer Schutzbefohlenen folgte und sich wieder zu ihrer Arbeit am Schreibtisch niederließ. „So dumm, wie du meinst, bin ich doch nicht. Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt und verheiratet gewesen — und außerdem verstehen da auch überhaupt die allerdümmsten Weiber was davon. Wenn ein sonst vernünftiges Mädchen, wie du, sich so verrückt anstellt, dann ist sicher eine Mannsperson im Spiel. Hör du, sag mir's doch! Wenn du auch studiert hast — in so was hast du doch keine Erfahrung und da hilft dir kein Griechisch und Lateinisch. Da kann ich dir besser raten."

Fräulein Holmsen zuckte nur die Achseln und begann langsam zwischen Schlaf- und Wohnzimmer auf und ab zu wandeln, um ihr erregtes Blut zur Ruhe zu bringen.

Frau Aamundsen wartete eine ganze Weile. Als aber das Fräulein durchaus keine Miene machen wollte, ihr sein Herz auszuschütten, nahm sie ihre Wollarbeit für die bekehrten Eskimos wieder auf und knurrte beleidigt vor sich hin: „Na schön, wir werden ja sehen, wie du hineinfällst. So übergescheite

Damen fallen immer am ärgsten hinein, wenn sie keinen guten Rat von erfahrenen Leuten annehmen wollen."

Fräulein Holmsen antwortete wieder nicht. Sie ging ins Schlafzimmer, zog alle Nadeln aus ihrer Frisur und kämmte sich das Haar lange Zeit. Dann setzte sie sich auf den Stuhl an ihrem Bett und versuchte ruhig nachzudenken.

Es war also doch wahr — sie liebte diesen buckligen Riesen. Natürlich, sonst hätte sie doch nicht diesen elektrischen Schlag verspürt, wie er da auf einmal wieder so unvermutet vor ihr stand. Sie hatte ihn nicht vergessen können all die Jahre über. Aber sie hatte das nicht als entscheidend empfinden wollen. Sie meinte, das sei einfach damit zu erklären, daß sie zufällig in der Zwischenzeit keinen Mann getroffen hatte, der auf ihre Sinne wirkte. Dieser da, meinte sie, hätte ja doch auch nur auf ihren Geist gewirkt, weil sie ein solches Vergnügen an seinen paradoxen Behauptungen und phantastischen Plänen empfand. War es denn wirklich möglich, daß dieser Mensch imstande war, sie auch rein als Mann zu berauschen? — Und sie hatte sich so dumm verraten ihm gegenüber; als ob sie von ihm in ihrer Nacktheit überrascht worden wäre, so war ihr zu Mute. Wie wonnig mußte es sein, so von einem liebenden Manne überrascht zu werden! Sein Erstaunen, seine Rührung, seine dankbare Huldigung — köstlich für ein Mädchen, das alles in sicherem Siegesgefühl auskosten zu dürfen.

Aber der da . . .? Er hatte sich nur über sie lustig gemacht, gespottet über ihre Treue, über ihre Verwirrung. En canaille hatte er sie behandelt! Jawohl — denn wenn ein gescheiter Mann eine gescheite Frau seines eignen geistigen Standes so mit Ironie abspeist wie das erste beste Gänschen, das heißt en canaille behandeln. Wahrscheinlich spielte er diese Rolle des phantastischen Strebers, des genialen Willensmenschen nur, weil er sich gemerkt hatte von damals, daß sie auf solche romantischen Scherze hineinfiel. Vermutlich waren das nur Glanzlichter für eine amüsante Konversation, die er schon wer weiß wie oft als wirksam erprobt hatte, schwärmerischen Backfischen und verstiegenen „Unverstandenen" gegenüber. Die Geschichte mit dem Spitzenhandel gab ihr zu denken. Er war am Ende nur ein Abenteurer, nur ein Glücksritter, der in den verschiedenen Gesellschaftskreisen nach Gelegenheit herumschnüffelte, um Geschäfte zu machen. Und was er erzählte von dem Testament des Vaters, das war sicher ein Schwindel. Vermutlich hatte er diese Niederträchtigkeiten gegen die Weiber irgendwo bei dem gräßlichen Strindberg aufgetrieben! Und sie, ausgerechnet sie, die kluge Karen Holmsen war auf den Schwindel hineingetappt! So weit hatte sie sich in der Welt herumgetrieben — sechs Jahre lang — so viel nette, kluge, liebenswürdige Männer hatte sie kennen gelernt, gute Partien hätte sie machen, reizvolle Abenteuer erleben können — aber die ernstesten

Werbungen, die reizendsten Versuchungen waren an ihr abgeglitten, weil sie von ihrer hohen Lebensaufgabe schwärmte: diesen unglücklichen Erben eines wilden Hasses war sie zu erlösen berufen, diesem buckligen Riesen mit den harten Zügen und dem bernsteingelben Hauptschmuck mußte sie den Glauben an das Weib wiedergewinnen helfen. Das Opfer ihres Lebens wäre ja nicht zu groß gewesen für den Genuß der einen Stunde, in der er ihr das erlösende Bekenntnis abgelegt hätte, daß sein Vater ein Verleumder gewesen sei und daß sie, seine süße Karen, mit nichten nur „ein Schwamm sei, schwer von der Kraft, die sie ihm ausgesogen", sondern vielmehr die heilige Quelle, aus der er sich Gesundheit und einen neuen starken Glauben getrunken habe. — So hatte sie's empfunden alle die Jahre hindurch. Und als er plötzlich wieder vor ihr gestanden, da war es ihr wie ein Gluthauch über die Haut geflackert, das plötzliche Bewußtsein, daß jetzt die Stunde für sie gekommen sei. So feierlich ernst war ihr zu Mute gewesen, denn jetzt galt es, die Waffen zu erproben, die sie für den Kampf um diese Seele bereit gehalten hatte, jetzt galt es vielleicht, sich zu schmücken für den Opfertod in Schönheit. — Und er? Er hatte wohl nur einen Moment gestutzt, in der Erinnerung gesucht und dann gleich mit weltmännischer Sicherheit aus dem rechten Gedächtnisfach das bewährte Schema für die Konversation mit ihr herausgenommen. Reichskanzler — gläserne Stadt — Lüneburger Heide

— façon de parler — weiter nichts. Und dann mußte er schnell hingehen, um sich an der Stimme der Destinn zu berauschen. Was er wohl sonst noch für wahnsinnige Bedürfnisse haben mochte! Er hatte ihr Schmeicheleien über ihre Hand gesagt. Vermutlich empfand er auch zuweilen die Notwendigkeit, sich das hundertundfünfundsiebzig Zentimeter lange Riesenhaar der Anna Csillag um den Hals zu wickeln, um sich gegen Bronchialkatarrh zu schützen oder die Füße der Saharet zu küssen, um gegen das Podagra gefeit zu sein! — Woher nur so ein Mann die ungeheure Frechheit nahm, die gesamte Weiblichkeit mit ihren heiligsten Empfindungen für den Privatbedarf seiner Eitelkeit zu verbrauchen, wie eine alte Kokette die Dutzende von Parfumflaschen, Salbenbüchsen, Puderdosen und Schminkstifte auf ihrem Toilettetisch? — Und was er nur mit dieser Destinn hatte?! — Oh, sie wollte auch in die Oper gehen, sie wollte doch einmal hören, ob ... Aber nein, Unsinn! Schämen sollte sie sich! Sie wollte den Menschen nie wiedersehen, nie! Sie wollte ihm Gleiches mit Gleichem vergelten. Die Verhöhnung des Mannsvolkes wollte sie sportmäßig betreiben, eine Lebensaufgabe wollte sie sich daraus machen, dieses Geschlecht bis auf die Knochen zu blamieren.

Ah, da fiel ihr ein, daß sie ja für heute abend von ihrer neuesten Berliner Freundin, Bella Maßmann, eine dringende Einladung zum Diskussionsabend des allgemeinen deutschen Frauenbundes er-

halten hatte. Dafür war sie just in der rechten Stimmung. Und sie sprang auf, trat auf die Schwelle des Wohnzimmers und herrschte ihre treue Beschützerin an: „Mach dich fertig, eins, zwei, drei, wir gehen aus."

Die taube Bolette hatte nicht verstanden. Sie ließ ihr frommes Werk in den Schoß sinken und hielt die Hand ans Ohr.

Fräulein Holmsen wiederholte ihren Befehl in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete und riß sich dabei mit nervöser Ungeduld das Teegewand vom Leibe, um sich für den Abend umzukleiden.

Eine halbe Stunde später waren die beiden Damen unterwegs.

* * *

Das Versammlungslokal lag im Potsdamer Viertel. Es war ein mäßig großer Saal, der sich an ein bürgerliches Bierlokal mit billigen Preisen anschloß und dessen schäbige Eleganz noch aus den geschmacklosen siebziger Jahren herrührte. Der Saal hatte zwar einen besonderen Eingang vom Hofe her, aber die Damen hatten des Zuges wegen die Tür verschließen lassen und den Eingang durch das Bierlokal des Vorderhauses vorgezogen, obwohl natürlich das Durchschreiten dieses Lokales einige Ähnlichkeit mit einem Spießrutenlaufen hatte. Es war unter den Gästen bald genug ruchbar geworden, daß diese scharenweise herbeiströmenden Frauenzimmer einem

radikalen Emanzipationsklub angehörten, der heute abend die Behauptung von der moralischen Minderwertigkeit der Männer zur Diskussion gestellt habe. Daraufhin wurden dann alsbald Witzworte geprägt, wie sie der Geisteshöhe des Stammpublikums angemessen waren.

Bolette Aamundsen, das spitznasige nordische Hünenweib, mit seiner Schutzbefohlenen, diesem blassen Fuchs in knapp anschließender solider Eleganz, machte Furore bei den Stammgästen. Einer gab die Losung aus: „Autsch! meine Schwiegermutter! Wo jeht's raus?" Und der Chorus griff die Anregung voll Eifer und Temperament auf. Es war ein Glück, daß die gute Dame so schlecht hörte und die deutsche Sprache wenig beherrschte, sonst hätte sie sich am Ende gar die schlechten Witze zu Herzen genommen. Sie, die doch so unschuldig an diesem Gange war! Sie, die Witwe Aamundsen, die niemals an der geistigen und moralischen Überlegenheit ihres Seligen gezweifelt hatte und diese Hochachtung auf die ganze bessere Herrenwelt, zum mindesten soweit sie in Amt und Würden saß, zu übertragen pflegte.

Im Versammlungslokal angekommen, fand Fräulein Holmsen glücklicherweise ihre Freundin Bella Maßmann alsbald aus der bereits dicht gedrängten Schar der Damen heraus, und es gelang sogar noch, zwei Stühle zu beschaffen und in die Reihe der übrigen um den Tisch einzuklemmen. Man saß nämlich an Tischen, weil der Wirt nur unter der Bedingung,

daß etwas verzehrt würde, seinen Saal hergab. Da die meisten Angehörigen des Verbandes zugleich Temperenzlerinnen waren, mußte der Wirt sich schon dazu verstehen, Kaffee, Tee, Kakao oder noch harmlosere Getränke, Limonade und alkoholfreien Apfelwein zu liefern.

Das Bureau hatte sich bereits konstituiert. Den Präsidentenstuhl nahm eine Dame ein, die den Typus des neuen Weibes aufs Wirkungsvollste repräsentierte. Eine schlanke, etwas übermittelgroße Gestalt in einem taillenlosen, weitfaltig herabfließenden schwarzen Sammtkleide ohne Kragen. Der weiße Hals hob sich vorteilhaft aus diesem schwarzen Rahmen hervor, er trug einen kurz geschorenen dunklen Lockenkopf, der einem jungen Gelehrten von weltmännischem Schliff und advokatischer Feinheit Ehre gemacht hätte. Ein fein gezeichneter, energischer Mund, eine ausgesprochene Adlernase, die aber keineswegs derb und massig wirkte, und die ruhig und scharf blickenden Augen unter den breit hingestrichenen schwarzen Brauen gaben diesem durchgeistigten Gesicht seine auffallende Besonderheit.

Fräulein Maßmann belehrte die neugierig fragende Karen, daß dies Fräulein Dr. Benita Ulm sei, die als Rechtsanwältin und unermüdliche scharfe Agitatorin für die Frauensache sich schon seit Jahren eines großen Ruhmes erfreute. Und die angenehm gerundete ältere Dame neben ihr, die durch ihre behagliche Weiblichkeit einen so starken Kontrast zu der Vorsitzenden bildete,

das war Frau Medizinalrat Berta Lauer, eine Dame, der man nicht nur einen feinen Geist, sondern auch eine große Herzensgüte nachrühmte. Eine dritte Dame fungierte als Schriftführerin, ein mordsgarstiges, derbknochiges altes Fräulein, das in seiner Jugend eine ganz harmlose Lehrerin gewesen war und als Schriftstellerin eine gewisse Bedeutung durch eine Spezialität, die Pilzküche, erworben hatte. Aber die Dame hatte ihren Tag von Damaskus erlebt, an dem ihr die ganze Schmach ihres von der Männerwelt unterdrückten Geschlechtes klar geworden war. Sie war die fanatischste unter den Führerinnen, und man ließ sie nicht gern zu Wort kommen, weil sie in ihrem Übereifer schon oft der guten Sache geschadet hatte.

„Sie haben wirklich Glück, liebe Karen," flüsterte Fräulein Maßmann der neuen Freundin zu, indem sie einen Arm um sie legte und sich zärtlich an sie drückte. „Die Tiedgens aus Köln hat das Referat übernommen."

„Wer ist das? Ich habe den Namen nie gehört?"

„Ursula Tiedgens? Ich habe sie auch noch nicht gehört. Sie spricht heute das erstemal in Berlin. Aber sie soll ja eine großartige Debatterin sein. Mein Bruder hat sie mal als Student in Bonn gehört. Er nennt sie eine tadellose Revolverschnauze. Mich wundert's eigentlich, daß die Lauer das Thema zugelassen hat. ‚Moralische Minderwertigkeit des Mannes' ist doch eigentlich toll, was? Aber die

Tiedgens wird sich schon rauspauken. Kinder, ich freu' mich diebisch! — Sie sehen übrigens schlecht aus, liebe Karen. Haben Sie etwa gar geweint? O jemine, so was machen wir doch nicht mehr!" Und dann wandte sich das muntere Mädchen anstandshalber an die Gardedame zu ihrer Rechten, die zwar dem Tische vorgestellt worden war, mit der aber noch niemand ein Wort gesprochen hatte. Sie fragte sie, ihr laut ins Ohr schreiend, was denn ihrem Fräulein fehle? Fräulein Holmsen sehe gar nicht gut aus.

Frau Aamundsen hatte aus ihrer Jugendzeit ein bißchen Französisch und ein bißchen Englisch behalten und sich mit diesen vagen Erinnerungen auf dem Weltbummel, dem sie seit einigen Jahren mit Karen Holmsen obzuliegen gezwungen war, wacker durchgeschlagen. Sie freute sich der Ansprache, steckte ihr liebenswürdigstes Lächeln auf und knarrte ganz laut, die Worte bedächtig aneinanderfügend: „Oui, elle a eu du chagrin. Elle a vomisé ce soir."

Die Damen der nächsten Umgebung, soweit sie, trotz des merkwürdigen Partizipiums von vomir, ihren Ausspruch verstanden hatten, kicherten in ihre Taschentücher hinein und amüsierten sich königlich. Fräulein Karen aber wurde dunkelrot, puffte ihre Ehrendame hinter dem Rücken der Freundin gehörig in die Rippen und zischte sie so energisch wie möglich an: „Tyss dok! Aa fy for skam!"

Die biedere Bolette fuhr ganz verdattert zusammen und starrte über Fräulein Maßmanns üppige Frisur

weg ihrer Karen in die zornfunkelnden grauen Augen. Sie wollte sich eben gekränkt erkundigen, warum in aller Welt sie nicht wahrheitsgemäß Bescheid geben sollte, wenn sie gefragt würde.

In diesem Augenblick ertönte die Klingel der Vorsitzenden und machte dem lauten Stimmengewirr im Saale ein Ende.

Fräulein Ulm begann mit einem kurzen Überblick über den allgemeinen Stand der Vereinsangelegenheiten, bevor sie der Rednerin aus Köln das Wort erteilte. Außerdem fühlte sie sich verpflichtet, dieser Tagesordnung ein paar entschuldigende Worte voraus zu schicken. Ihr persönlich sei es nicht sonderlich sympathisch, die moralischen und intellektuellen Kräfte der streitenden Geschlechter in der Weise einander gegenüberzustellen, daß man das eine dieser Geschlechter schon im voraus als minderwertig bezeichne. Sie müsse natürlich die Verantwortung für eine solche Behauptung der Vortragenden überlassen, die sich ihrerseits wiederum auf eine scharfe Diskussion gefaßt machen dürfe; denn wenngleich ihr Geschlecht von männlicher Seite durch Vorstöße à la Professor Möbius schwer herausgefordert worden sei, so müßte es sich doch gerade die Frau angelegen sein lassen, nicht in denselben Fehler leidenschaftlicher Subjektivität zu verfallen, sondern sich im Gegenteil durch den guten Willen zur Gerechtigkeit als der bessere Mensch erweisen. Übrigens bemerke sie zu ihrem lebhaften Bedauern, daß die Männerwelt, trotzdem man sie

öffentlich eingeladen habe, sich ihrem weiblichen Angreifer zum Kampfe zu stellen, heute nur in zwei Exemplaren vertreten sei, die offenbar durch den Mut der Jugend zu ersetzen gedächten, was ihnen an Kampferfahrung und numerischem Übergewicht abgehe. Oder sollte das Erscheinen dieser zwei vereinzelten jungen Herren etwa gar so zu deuten sein, daß der Männerwelt ihre moralische Einschätzung von seiten des anderen Geschlechtes völlig gleichgültig sei?

Die Damenwelt quittierte mit schadenfrohem Gekicher über diese Schlußwendung und bereitete der hochgeschätzten Vorsitzenden durch Aufstehen, lebhaftes Händeklatschen und Bravorufen eine spontane Ovation. Das Aufstehen galt aber wohl vornehmlich dem Nebenzweck, nach jenen erwähnten zwei tapferen Jungmännern die Hälse recken zu können.

Diese beiden Knaben saßen ganz hinten an der Wand, nahe der Ausgangstür zum Bierrestaurant und versteckten sich schämig hinter den Rücken der zunächst sitzenden Weiblichkeit, so daß nur einigen ganz wenigen seitwärts sitzenden Damen die Feststellung gelang, daß diese beiden Delegierten der moralischen Inferiorität augenscheinlich erst ganz neuerdings ins Philistertum abgeschwenkte akademische Bürger sein müßten.

Nunmehr betrat die Gastrednerin, Fräulein Tiedgens aus Köln, das Podium. Fräulein Ulm und Frau Lauer rückten auseinander und zwischen ihnen faßte die kleine formlose Gestalt mit dem scharf-

geschnittenen, aber fast herausfordernd lustig dreinblickenden Vogelgesichtchen zwischen den etwas hohen Schultern, Posten und begann, sobald die Glocke der Präsidentin die Ruhe hergestellt hatte, mit einer nicht unangenehmen, beinahe mädchenhaften Altstimme ihren Vortrag.

„Meine Damen," sagte sie und ließ die hellen Augen herausfordernd über die Versammlung hinblitzen, „mein hochgeschätzter Busenfeind, Professor Fridolin in Bonn, ist nun leider tot. Von dem Wenigen, was ich jetzt vielleicht bin, verdanke ich ihm das Meiste. Seine kühnen Behauptungen haben mich bis an den Hals mit Entrüstung vollgepumpt und im steten Kampfe mit seiner dünkelhaften Anmaßung habe ich meine Waffen geschliffen. Die Schriften dieses Professors werden Ihnen nicht unbekannt geblieben sein. Sie werden wissen, daß er seine Beweise für unsere angebliche Minderwertigkeit auf physischem, ethischem und intellektuellem Gebiete der Statistik entnahm, und Sie wissen auch, daß alles für wissenschaftlich bewiesen zu gelten hat, was sich durch das Experiment oder durch die Statistik erhärten läßt. Das männliche Gehirn wiegt, wie Sie sich aus jedem Konversationslexikon überzeugen können, im Durchschnitt vierzehnhundertfünfzig Gramm, das weibliche dagegen nur lumpige dreizehnhundert Gramm. Diese fatale Zahl dreizehn ist also der wissenschaftliche Fels, an dem wir miserablen Menschen zweiter Klasse notwendig scheitern

müssen mit unseren albernen Träumen von Gleichberechtigung usw.! Dieses Minus von hundertundfünfzig Gramm breiförmig grauer Substanz wird jedenfalls auch den zukünftigen Müttern des Übermenschen noch als Schandfleck ankleben und sie an die Grenzen der Tierheit verbannen."

Ein vereinzeltes robustes „Pfui!" und ein vielstimmiges, aber etwas unsicheres Gekicher flog diesem ironischen Pfeilschuß nach.

Die Rednerin schmunzelte und übertönte das schwirrende Geräusch mit erhobener Stimme. „Professor Fridolin, mein Busenfeind, ist auf seinen eignen Wunsch seziert worden. Ich bin im allgemeinen nicht sehr boshafter Natur, aber das hätte ich meinem verehrten Professor wahrhaftig noch gerne gegönnt, daß er nämlich seine Sektion noch erlebt hätte; denn dabei stellte sich heraus, daß sein eignes Gehirn nur zwölfhundertzweiundsiebzig Gramm wog, also um achtundzwanzig hinter dem Durchschnitt des Weiberhirns zurückblieb!"

Auf diesen glänzenden Trumpf geriet die ganze Versammlung in einen Taumel der Begeisterung, und es erhob sich ein Freudengekreisch, das sich erst wieder beruhigen ließ, als die Rednerin mit einer drolligen Verbeugung gegen ihr Auditorium dankend abwinkte.

Der unglückliche Professor Fridolin hatte seine Schuldigkeit getan und versank endgültig in der Versenkung der Bonner Anatomie. Fräulein Tiedgens rückte nunmehr ihrem Thema mit gelassenem Ernste

auf den Leib. Sie ließ die physische und zur Verwunderung der Damen sogar die intellektuelle Überlegenheit des Mannes gelten, wenngleich sie die letztere nicht als notwendigen und unveränderlichen Zustand, sondern nur als bisheriges Ergebnis eines natürlichen Entwickelungsprozesses darstellte. Sie behauptete nur mit aller Entschiedenheit die moralische Minderwertigkeit des Mannes im gegenwärtigen Stadium der Entwickelung und bewies die Notwendigkeit dieses Zustandes zuvörderst aus der Nichtbeteiligung des Mannes beim Brutgeschäft. Sie erklärte es für unmöglich, daß das sittliche Pflichtgefühl bei einer Menschenklasse überhaupt tiefere Wurzel fassen könne, für welche die verantwortungsvollste Betätigung des Menschentums, nämlich die Fortpflanzung, überhaupt nur ein Vergnügen sei, ein Vergnügen noch dazu, bei dem nicht einmal die feineren Seelenregungen beteiligt zu sein brauchten, sondern das bei der Mehrheit vielmehr mit den Freuden der Tafel und des Bechers auf einer Stufe stehe — bestenfalls! Der Mann sei allerdings in erster Reihe dazu berufen, Weltanschauungen zu zerschmettern und neu aufzubauen. Er sei es auch, der sich selber seine Sittengesetze aufstelle, ebenso wie die Straf- und Zivilgesetzparagraphen; aber im Halten dieser selbstgegebenen Gesetze habe er von jeher und überall erheblich weniger geleistet als die Frau. Eben weil er gewohnt sei, seine körperlichen und geistigen Kräfte rücksichtslos auszutoben, fehle es ihm auch an moralischen Widerständen.

Er sei jeder Verführung zugänglich und lege so wenig Wert auf den Sieg über die Versuchung, daß er sich sogar mit wahrer Wollust dem Genusse aller jener Gifte hingebe, welche zur Schwächung der moralischen Widerstände besonders geeignet seien. Nichts sei ihr verhaßter, als die alberne Ruhmredigkeit des Mannes, die nur seine erbärmliche Schwäche glorifiziere. Die Frau hingegen sei die vom Willen der Natur eingesetzte Hüterin der Moral, Gesetzgeberin und Gesetzerfüllerin in einer Person. Ihre höchste Bestimmung, die Mutterfreude, könne nur durch schmerzvolle Entsagung erreicht werden, und in diesem Dulden und Entsagen beruhe eben die hohe Schule der Sittlichkeit. Auf die gesellschaftliche Moral komme es dabei gar nicht einmal besonders an; denn wenn beispielsweise die Verteidigung der Jungfräulichkeit auch nicht mehr geboten sein sollte durch die Aussicht, auf dem Heiratsmarkt ein besseres Geschäft zu machen, so würde doch die Widerstandskraft der Frau gegen die banale Versuchung immer an dem sexuellen Pflichtgefühl genügenden Halt finden. Selbst die niedrigst stehende Frau werde immer noch durch die rein physische Furcht vor den Folgen wirksamer im Zaun gehalten, als der geistig hochstehende, aber körperlich unverantwortliche Mann. Die Frau allerdings, die sich ihrer Mutterpflicht entziehe, nur um ein müßiges Genußleben zu führen, die stehe moralisch sogar noch unter dem Manne.

Fräulein Tiedgens führte diesen Gedankengang

mit gebührendem Ernste, aber immerhin mit scharf satirischen und gemütlich humoristischen Lichtern anmutig aufgehellt, in leicht fließender und eindrucksvoller Rede über eine Stunde lang durch. Sie schloß, wie sie begonnen hatte, mit einem guten Witz und sicherte sich dadurch einen glänzenden Abgang.

„Sie werden fragen, wie ich als alte Jungfer dazu komme, mit solcher Leidenschaft für unseren höchsten Beruf einzutreten. Ich versichere Sie, die Mutterschaft gehört für mich nicht zu den saueren Trauben. Solange der Mann in seinem gegenwärtigen Normalzustand von absoluter moralischer Widerstandsunfähigkeit und gottgesegneter Dummheit unseren Künsten gegenüber verharrt, ist es überhaupt für keine Frau unmöglich, zur Mutterschaft zu gelangen. Was aber meine bescheidene Person betrifft, so habe ich bisher einfach keine Zeit dazu gehabt. — Nein, nein, lachen Sie nicht! Ich mußte doch wuchern mit dem Pfündchen, das mir gegeben ist. Ich habe nämlich eine Schule eingerichtet, in der Damen jeden Alters und Standes Bürgerkunde treiben und nebenbei öffentlich reden und vielleicht sogar ein bißchen privatim denken lernen können. Mein System beruht auf der Kenntnis unserer Schwächen. Ich strafe durch Beschimpfungen, die die weibliche Eitelkeit am schwersten treffen, und belohne durch Pralinés. Mit dieser Methode habe ich so schöne Erfolge zu verzeichnen gehabt, daß ich meinen Lebensberuf in solcher Schulmeisterei gefunden zu haben glaube. —

Ihr andern aber, die Ihr Euch nicht auf solchen inneren Beruf zu einer absolut nützlichen und notwendigen Tätigkeit herausreden könnt, Ihr müßt Kinder in die Welt setzen, was das Zeug halten will, ob es Euch Vergnügen macht oder nicht. Jedenfalls macht Ihr damit den Männern kein Vergnügen und dadurch ist immerhin schon etwas gewonnen für die Erhöhung des moralischen Standpunktes der Menschheit, denn wir haben ja gesehen, daß bei den Vergnügungen der Männer immer etwas Unmoralisches herauskommt."

Unter dem jubelnden Beifall der gesamten Zuhörerschaft verließ Fräulein Tiedgens das Podium.

Bella Maßmann war unter denen, die wie besessen applaudierten und aus vollem Halse Bravo schrien. Als sie aber bemerkte, daß ihre Freundin sich nicht an dem Beifall beteiligte, sondern sogar zweifelnd den Kopf schüttelte, da stellte sie ihr Toben alsbald ein und fragte sie, den Mund ganz nahe an ihr Ohr bringend, ob sie denn etwa mit der Beweisführung der Tiedgens nicht einverstanden sei.

Karen Holmsen hob die schmalen Schultern hoch. „Ich weiß wirklich nicht. Das kommt mir alles wie ein schlechter Spaß vor."

„Nicht wahr?" entgegnete die Maßmann eifrig. „Blödsinnige Übertreibung, sage ich auch. Nun hören Sie bloß, wie sich die Weiber anstellen! Der einstimmige Schrei nach dem Kinde! Glauben Sie daran? — Ich nicht. Wenn ich schon schreie, dann

schreie ich nach dem Manne." Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. Sie hatte einen großen Respekt vor Fräulein Holmsen, die kleine Maßmann, weil diese erstens aus dem Vaterlande Ibsens stammte, wo die Noras und Hedda Gablers bekanntlich billig wie die Brombeeren sind, und weil sie zweitens studiert und trotz ihres Geldes und ihres immerhin angenehmen Äußeren bisher nicht geheiratet hatte. Sie sah das alles als ein Zeichen ungeheurer geistiger Überlegenheit an und bemühte sich eifrig, in allen bedeutenden Fragen der Ansicht der Norwegerin zu sein. Da aber diese Dame in ihr Lachen nicht einstimmte, wurde die kleine Bella Maßmann wieder unschlüssig und ermunterte ihre Freundin eifrig, sich doch ja zum Wort zu melden. Es wäre doch riesig pikant, wenn eine Dame die Moral der Männer verteidigen würde.

Fräulein Dr. Ulm hatte nämlich, nachdem sich der Beifall gelegt, die Diskussion eröffnet und die Damen, die etwas zur Tagesordnung zu sagen hätten, aufgefordert, sich in die Rednerliste eintragen zu lassen.

Daraufhin war es ganz still geworden. Es meldete sich niemand zum Wort. An allen Tischen sah man die Damen die Köpfe zusammenstecken und sich gegenseitig ermutigen, aber es fand sich dennoch keine, die den Anfang machen wollte.

Da reckte sich plötzlich aus dem zischelnden Geflüster eine robust knarrende Stimme empor. Es war die biedere Bolette Aamundsen, die während des ganzen Vortrags an einem schönen französischen Satze

gebaut hatte, mit dem sie nunmehr Fräulein Bella, die sie vorhin zuerst mit einer Ansprache beehrt hatte, überraschte. „Quand on a vomisé, on se trouve toujours meilleur. Il n'y a aucun chagrin, qui pourrait résister a un bon vomissement."

Ein allgemeines Gekicher belohnte diese wohlwollend gespendete hygienische Aufklärung. Die Damen am Vorstandstisch aber hatten gerade etwas miteinander zu besprechen gehabt und darum die französische Zwischenbemerkung nicht verstanden.

Fräulein Ulm erhob sich und fragte, ob die Dame sich zum Wort melden wolle, sie bat um Entschuldigung, daß sie ihre Bemerkung überhört habe. Da kreischten einige der jüngeren Damen laut auf vor Vergnügen und selbst Fräulein Holmsen mußte lachen. Sie übersetzte ihrer verwunderten Tugendhüterin, was man von ihr wollte, und da bekam diese Dame einen gewaltigen Schreck, streckte abwehrend beide Hände gegen den Vorstandstisch aus und rief ganz laut in das allgemeine Gelächter hinein: „Nä, nä! Gud bevares!"

Die Versammlung hätte sich wohl noch längere Zeit auf Kosten der tauben Bolette belustigt, aber da tauchte plötzlich auf dem Podium eine Gestalt auf, die sofort alle Blicke auf sich zog. Eine schlanke, ziemlich große Gestalt in einem gut sitzenden Schneiderkleid und einem ungeheuren, mit grünen Federn überladenen Hut, trat an den Vorstandstisch, nannte ihren Namen und bat ums Wort.

Und nun wandte sie ihr Gesicht der Versammlung zu. Ein schmales, krankhaft bleiches Gesicht mit einem unnatürlich groß erscheinenden dunklen, tiefliegenden Augenpaar und einem ebenfalls großen Munde mit stark aufgeworfenen blassen Lippen darin.

Die Glocke der Vorsitzenden ertönte und sobald Ruhe eingetreten war, drückte die neue Rednerin die Rechte theatralisch auf ihr Herz und begann mit vor Aufregung bebender Stimme also zu sprechen: „Meine lieben Mitschwestern! Bis vor fünf Monaten war ich noch Straßendirne — ganz gemeine Straßendirne in der Friedrichstraße . . ."

„Bravo!" rief eine Stimme aus dem Hintergrunde.

Alle Damen drehten den Kopf nach rückwärts. Fräulein Dr. Ulm schnellte von ihrem Sitz empor und rief mit finster zusammengezogenen Brauen: „Wer hat da Bravo gerufen? Ich muß mir solchen Unfug ernstlich verbitten!"

Keine Antwort. Aber an allen Tischen Aufstehen, Hälserecken, aufgeregte Spannung.

Und Fräulein Ulm mit erhobener Stimme: „Es ist einer von den beiden Herren gewesen, die uns die — Ehre ihres Besuches geschenkt haben. Ich möchte doch darauf aufmerksam machen, daß den Damen zwar das Recht zusteht, männliche Gäste in unsere Versammlung einzuführen, daß sie aber auch der Allgemeinheit gegenüber für die Qualität dieser Gäste

verantwortlich sind. Ich muß also dasjenige unserer Mitglieder, welches diesen Herrn da eingeführt hat, bitten, sich zu erklären, ob es die Verantwortung für sein ferneres Wohlverhalten übernehmen will, oder aber den Herrn ersuchen, das Lokal zu verlassen."

Totenstille. Da erhoben sich die beiden jungen Männer im Hintergrunde, und der eine von ihnen, dessen noch frische und überaus zahlreiche Schmisse seine hochgradige akademische Aktivität bewiesen, drückte seinen Kneifer fester auf die geflickte Nase und rief dann in kläglichem Tone mit einer unbestimmten Handbewegung nach der Versammlung hin: „Siehst du, Röschen, jetzt verleugnest du mich. Ich finde das aber nicht hübsch von dir. — Guten Abend, meine Damen. Es war sehr schön — es hat mich sehr gefreut."

Unter tiefem Schweigen der Versammlung nahmen die beiden jungen Herren ihre Garderobe von den Wandhaken und verließen das Lokal wie gewünscht. Sobald sie aber die Tür hinter sich geschlossen hatten, brach der Entrüstungssturm los. Pfuirufe und schwere Injurien wurden den Frechlingen nachgeschleudert. Hände ballten sich drohend, Augen schossen vernichtende Blitze und Busen wogten wildbewegt. Unerschüttert in dem wilden Sturm standen Fräulein Ulm und die bleiche Dame im grünen Federhut, die sich so kühn zur Friedrichstraße bekannt hatte. Sie hielt nun beide Hände aufs Herz gedrückt. Und als sich endlich die sittliche Empörung über die männliche Ge-

meinheit einigermaßen beruhigt hatte, fuhr sie, die umränderten Märtyreraugen zur Decke emporgehoben, in ihrer Rede fort.

„Ja, meine lieben Mitschwestern, jetzt, wo wir unter uns sind, wiederhole ich es ohne Scheu, ich war bis vor fünf Monaten eine gemeine Straßendirne."

Aber weiter kam sie nicht. Denn nun erhob sich Frau Lauer mild lächelnd, zupfte die Rednerin von rückwärts am Ärmel und sagte mit ihrer sanften mütterlichen Stimme: „Mein liebes Kind, ich glaube, Sie sind in einem Irrtum befangen. Sie sind hier in keiner Versammlung der Heilsarmee, und wir fühlen uns keineswegs berufen, Sündenbekenntnisse entgegenzunehmen."

Das bleiche Weib drückte ein winziges Tüchlein an ihre Augenhöhlen, dann sah sie sich mit schmerzlichem Lächeln um und sagte, unsicher stockend: „Das weiß ich wohl, liebe Dame. Ich dachte nur ... Weil man doch hier die Männer als alle zusammen unmoralisch hingestellt hat, da müßte ich doch aus meiner Erfahrung etwas dagegen sagen. Es mag ja vielleicht nicht häufig vorkommen, aber bei mir ist es doch so gewesen, weil mich doch nämlich ein Herr aus dem tiefsten Sumpfe herausgezogen hat. Es hat mir doch sonst nie jemand im Leben geglaubt und niemand hat Vertrauen zu mir gehabt. Meine Mutter hat mich aus dem Hause gejagt und meine Schwestern und alle meine Freundinnen haben vor

mir ausgespuckt, wie ich noch gar nicht einmal schlecht war, sondern bloß dumm und leichtsinnig. Und seitdem habe ich überhaupt nie wieder von einer Frau ein freundliches Wort gehört. Und wie ich ganz schlecht, ganz drunter durch war, da ist dieser Mann gekommen und hat meinen Tränen geglaubt und hat gesagt, er will mir die Gelegenheit geben zu zeigen, daß ich's wirklich ernst meine. Ich muß arbeiten wie ein Pferd. Ohne Handschuhe kann ich meine Hände nicht sehen lassen. Er hält mir kein Dienstmädchen. Ich muß die vier jungen Leute vom Geschäft und das ganze Haus allein besorgen und auf alles verzichten, was ich früher genossen habe. Ich muß in der Küche essen und in der Dachkammer schlafen. Bloß, wenn ich mit allem fertig bin, dann darf ich mich besser anziehen, und eine Stunde mit seinen beiden russischen Windhunden spazieren gehen. Und wenn ich das alles ein Jahr lang untadelhaft durchgeführt habe, dann wird dieser Mann mich zu seiner Frau machen."

Abermals unterbrach Frau Lauer die Rednerin: „Ja, das ist alles sehr interessant und auch sehr ehrenwert von Ihnen; aber ich glaube, es gehört doch wohl nicht zur Sache."

Ein flüchtiges Rot huschte über das blasse Gesicht der armen Sünderin. „So? Das gehört nicht zur Sache, meinen Sie? Na, dann kann ich ja ..." Sie schickte sich an, das Podium zu verlassen, blieb aber noch einmal zögernd stehen, warf den Kopf zurück und

nahm ihre ganze Kraft zusammen, um mit leidlich fester Stimme in die Versammlung hineinzurufen: „Wie ich das in der Zeitung gelesen habe, daß hier von den Damen bewiesen werden soll, alle Männer wären unmoralisch, da habe ich mir gedacht, da kannst du nicht zu Hause bleiben. Da mußt du hingehen und Zeugnis ablegen und sagen, es ist nicht wahr, denn du weißt es besser: so niederträchtig und neidisch und heimtückisch und hochmütig wie die Frauen gegeneinander sind, so sind die Männer doch nie. Und überhaupt — Großmut und Gerechtigkeit gibt es nur bei den Männern. Das wollte ich Ihnen bloß sagen." Ihr großer Mund verzog sich zu einer höhnischen Grimasse und dann stieg sie rasch vom Podium herunter und verließ, sich zwischen den Tischen durchschlängelnd, den Saal.

Als ob ein ganzes Nest voll Giftschlangen lebendig und ein ganzes Bataillon von Katzen von einer Hundekolonne gestellt worden wäre, so zischte und fauchte die Entrüstung der Damen hinter dem grünen Federhut her. „Unerhörte Frechheit!" hörte man die fette Stimme einer dicken Würdenträgerin aus der ersten Reihe heraus. Und ein eingetrocknetes älteres Fräulein sprang gar auf die Füße und krähte zum Vorstandstisch hinauf: „Es müssen entschieden Vorkehrungen getroffen werden, damit solche Elemente sich nicht in unseren Kreis eindrängen können."

Fräulein Holmsen aber flüsterte ihrer Freundin zu: „Schade, daß sie so geschwind fort ist, ich hätte

dem armen Tier gern die Hand gedrückt für seine Tapferkeit."

Die allgemeine sittliche Entrüstung hätte sich schwerlich so bald beruhigt, wenn nicht das Erscheinen einer höchst imposanten Persönlichkeit auf dem Podium die Aufmerksamkeit der Damen erregt hätte. Da ging nämlich jetzt eine stolze Fregatte vor Anker, die in bunter Flaggenparade prangte. Über dem Postament der mächtig vorgewölbten Büste erhob sich in roter Lockenfülle das wie von einer Mauerkrone geschmückte Haupt einer antiken Stadtgöttin. Durch reichliche Verwendung von Puder und Schminke waren dem matronenhaften Gesicht einige Lustra abgeschwindelt. Die bedeutenden Formen wurden von karriertem hellen Seidenstoff umhüllt und eine ganze Juwelierauslage war auf die zehn Finger, Handgelenke, Ohren und den Hals der Dame verteilt.

„Um Gottes willen! Wer ist denn das?" erkundigte sich Karen Holmsen bei ihrer Freundin.

Die kleine Maßmann, die es auch nicht wußte, drängte sich diensteifrig, geschmeidig wie ein Frettchen, zwischen den Tischen durch, um von einigen älteren Vereinsmitgliedern zu erfahren, wer die Dame sei. Sie hatte sich tatsächlich zur Tagesordnung zum Wort gemeldet, die Vorsitzende hatte sie der Versammlung als Frau Gräfin von Soundso vorgestellt. Ein schwieriger polnischer oder russischer Name war es, den niemand so recht verstanden hatte. Die Dame war mit ihrer Rede bereits in

vollem Zuge, als Bella Maßmann mit ihrer Auskunft an den Tisch zurückkehrte.

Aber was bedeutete denn das? Karen war neben ihre taube Hüterin, die gewaltige Bolette gerückt und klammerte sich mit beiden Händen wie schutzsuchend an deren Arm, während sie mit weit aufgerissenen Augen ganz entgeistert die rothaarige Rednerin da oben auf dem Podium anstarrte. Sie sah jetzt so blaß aus wie vorhin die tapfere Bekennerin in dem grünen Federhut. Und sobald sie der Freundin ansichtig wurde, streckte sie die linke Hand nach ihr aus und zog sie dicht zu sich heran. Sie kannte diese Frau nicht, die da oben sprach, hatte sie nie gesehen. Aber es ging etwas von ihr aus, das sie beängstigte. Die Fremde sprach schnell, abgerissen; Karen verstand kaum den Zusammenhang, faßte nur hier und da ein schrilles, weit durch die Luft geworfenes höhnisches Wort. Es war eine Blütenlese von Aussprüchen von Männern über das Weib; das Giftigste, Stechendste, das je ein Mannesmund ausgesprochen, war hier zusammen getragen. Sie hörte Schopenhauers, hörte Strindbergs Paradoxe — sie klangen von diesen Lippen noch wilder, noch giftiger und gehässiger. Und immer wieder drang der Grundton durch: „Das sind unserer Gegner brutale Waffen — — und wir, wir sollten mit Blumen kämpfen?"

Eine seltsam faszinierende Angst packte Karen. Heiß vor Aufregung, ohne einen Blick von der Frau auf dem Podium zu wenden, raunte sie ihrer Freundin

zu: „Wer ist dieses Weib? Hören Sie doch, was das Weib da spricht! Ich will wissen, wer diese Person ist."

Leise gab Bella Maßmann der Freundin zurück: „Was ist Ihnen denn nur, liebste Karen? Was regen Sie sich denn so auf? Die Dame da? — Ja, das soll eine ganz merkwürdige Person sein. Sie war mal sehr berühmt oder berüchtigt wegen ihrer Abenteuer mit einem bedeutenden Politiker. Ich habe den Namen nicht recht verstanden. Sie soll es darauf angelegt haben, mit allen bedeutenden Männern, die gerade viel von sich reden machen, anzubandeln. Eine fabelhafte Gewalt soll sie über die Männer haben. Viermal war sie verheiratet und kürzlich erst, in ihrem zweiundfünfzigsten Jahre, hat sie den fünften erwischt. Einen reichen polnischen Grafen. Er soll sogar ein hochgebildeter und noch jugendschöner Mann sein. Ist es nicht unglaublich? — Was haben Sie denn nur?"

Aber Karen antwortete nicht. Ohne sich klar über ihre Gefühle zu werden, empfand sie doch, daß eine ähnliche Macht hier auf ihre Instinkte wirkte, wie die, die sie vor einigen Stunden — gegen ihren Willen — den Paradoxen Gaston von Dülferts so ängstlich lauschen machte. Und es war ihr, als müsse sie warten, warten auf irgend etwas seltenes, sonderbares, auf irgend ein freches, höhnisches Wort, das die Gräfin wie einen Giftpfeil ihr ins Gesicht schleudern würde.

War es nicht, als ob sie nur zu ihr spräche? Diese großen flackernden Blicke zuckten durch den Saal, hefteten sich glühend in ihre Augen. Karen zitterte, sie fühlte: nun mußte es kommen. Und schrill und scharf sprang das Wort durch die heiße Luft: „Was ist das Weib? — Immer und ewig der Beweis für das Dasein des Teufels!"

Wie ein Peitschenhieb traf es. Aber zugleich kam auch eine Befreiung, eine Erlösung wie von einem ungeheuren Drucke über sie.

Die Zähne aufeinandergepreßt, aber die Lippen weit öffnend und die kleinen Fäuste drohend ausgestreckt, knirschte sie: „Sie soll nicht weiter lesen! Ich will's nicht hören! Das ist infam!" Sie stützte sich schwer auf ihre beiden Hände, reckte sich empor, wankte und fiel ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück.

Drittes Kapitel.

Sehnsucht.

„Nein!“ sagte Karen. „Steig' du nur in die Droschke und fahr heim! Wir wollen noch ein bißchen spazieren gehen.“ Und plötzlich lachend, zog sie mit einer ihrer unbegreiflichen Aufwallungen die kleine Maßmann an sich und sagte hastig: „Wir wollen ein bißchen durch den schönen Regen gehen.“

Die brave Frau Bolette Aamundsen, den einen Fuß schon auf dem Wagentritt, um ihre wogende Masse in die Droschke zu schieben, erschrak so, daß sie vor Verwunderung nur schnaufen konnte. Und man hörte aus dem Ächzen nur zuweilen immer wieder: „Gud bevares! Hva' ha du dok, litten Karen? Gud bevares!“ Bis ihr Karen durch einen kleinen, sanften Puff in den Wagen half; da lag sie plötzlich auf dem Sitz und bevor sie selber noch recht wußte, wie es denn zugehen konnte, daß sie die kleine Karen mit ihrer jungen Freundin mitten in der Nacht, mitten in Berlin, allein auf der Straße ließ, was doch sicher ganz unpassend war, fuhr sie schon davon.

Karen hatte den Wagen zugeschlagen, dem Kutscher das Hotel genannt und ihn ungeduldig angetrieben: „Aber ein bißchen flink, mein Guter!“ Und nun stand sie, die schmale weiße Hand an der Hüfte der kleinen

Berliner Freundin, und sah der Droschke nach, die im dicken, vom Licht der Lampen geweißten Nebel langsam zu zerrinnen schien, in den aufgesperrten Rachen der regnerischen Nacht hinein.

Und Karen sagte mit ihrer hellen, harten, hämmernden Stimme spöttisch: „Gud bevares!“ Und Karen lachte, mit ihrem kurzen, klöppelnden Lachen, in welchem jeder Ton einzeln aus der Kehle sprang, daß es wie bei einem Spiel auf gläsernen Glocken klang. Und erst als die winzige Maßmann, sich an sie drückend, plötzlich ihre Hand nahm und sie die heißen Finger der munteren Freundin zucken fühlte, schrak Karen auf und jetzt erinnerte sie sich erst. Sie sah sich um, sie standen ja noch immer vor der Kneipe. Ihr war's, als wären Jahre vergangen, seit dies geschehen war, oder als hätte sie bloß einmal vor langer Zeit bös geträumt. Jetzt aber brach der alte Traum wieder auf und verfolgte sie. Sie zitterte vor Angst, wie jemand, der Fieber in sich aufsteigen fühlt; ihr weißes Gesicht wurde scheckig, von ganz kleinen runden roten Tupfen auf den Wangen, wie ihr zuweilen geschah, wenn sie starken kalten Punsch oder einen schweren Wein getrunken hatte. In dieser raschelnden Angst, die klirrend durch ihren schmalen hastigen Leib fuhr, riß sie die Freundin mit und die beiden hellen jungen Mädchen rannten im feinen grauen Regen die naß glitzernde Straße hinab, wie von einer nachjagenden Gefahr verfolgt, um nur der Erinnerung an den bösen Traum zu entkommen.

Sie wußten nicht wohin. Immer, wenn sie an eine Seitenstraße kamen, bogen sie ein. Und nur aus dem Licht weg, nur immer tiefer in die Nacht hinein, von den lauten Menschen fort, die sie hinter sich hasten hörten, und hinüber, unter Bäume, dem Tiergarten zu. An den Händen hielten sie sich, laufend, sie hörten sich atmen und das Herz schlug ihnen vor Erregung und vor Angst und auch aus Lust an der Bewegung, wie sie so mit ihren kleinen unverzagten Schritten durch den stillen Regen rannten.

Und immer dachte sich Karen dabei: Was ist denn aber eigentlich geschehen, wie war es doch nur? Sie hatte solche Furcht, sich zu erinnern, aber zugleich trieb es sie dazu, und sie quälte sich geheimnisvoll ab, wieder zu finden, was mit ihr geschehen war. Sie sah nur noch immer das wüste flackernde Gesicht jener gräßlichen, von bunten Steinen flirrenden, geschminkten Frau und hörte die Peitsche ihrer höhnischen alten Stimme knallen. Und dann fühlte sie wieder diesen entsetzlichen Zwang, aufzuspringen und der behängten Alten in die hämische Fratze zu schlagen, um sie zu züchtigen vor der ganzen Welt, und sich zu rächen, wie für einen unerträglichen Schimpf, mit dem sie ja nicht weiter leben konnte, bis nicht das entsetzliche Weib vernichtet und ausgetilgt war! Und noch immer schrie alles in ihr auf: „Schweigen soll sie! Ich will sie nicht mehr hören! Es ist infam!" Dann aber wußte sie nichts mehr, sie hörte nur noch den Tumult der aufspringenden, kreischenden, erschreckt

flüchtenden, erregt drohenden, an ihren Tisch und zur Tribüne drängenden Frauen und die schrille, heisere Glocke der Präsidentin, die, machtlos gebietend, ihren weißen Hals aus dem langen, faltigen, schwarzen Kleide hob. Und dann hatte sich plötzlich vor ihr die riesige Masse der guten Aamundsen aufgestellt, wie ein ungeheurer Wall aus Fett. Auch ihre neue Freundin sah sie neben sich, mit ihren kleinen Fäusten tapfer für sie kämpfend, zornig aufgesträubt, wie ein beleidigter weißer Forterrier. Dann aber schob sich im Gedränge plötzlich ein Gesicht durch, alles schien zu schwinden, der Saal mit den Frauen zerstob, nur dieses Gesicht war noch vor ihr da, ein glattes, spöttisches, abwechselndes Gesicht mit solchem Hohn in den wasserklaren kalten Augen und solcher Kraft um die harten versagenden Lippen, und sie wußte doch, daß er es ja nicht sein konnte, der saß doch jetzt in der Oper, um die Stimme der Destinn zu trinken! Da schämte sie sich so, sie hätte lieber sterben mögen, dann aber waren ihr die Sinne gesunken. Man trug sie durch den Saal fort, zwischen den gierigen Augen der Zecher durch. Erst im stillen Regen, der seine dünnen, grauen Fäden um das fließende Licht der Laternen spann, war sie dann draußen erwacht.

Der Regen tat ihr gut. Plötzlich war ihr ganz hell und froh. Sie fühlte nur den sanften Regen an ihren heißen Wangen rinnen und atmete die nasse, weiche, nebelnde Luft ein. Sie war ein bißchen müd,

aber von einer guten, schmeichelnden, behaglichen Müdigkeit, in die sie sich am liebsten zurückgelehnt hätte, wie in einen tiefen, weichen Stuhl, um ein wenig zu schlafen.

Da sah sie die kleine Freundin neben sich, die noch voll Zittern war, und über ihr schnaufte der wankende Turm der entsetzten Aamundsen. Das kam ihr plötzlich alles so lustig vor, in der weiten, naß durch den Nebel glitzernden Straße, und auf einmal hatte sie jetzt das Leben wieder sehr lieb, besonders aber diese niedliche Maßmann mit ihren großen verschreckten schwarzen Augen in dem bleichen, ungewissen, verlorenen Gesicht. Und sie dachte sich: Wie dumm sind wir, uns hier herumzutreiben, statt uns irgendwo, bei mir daheim, in einem kleinen Boot zu schaukeln, ganz dicht beisammen und Hand in Hand, während der helle lachende Wind vom Norden bläst! Sie wußte jetzt erst, wie lieb ihr die neue kleine Freundin war. Ein bißchen komisch fand sie sie ja, in ihrem hilflosen Eifer, überall zu wirken und sich zu regen. Aber gerade das dachte sie sich so wunderschön, einen Menschen lieb zu haben, den man dabei manchmal auch noch ein bißchen auslachen kann!

Und plötzlich hatte sie nur den Wunsch, mit ihr in die weite Welt hinauszulaufen! Da lachte sie, stieß die Alte, die vor Schreck noch gar nichts wußte, in den Wagen und trieb den Kutscher fort. Und jetzt liefen sie wirklich, ihre kleine muntere Freundin und sie, liefen im zittrigen Nebel durch die weiten Straßen

hin, Hand in Hand, während ihre Herzen schlugen, als liefen sie bis an das Ende der Welt!

Im Tiergarten stand die kleine Maßmann plötzlich still. „Einen Augenblick!“ sagte sie.

Ein Dampf schwamm auf den Wegen, aus der Erde rauchend, als schwitzte sie. Es war eine silbrig schäumende Luft, so licht und dünn wie das helle leise Klingeln der Straßenbahnen in der Ferne. Dumpf stieß irgendwo drüben ein Automobil durch die Nacht. Die langen, kahlen Bäume stachen in den schwarzen Himmel. Überall aber war, unter dem stillen Regen, ein Schweben und ein Fliegen von Dunst und Dampf, als käme der Atem der ganzen Stadt mit weißen und grauen Flügeln durch den Garten geritten. Die zwei Mädchen standen, keinen Menschen hörten sie rings.

Dann sagte die kleine Maßmann, wie vor der weiten Stille plötzlich erschreckend: „Wollen wir wieder gehen? Wenn es Ihnen recht ist!“

Karen antwortete: „Gehen wir!“ Doch nach ein paar Schritten blieb sie wieder stehen, sah die rastlose winzige Freundin an und fragte hell: „Aber warum sagen wir uns Sie?“

Die großen Augen der Kleinen sprangen auf. Erst konnte sie gar nichts sagen. Plötzlich aber lag das törichte Kind lachend und weinend in den Armen des schlanken nordischen Mädchens.

Karen sagte: „Erwürge mich nur nicht! Wer hätte gedacht, wie wild du bist? Und warum weinst du denn?“

Die kleine Maßmann stammelte: „Ich weine ja nicht, ich weine doch nicht, sondern, sondern —" Sie hatte keinen Atem mehr und schluckte nur. Dann aber lachte sie hell und sagte: „Sondern bloß weil ich doch so froh bin, ich bin ja so froh, rundherum und durch und durch bin ich froh!" Und sie lachte nur immer noch und schüttelte sich und sprang. Auf einmal sagte sie: „Du weißt es ja gar nicht. Aber eine arme Katze hast du aus dem Wasser gezogen!"

Karen sagte, haltend, ins Dunkel der Bäume zeigend, in den gleitenden Dunst hinein: „Schau, wie's dort geheimnisvoll schwebt! Gibt es Hexen in der Stadt Berlin?"

Die Maßmann sagte vergnügt: „Lange weiße Hemden haben sie." Und eilends zog sie die Freundin mit: „Wir wollen mit ihnen tanzen!" Dann aber schmiegte sie sich dicht an sie und sagte ganz leise: „Denn jetzt ist mir ja jedes Märchen möglich!" Und dann, noch leiser: „Seit das jetzt geschehen ist, kann ich alles glauben." Und dann bog sie sich ganz sachte vor und nahm ganz leise die schmale weiße Hand der nordischen Freundin, hob sie ganz langsam bis an ihren Mund und küßte sie. Jeden ihrer langen Finger küßte sie, dann drehte sie diese weiße Hand um und küßte den schmalen Teller, die schönen, klaren, scharfen Linien entlang.

Lange gingen sie stumm. Leise knirschte der Weg. Dann sagte Karen: „Also man sieht, eure Versammlungen haben ja doch einen Zweck."

„Nicht spotten!" bat die kleine Bella leise. Und dann lachte sie lustig auf und sagte: „Das ist doch jetzt alles so ganz weit von uns weg, ich weiß gar nichts mehr davon." Sie schmiegte sich wieder an und indem sie, in den grauen Mantel des Regens eingehüllt, zwischen den kahlen Ästen gingen, nahm sie die Hand der Freundin immer wieder und hob sie zärtlich und hielt sie fest.

Plötzlich fragte Karen: „Aber warum denn? Warum gehst du zu den entsetzlichen Weibern? Warum hast du mich hingebracht?"

„Sei nicht bös!" bat das winzige Mädchen kleinlaut.

Karen lachte. „O ihr Deutschen! Wie seltsam seid ihr doch! Wer anders denkt, muß bei euch immer gleich ‚bös' sein? Warum denn? Du könntest für die scheußlichen Weiber schwärmen und ich hätte dich doch lieb. Wenn ihr aber einen Menschen lieb haben sollt, verlangt ihr, daß er euch gleiche, und wer sich anders trägt, als du für schön beschlossen hast nach deinen neuesten Anschauungen über das Recht und die Freiheit der Frauen, dem könntest du nicht gut sein. Wie dumm! Das Schöne, wenn man einen Menschen lieb hat, ist doch, daß man gar nichts dafür kann, sondern es ist da, ob man will oder nicht. Und wie wohl wird einem, wenn etwas in das Leben kommt, das stärker ist, so daß man gar nicht erst darüber nachzudenken braucht, ob man es denn auch soll und darf, weil dies alles ja doch nichts

hilft, weil sich hier endlich einmal das Schicksal den Mut nimmt, nicht erst lange zu fragen, sondern seinen Willen zu tun, weil man muß, einfach muß, ungefragt und unbekümmert muß! Das ist doch das Schöne! Hast du's denn noch nie gespürt?"

Die Kleine riß ihre verängsteten Augen auf, das weite leere Gesicht zuckte. Traurig sagte sie: „Nein. Ich habe das noch nie gespürt. Denn ich habe noch nichts gespürt. Im ganzen Leben habe ich noch nichts gespürt." Und nach einer Weile fuhr sie fort, indem ihr Zorn wehmütig wurde: „Das ist es ja. Darum muß ich überall suchen." Und ängstlich fragte sie wieder: „Also du bist mir nicht bös? Ich hasse ja diese stupiden Weiber doch auch, glaube mir! Nie mehr sollen sie mich sehen!"

„Hör doch lieber zu, was ich dir sagen will!" sagte Karen, ein bißchen ungeduldig.

„Ja", sagte die kleine Maßmann gehorsam.

Fräulein Karen Holmsen machte große Schritte und im Gehen nahm allmählich auch ihre Stimme denselben Takt an, wodurch sie etwas Marschierendes bekam. Wie man ein Marschlied anstimmt, so redete sie mit festen Tritten los, eins zwei, eins zwei, und die Trommel schlug. „Also! Wenn man einen Menschen gern hat, ist das Schönste daran, daß man muß. Es kommt über uns und ist so stark, daß wir fühlen, nichts dagegen zu können. Und eben dieses Gefühl, ganz schwach und preisgegeben und von sich selbst erlöst zu sein, macht uns so froh. Nun ist es

doch logisch, daß dieses Gefühl um so stärker sein muß, je mehr der Mensch, den wir lieb haben, anders ist als wir und anders als uns sonst die Menschen erwünscht sind. Denn desto stärker werden wir dann seine Macht über uns und die Erlösung von unserem eigenen Willen empfinden. Es ist also dumm, wenn man den Wunsch hat, daß Menschen, die wir gern haben, uns gleichen sollen, sondern je mehr sie sich im Gegenteil von uns entfernen, so daß wir sie eigentlich gar nicht begreifen können, aber doch lieb haben müssen, desto schöner wird es sein. Das ist doch klar. Und man kann sagen, daß darin wahrscheinlich das tiefste Geheimnis und das größte Wunder unseres ganzen Daseins besteht." Sie hielt plötzlich ein, sah die kleine Freundin an und fragte: „Was hast du denn?"

Die Freundin schrak zusammen und sagte verwirrt: „O nein, nichts, warum denn?" Aber dann schoß es aus ihr, mit rauchender Stimme: „Ich bewundere dich so! Und ich beneide dich! Euch im Norden läßt man ganz anders aufwachsen als uns. Ihr dürft nachdenken, davon habt ihr diese wunderbare Freiheit und es gelingt euch, in allem klar und fest zu werden. Noch nie hat man so mit mir gesprochen wie du! Denn über das, was den Menschen eigentlich angeht und was er durchaus wissen möchte, weil er doch sonst gar keinen Baugrund zum Leben hat, schämt man sich ja bei uns zu reden und so leben wir in Gedanken und Beschäftigungen dahin, die

mit uns selbst nichts zu tun haben. Das hat mich ja doch immer so gequält. Jetzt aber bist du gekommen, du, jetzt bist du da!"

„Wie wir uns kennen lernten," sagte Karen, „bist du mir zuerst eigentlich ganz gleichgültig gewesen. Du hast mich nur neugierig gemacht. Ihr alle hier macht einen neugierig! In euch ist ein Rennen und Rufen, ihr drängt und stoßt, man glaubt immer, jetzt gleich muß etwas Ungeheueres vorgehen, das sieht man euch an! Aber nie erfährt man, was! Die ganze Zeit hier frage ich mich stets, wohin ihr denn so drängt? Immer ist es hier wie vor einem großen Krieg. Aber gegen wen? Aber wofür? Das erfährt man nicht. Eine ungeheuere Spannung liegt auf eurer Stadt. Man hat das Gefühl: Nein, länger können sie das ja nicht mehr aushalten, morgen wird der Kessel springen! Er springt aber nicht und ihr lebt ganz ruhig fort, als wäre diese Spannung, die Fremden unerträglich scheint, für euch ein Element von schönster Behaglichkeit. Dies können wir nicht verstehen, weil bei uns daheim, was einmal gedacht worden ist, dann doch auch geschehen muß. Ihr aber habt die Sitte, alles zu denken und nichts davon zu tun. Manchmal, wenn man euch hört, muß man meinen, daß es einen verwegeneren Menschenschlag nirgends in Europa mehr geben kann. Wenn man aber dann euer Leben sieht, hat es von dieser Verwegenheit nichts. Ihr seid mir recht und euer Leben ist mir recht, aber entweder müßtet ihr denken wie

ihr lebt oder ihr müßtet leben wie ihr denkt, sollte man meinen. Und wie ihr es eigentlich macht, daß es zuletzt doch irgendwie zusammengeht, können wir niemals begreifen. Man möchte einem von euch so gern einmal ins Innere sehen, aber dazu gibt sich kein Berliner her, scheint's. Darum sind wir so neugierig auf euch, auf jeden und auf jede, auf alle, die hier leben. Mehr aber warst du mir anfangs gar nicht als eben auch eine von hier — für meine Neugier. Und zu deinen Frauen dort wäre ich doch gar nie gegangen, wenn ich nicht heute —" Sie hielt inne. Dann sagte sie, ein wenig beklommen: „Ich habe heute wieder einmal erlebt, daß Menschen, wie wir sind, Menschen, wie ihr seid, durchaus gar nicht verstehen können. Wir nehmen nur den Klang eurer Reden auf, aber sie geben uns keinen Sinn. Oder vielmehr, der Sinn, den sie allein für uns hätten, ist von euch nicht gemeint, das stellt sich immer wieder heraus; und was wir sagen oder tun, scheint hinwieder euch etwas ganz anderes mitzuteilen, als wir damit ausdrücken wollen. Eine Verständigung ist nicht möglich. Und doch möchte man sich mit manchem Menschen verständigen können. Wirklich weiter nichts als sie verstehen und sich verstanden fühlen. Und wär's bloß, um an ihnen gelassen vorüber zu kommen und weiter zu gehen, ohne sich anzurennen und ohne sich blaue Beulen zu stoßen. Das größte Hindernis im Leben ist, wenn einem einer im Wege steht, den man nicht begreifen kann."

„Wer denn?“ fragte die Kleine mit gequälter Stimme. Gleich aber schämte sie sich, gefragt zu haben, und ihre großen schwarzen Augen hatten Angst.

Karen zog die Lippen ein und sagte: „Wer es auch immer sei. Das ist ja gleich. Das ist wirklich gleich. Jeder, den man menschlich nicht verstehen kann, verwirrt einen und nichts bringt mich so herab als Verwirrung in meinen Gefühlen, wo man dann schließlich nicht weiß, ist es Haß oder Liebe, will man sich wehren oder ergeben oder ob man, um sich zu behaupten, diesem Menschen angehören oder ihn vernichten muß. Da wir nun aber euch alle nicht verstehen, wäre es falsch, sich bei einem einzelnen aufzuhalten. Erst muß ich mir Aufklärung über eure ganze Art verschaffen, die euch allen gemeinsam ist. Darum bin ich zu deinen Frauen gegangen. Dies hat mich hingetrieben.“

„Welche Kraft du hast, dir alles klar zu machen!“ sagte die Kleine scheu.

„Zuerst muß ich mir Aufklärung über euch alle verschaffen,“ wiederholte Karen, „über euch alle, wie ihr hier seid, sonst erstickt mich die Verwirrung. Deshalb bin ich hingegangen. Und nun schau, wie das Leben gütig ist! Jeden Tag geschehen immer noch Wunder. Denn, nicht wahr, Aufklärung habe ich bei den häßlichen Närrinnen keine gefunden, aber dich, du kleines Ding! Dir war ich längst begegnet und doch kannte ich dich nicht. Dort aber, vor der

garstigen Kneipe, während wir den Kutscher riefen, da trieb es mich, dich anzusehen, mit deinem lieben, vor Angst ganz dummen Gesicht, und da warst du mir plötzlich aufgetan, als hätten wir uns seit vielen Jahren gekannt, und ich weiß jetzt, daß wir uns gut sind und einander haben müssen. So geht's, man muß nur suchen, dann findet man schon, nicht das, was man gesucht hat, das fast nie. Doch was liegt daran, wenn man nur doch wieder einmal was gefunden hat, ein Stück Leben, das einem anwachsen kann! Willst du, kleines Ding? Sag, ob du willst!"

„Ob ich will!" sagte die Kleine zwischen Lachen und Weinen. „O Karen! Sieh mich doch nur an!" Und mit stiebendem Lachen wiederholte sie: „Ob ich will! Ob ich will! Und fragt noch, ob ich will!" Und dann warf sie sich an sie und sagte: „O Karen! Da hast du mich mit Haut und Haar! Und, Karen, bis in den Tod!"

„Nun, einen Termin wollen wir uns lieber nicht setzen," sagte Karen. „Ein Jahr oder zwei, wenn das Schicksal will, ist auch eine ganz schöne Zeit. Und wie das Schicksal eben will. Nur keine Verträge machen!" Sie ließ die Worte langsam aus ihrer hochmütigen Stimme tropfen. Dabei löste sie sich von der Freundin, und indem sie wieder ausschritt, hob sie den Kopf ein wenig und stieß das eckige kleine Kinn vor.

Der Regen war geronnen, er floß nicht mehr, sondern hing unbeweglich in der Luft. Karens rotes

Haar leuchtete heraus. Wie manchmal an unruhigen ängstlichen Sommerabenden der fahlrote Ball am Horizont, von dem man gar nicht gleich weiß, ob es der Mond oder noch die Sonne ist. Mit solcher Glut schien ihr Kopf aus dem weißlich grauen Dampf, durch den sie schritt, vor der kleinen Freundin her, die ihr zagend folgte. Plötzlich aber blieb sie stehen und streckte die Hand aus, wartend, bis die Kleine neben ihr war. Dann sagte sie lächelnd: „Ja, kleines Ding, das ist nun einmal nicht anders! Ihr wollt gleich immer schwärmen und kein Wort ist euch dann stark genug. Wir aber trauen Reden nicht, die prächtig gekleidet sind. Daran wirst du dich bei mir gewöhnen müssen. Wir versprechen nicht viel, aber dafür halten wir es; das ist der Unterschied. Ich wünsche mir, einem Menschen gut zu sein und zu fühlen, daß er es mir vergelten kann. Ein solcher Mensch hat mir immer gefehlt. Und plötzlich ist mir jetzt, du könntest es sein. Und das, denke ich, wäre für uns beide wunderschön. Aber wie lange, das kann ich nicht wissen. Und du doch auch nicht. Und wozu auch? Nein, ich will's gar nicht wissen. Was ich weiß, ist bloß —" Sie hielt inne und sah die Freundin an, die mit ihren horchenden schwarzen Augen ganz Erwartung schien.

„Was?" fragte die kleine Maßmann keuchend. „Was weißt du?"

Karen sagte, lächelnd: „Was ich weiß, ganz bestimmt, ist nur, daß wir schon ganz naß sind und

daß ich einen fürchterlichen Hunger habe. Und ich denke mir es sehr lustig, mit dir da irgendwo in einem kleinen Café zu sitzen, zum Schrecken braver Berliner Bürger. Denn wir sehen gewiß alle zwei jetzt höchst bedenklich aus. Magst du?"

Bella schlug ihre hastigen kleinen Hände zusammen und sagte, ganz kindisch vergnügt: „O wie schön! Ich weiß eins ganz in der Nähe. Drüben an der Stadtbahn, im Bogen. Es ist ganz klein und still, höchstens junge Leute mit ihren Mädchen und ein paar Zeitungsleser kommen hin, wir sind ganz ungestört. Ich war noch nie dort, aber denke dir, wie wunderbar, wenn ich vorüber komme — denn der Weg zu meinem Lehrer führt mich stets vorbei, du weißt doch, ich spiele Geige — und immer also, wenn ich da vorüber gehe und durch das Fenster sehe, immer habe ich ein ganz merkwürdiges Gefühl gehabt, ein lockendes Gefühl, als ob ich dort erwartet würde! Dumm, nicht? Aber ich schwöre dir, daß es so war. Immer habe ich bestimmt gewußt, daß sich dort noch einmal mit mir etwas begeben wird. Man lacht sich dann ja selbst aus. Gibt es denn Ahnungen? Und doch! Denn siehst du, jetzt gehen wir hin und ich werde dort mit dir zusammen sein, ganz allein mit dir, wie ich mir das immer so heiß gewünscht habe, seit ich dich kenne! O Karen!"

„Ja," sagte Karen lustig. „Dies soll sich jetzt wirklich begeben. Und schleunigst!" Und sie zog die Kleine durch den dichten Nebel fort. Die Kleine hatte

sich schon wieder erschreckt, denn Karens herzlich spöttischen Ton verstand sie gar nicht. Aber wie sie so den starken Schritt der Freundin an ihrer Seite fühlte, war sie bald getröstet und stapfte tapfer mit. Und ihr wurde dabei so froh, daß sie plötzlich das Bedürfnis hatte, der herrlichen Freundin etwas Großes oder doch sehr Liebes zu sagen. Also sagte sie, mit ihrer zuckenden Hand in den Dampf zeigend: „Durch dunklen Nebel ins helle Glück!"

„Ja," sagte Karen, mit ihrer undurchdringlichen Stimme. „Und aus nassem Regen zum heißen Punsch!"

Sie setzten sich an ein Fenster des kleinen Café's. Immer wieder sagte die Maßmann, als ob sie es noch gar nicht glauben könnte: „Da sitzen wir jetzt ganz allein, ich mit dir und du mit mir und sonst niemand!" Und immer lachte sie dann wieder und wurde ganz rot, als ob das verboten wäre. Karen sagte nichts, sondern aß und trank nur. Voll Bewunderung sah ihr die andere zu. Dann sagte sie: „Du bist doch ein solches Püppchen wie aus Porzellan, daß man sich ja gar nicht traut, deine Finger anzurühren, um nur nichts zu zerbrechen, aber wenn man dich dann essen und trinken sieht, bist du plötzlich eine wilde Wikingerin, wirklich!" Und sie suchte noch ein anderes Wort, fand aber keins mehr, und sagte nur, als wenn in diesem Namen alles eingeschlossen wäre: „O Karen!"

Karen ließ sich dann Zigaretten und noch einmal Punsch bringen. Während sie den Rauch einsog, über das

Tischchen vorgebeugt, die flackernden Augen geschlossen, mit dem kurzen Näschen schnuppernd, erschien in ihrem feinen fast durchsichtigen weißen Gesicht an den schmalen zweifelnden Lippen ein lüsterner und beinahe tückischer Zug, den es sonst nicht hatte. Die Wangen trübten sich, mit ganz kleinen spiegelnden roten Flecken, das Haar warf seinen rostigen Goldglanz in die weiße Stirne, sie schien ganz in Flammen einer unbekannten Gier zu stehen. Plötzlich stieß sie die Zigarette in den Becher, schlug ihre hellen Augen auf, aus denen kleine grüne Funken sprangen, und sagte mit ihrer gläsernen Stimme, die zugleich listig, aber auch von einem leisen Mitleid bewegt klang: „Und nun, Kleines, mußt du mir erzählen."

„Ja," sagte die kleine Maßmann froh.

„Erstens, armes Ding, wie bist du nur unter die gräßlichen Weiber geraten? Was wolltest du dort? Das war doch eine Höllenidee von dir!" Und sie lachte.

Das junge Mädchen setzte sich auf und fragte, recht beschämt und sehr eifrig: „Darf ich dir vom Anfang an erzählen?"

„Vom Anfang der Welt an," sagte Karen belustigt, „wenn du willst! Wie die Deutschen immer, ihr seid gründlich! Und wenn's die halbe Nacht dauert! Desto besser, bei Punsch und Zigaretten!" Und durch den kleinen stillen Raum blickend, fuhr sie fort: „Die halten uns hier sicher für Studentinnen. Sind wir auch! Studentinnen des Lebens, hurra!" Sie trank, sie nahm

noch eine Zigarette, sie lachte. In einer flatternden Hitze stand ihr ganzes Wesen. Und ungeduldig sagte sie: „Also los!"

Es schmeichelte der kleinen Bella sehr, daß sie der nordischen Freundin erzählen durfte. „Als meine Mutter starb, war ich sieben Jahre alt. Mit mir blieb nur eine Schwester zurück, die noch kaum zwei Jahre alt war. Den Vater traf der Tod seiner Frau sehr schwer, auch ließen es seine Sorgen nicht zu, sich viel um uns zu kümmern, er war den ganzen Tag im Geschäft und wenn er heim kam, schliefen wir schon. So bin ich denn als ganz kleines Mädchen schon eine Hausfrau gewesen, ich stand der Wirtschaft vor, ich zog die Schwester groß. Immer war was zu tun, im ganzen Haus herum — und das ist eigentlich meine schönste Zeit gewesen. Bis dann unser großes Unglück kam, bis auch die kleine Schwester starb; ich war eben fünfzehn Jahre geworden. Das kannst du dir nun gar nicht denken, wie das ist, wenn man gewohnt ist, einen Menschen zu haben, der einen braucht, und plötzlich ist er weg! Erst habe ich es ja die längste Zeit selbst nicht begriffen, ich dachte, es wäre nur der Schmerz um das Kind, und so ein Schmerz verheilt doch wieder! Ich wußte die längste Zeit noch nicht, was es war, bis ich nach und nach begriff, daß, wer einmal gewohnt ist, einem Menschen etwas zu sein, das nicht mehr entbehren kann. Dann aber fing ich zu suchen an. Meinem Vater kann ich ja nichts sein, ihn hat der Tod des Kindes ganz zer-

brochen, er tut im stillen seine Arbeit fort, fast wie ein gehorsames Tier, mich aber stößt er weg. Nein, du darfst nicht glauben, daß er bös ist, er ist nur seitdem ganz ausgeschöpft, er hat keine Kraft mehr, einen Menschen lieb zu haben und wenn man nun mit ihm gut sein will, merkt er, daß er es einem nicht erwidern kann, und das tut ihm dann so weh, daß er zornig wird. So bin ich ganz allein seitdem. Ich habe ja versucht, alles mögliche zu lernen und zu treiben, aber was nützt mir das? Was nützt's, irgendetwas zu wissen oder zu können, wenn ich keinen Menschen habe, dem ich damit helfe, der sich darüber freut, dem das alles gehört, was ich weiß und kann? Wozu denn dann? Verstehst du, was ich meine? Und wenn man mir da sagt, daß es doch so viel Schönes im Leben gibt, ja das kann mir aber doch auch nichts helfen, wenn ich keinen Menschen bei mir habe, den es freut! Denn erst dann könnte ich mich auch darüber freuen. Wenn ich was Schönes sehe, wie die Sonne untergeht oder wie es schneit, das macht mich bloß traurig, weil ich die ganze Zeit immer denken muß, daß ich keinen Menschen habe, dem ich es zeigen und dem ich sagen könnte: ‚Schau, wie schön das ist!' Das aber gehört dazu."

„Und da suchst du nun einen solchen, du hilfbereites Mädchen?" fragte Karen mit verschlossener Stimme.

Das junge Ding sah auf die glitzernde Platte des Tischchens und antwortete beklommen: „Mir ist etwas Furchtbares geschehen. Als ich in dieser großen

Sehnsucht nach einem Menschen war, dem ich etwas sein könnte, da kam ein Mann, der mir gefiel. Nun denke dir mein Glück! Alles Schöne war in mir für ihn bereit." Sie schwieg.

Nach einiger Zeit fragte Karen: „Und?"

„Und," sagte die kleine Maßmann, „und er wollte es nicht." Karen lachte leise. Da sah die kleine Maßmann auf und sagte heftig: „Nein, du verstehst mich falsch! Er wollte mich ja. Aber ich erkannte, daß er Häßliches von mir wollte, das, was in mir gemein und schlecht ist, nicht das Schöne, das in mir für ihn bereit war. Nein, das Schlechte, das Gemeine wollen sie von uns."

„Das Schlechte, das Gemeine wollen sie von uns," wiederholte Karen, mit gierigen Lippen an der Zigarette saugend.

Traurig fuhr die andere fort: „So bin ich zu den Frauen gegangen, die von den Männern los wollen. Irgendwo muß es doch Menschen geben, für die das Gute bestimmt ist, das man hat." Sie saß ganz versunken. Dann sah sie plötzlich auf, wobei ihr armes, ungewisses Gesicht hell vor Dankbarkeit wurde, und sagte froh: „Aber jetzt habe ich ja dich!"

„Und für mich, glaubst du, ist das Gute?" fragte Karen.

Die kleine Maßmann erschrak, wie verändert plötzlich die Stimme der Freundin klang, ganz leer und fremd. Aber schon war Karen aufgestanden und mit einer Bewegung, als ob sie fröstelte, sagte

sie kurz: „Ich bin müd'. Ich bin auf einmal sehr müd'. Bitte, laß mir eine Droschke holen. Ich muß heim. Nein, du darfst mich nicht begleiten. Ich bin zu müd'".

In der Droschke sagte sie noch durch das Fenster zu der armen kleinen Maßmann: „Klingle mich doch morgen einmal an, damit wir besprechen, wann wir uns wiedersehen! Vielleicht tust du den Männern Unrecht. Und überhaupt, kleines Ding, dem Schlechten und Gemeinen oder Häßlichen oder wie du das nennst!"

„Wer weiß!" sagte Bella Maßmann und schloß den Droschkenschlag. — „Darf ich meine Geige morgen mitbringen? — Wir könnten mal ein wenig musizieren."

Karen nickte: „Ja bring sie nur mit, wenn dich das freut. Ich freue mich auch, meine Violine wieder mal aus ihrem alten Kasten nehmen zu können! — Adieu Bella, träume von allem Schönen!"

Traurig ging die kleine Maßmann allein durch den Nebel heim.

Viertes Kapitel.

Der Mann der Tat.

Gaston von Dülfert saß im Opernhause wie im Sprechzimmer eines Nervenarztes — in wohliger Mattigkeit, ernst und duldsam einer Suggestionskur hingegeben. Was er da hörte und sah, im weiten, leuchtenden Bühnenrahmen, war Carmen, Bizets Carmen, von der er jeden Ton kannte, jede Szene im Gedächtnis trug. Um der Oper willen war er gewiß nicht hierher gekommen — die Lächerlichkeiten ihres traditionellen Apparates störten ihn ohnehin so sehr, daß er es niemals lange im Theater aushielt. Aber die Destinn stand dort auf der Bühne und hielt mit ihrer Stimme wie mit zauberkräftigen, unentrinnbaren Geisterhänden seine sehnsüchtigen Sinne fest. Das Antlitz der Slavin mit den seltsamen, kleinen, schwarz brennenden Augen, mit der breiten Nase und den vollen Lippen, alles in allem ein Antlitz, das eine von der Natur gedrohte Häßlichkeit in Schmerz und Süße zur Schönheit überwand — es war ihm teuer, denn er fühlte sich dieser Sängerin verwandt, er, mit seinen Flügeln im Buckel, verkapselt und ringend, wie eine Märchenblume in harter Hülle. Aber der Zweifel, den ihm ein Eindruck im Theater, wie jeder Kunsteindruck, in die Seele preßte, meldete

sich heute früher als sonst. Was tat diese Frau dort? Wer war sie? Was wollte sie bewirken? Carmens Wesen — ließ sie es auferstehen? Carmen, die Zigeunerin, die gelebt hat, weil Prosper Merimée und George Bizet sie sahen, die Perle im Kot, die Rose im Kehricht — war sie es? Und ihre Künste, Zigeunerkünste, verbrecherisch und wundervoll, ließ sie sie wirklich spielen? Nein — er bezahlte ihre Kunstleistung wie die Nacht in einer Opiumhöhle von Batavia. Er hatte sich bei einem schmutzigen Billethändler einen Platz im Berliner Opernhause kaufen lassen: Emmy Destinn, königlich preußische Kammersängerin, sang heute die Titelrolle in „Carmen" zum so und sovielten Male. Wirklichkeit war es nicht — höhere Wirklichkeit, nach der er trachtete — auch dies nicht. Das schöne Weib war „sozial eingestellt", sie tat ihre Arbeit, sie „wirkte", d. h. sie log und verstellte sich auf der Bühne. Verließ sie ihr künstliches Licht, so kannte er sie nicht mehr, so mußte er vielmehr begreifen, daß er sie nie gekannt hatte. Er spürte auch nicht die geringste Lust, den Habitué zu spielen und hinter die Kulissen zu schauen — auch hier nicht. Ihre Stimme hatte ihm bisher als Wirklichkeit gegolten. Als Wahrheit zum mindesten — denn was da tönte und sich mit seiner stummen Seele verband, war ja ein Wunderding an sich, ein unbezweifelbares Gottesvotum, losgelöst von Weib und Kunst und Theater. Aber eine Wahrheit, in den Dienst des Betruges gestellt? Eine Opiumpfeife? Ein törichtes, widriges

Ding, das man nur vergaß, weil es Vergessenheit brachte? — —

Unruhig rückte Gaston von Dülfert auf seinem Sessel hin und her. Der Geheime Kommerzienrat Liebenberg, sein Logennachbar, sah ihn oft erstaunt von der Seite an, als wäre er der verantwortliche Impresario der Destinnstimme und begriffe nicht, daß das Wundermittel heute nicht verfing. Er selbst war höchst befriedigt — von Tönen eingelullt, war er sogar schon zu dem festen Entschluß gekommen, beim Souper nachher Chablis, nicht Rheinwein zu trinken. Kaum fiel der Vorhang nach dem ersten Akt, so erhob sich Dülfert schon und gab das Signal zum Gehen.

„Aber vor neun Uhr kann man doch unmöglich essen?" wandte Liebenberg eher schüchtern und bittend, als energisch ein.

„Ich kann nicht länger im Theater bleiben — kommen Sie doch nach!"

„Nein, nein," seufzte der Andere wehleidig und streckte die Arme von sich, um in den vom Diener bereit gehaltenen Pelz zu schlüpfen. „Jetzt habe ich keine Lust mehr. Allein hier sitzen — nein. Aber war denn die Destinn nicht wundervoll, Doktor?"

Der Riese im weiten Schliefermantel zog seine hohe Schulter noch höher hinauf, stülpte mit deutlichem Ingrimm den Hut auf sein bernsteingelbes Haupt und eilte ohne Antwort ins Vestibül hinunter. Draußen wartete das Automobil des Geheimen Kommerzienrats.

Liebenberg kletterte ohne weiteren Widerstand hinein, und surrend trug sie das elektrisch erleuchtete Gefährt davon.

Das dumpfe Schweigen des Doktors unterbrach der alte Herr schließlich, indem er die Hand auf sein Knie legte: „Wohin fahren wir eigentlich?"

„Zu Adlon. Und dann ins Maison Rémy, glaub' ich," tönte die halb träumende Antwort.

„Sie glauben? Das ist ja nett —"

„Nein, nein, ich weiß es ganz bestimmt — ich sagte dem Chauffeur: Hotel Adlon."

Liebenberg schwieg. Und da er nicht mehr zu sprechen brauchte, zog Gaston von Dülfert mit einem kühnen Griff vor seine geschlossenen Augen, was er eigentlich mit allen Kräften verbannen wollte. Es war Karen Holmsens Bild. Sie wollte sich jetzt ihr Recht holen, und da ließ er es ihr — im geheimen. Sie ahnte ja nichts davon. Ein Triumph über die Destinn — über die Stimme der Destinn! Wenn sie das gewußt hätte! Er lächelte. Ja, darauf kam es ihr an. Triumph über eine Nebenbuhlerin — wie immer. Verachtung ist eine kräftige Speise, aber sie schmeckt bitter. „Sind denn die Weiber zum Verachten da?" hatte sein stiller Nachbar im Automobil einmal gesagt. Er sah ihn jetzt nicht an, er fühlte sich einsam und beladen. Von allen Frauen, so tönte es mit stillem, sieghaftem Takt in ihm, von allen Frauen, die ihm begegnet, war Karen die Wahrste, war Karen die Wahrste. Das war doch keine Carmenmusik ...

Aber trotzig richtete er sich plötzlich auf, so daß sein Nachbar zusammenfuhr. Wollte er denn Wahrheit? Vom Weibe? Tatkraft — vom Weibe? Mochten Andere, seinem unglücklichen Vater gleich, auf dieser Suche sein. Er hielt es mit den Männern — mit den männlichen Männern, die es geben mußte und gewiß auch gab.

Plötzlich wandte er sich zu Liebenberg und sagte: „Im Maison Rémy treffen wir nämlich Egon Ginsterling, den Sie ja kennen."

Sein Nachbar schnitt ein Gesicht, als ob man ihm auf der Börse ein fragliches Papier anbiete. „Diese magere Heuschrecke? Den Hungerkünstler? Was wollen Sie denn wieder mit dem?"

„Lassen Sie nur — Egon Ginsterling hat seine Meriten. Daß ihm eine höhere Willenskraft innewohnt, ist unbestreitbar. Ich habe den Beweis dafür. Wie wäre es sonst möglich, daß dieser unscheinbare, schwächliche, fast krüppelhafte Mensch die Macht hat, ganz seltene Genies der Tatkraft um sich zu versammeln? Den Griechen Diomedes! Quaste, den Mann, der tut, was er denkt! Und vor allem Wisconsin, den Luftschiffer! — Das tut er ohne Geld, mein Lieber — tun Sie etwas ohne Geld? Hungerkünstler ist Egon Ginsterling übrigens nur in seinen schlechtesten Tagen."

Der Geheime Kommerzienrat umspannte mit seinen stark geaderten Händen den Goldknauf seines

Stockes und legte die Stirn darauf. An einem leisen Zucken seiner Schultern merkte Dülfert, daß er lachte. „Sie sind ein wunderlicher Schwärmer, Doktor. Man möchte fast sagen, Sie sind ein Kind. Aber ich bin neugierig auf Ihren Geniebund im Maison Rémy. Wie sind Sie denn bloß wieder auf diese Geschichte gekommen? Was nannten Sie doch immer Ihre erste Jugendeselei? Die Geniesuche! Oder wollen Sie dem Marquis Fihiasi seine 20000 Franken mit Zinsen zurückgeben?

„Was kümmert mich der Marquis. Der hat seine Aufgabe in meinem Leben erfüllt. Ich vergaß — ihn." — Eine Andere werde ich nie vergessen — tönte es wortlos in ihm weiter. Sie, die mich heute an meinen ersten Aufstieg erinnert hat. An meine Phaëtonfahrt. Sie hat den Glauben — sie hat auf die Erfüllung gewartet. Woran eine Karen Holmsen glaubt, auf dem einsamen Fjord ihrer nordischen Höhe, das verdient wenigstens bis an die Grenze des Möglichen verfolgt zu werden —

Jetzt hielt das Automobil. Sie speisten bei Adlon. Dann, um zwölf Uhr, wanderten sie, etwas angeregt, Arm in Arm die Linden entlang, bis zum Maison Rémy. Das Automobil wurde vorläufig nach Hause geschickt.

Das Nachtlokal lag im Rückgebäude, lockend und verborgen. Durch einen langen, erleuchteten Gang schritten die ungleichen Kavaliere, dann eine Treppe hinunter, bis sie in der hübschen Hölle der Madame

Rémy standen. Zigeunermusik und tanzende Paare — schlanke Mädchen mit riesigen Hüten, etwas wackelige Herren — Negerkellner — Sekttische, Blumen — über allem ein rötliches Licht, das nichts Gewöhnliches hatte. Die Wirtin, ein dickes, geschminktes Geschöpf, immer lächelnd und gerührt, begrüßte Dülfert und Liebenberg wie Ehrengäste. Sie geleitete die Herren an den „Genietisch", wo jetzt nur Egon Ginsterling und ein seltsamer, kleiner Herr saßen. Seltsam war der letztere insofern, als er nicht nur dem Tanzsaal den Rücken zukehrte, sondern auch dem Tisch, an dem er saß, und seinem Freunde. Er hatte sehr lange, bewegliche Arme und brachte es fertig, nach seinem Sektglas über die Schulter hinweg zu greifen und es ebenso hinter sich wieder auf den Tisch zu stellen. Als dann Egon Ginsterling, eine Art Vogelscheuche, ein knochiger Ständer seiner wenig sauberen Kleider, mit dünnem Spitzbart und dunkel brennenden Fanatikeraugen, dem Geheimen Kommerzienrat seinen Nachbar vorstellte, reagierte dieser überraschende junge Mann nur mit dem Ausspruch: „Wieder so'n oller Jude!" Dann drehte er sich um, nickte freundlich mit seinem bartlosen Clownskopf und kehrte in seine frühere Stellung zurück.

Liebenberg verfärbte sich. „Was ist denn das für ein Cümmel," flüsterte er. Doch Dülfert raunte ihm rasch zu: „Wundern Sie sich bei diesem Menschen über gar nichts! Nehmen Sie ihm nichts übel! Das

tut hier niemand, lieber Geheimrat! Sie haben Jakob Quaste vor sich, den Mann, der tut, was er denkt!"

„Bequem," meinte Liebenberg, bezwang sich und nahm Platz.

„Wer weiß," erwiderte Dülfert leise.

Egon Ginsterling schien auf die Zirkuskunststücke seines Freundes, der eben damit begann, seine Zigarre abwechselnd mit dem Mundstück und mit dem brennenden Ende zwischen die Lippen zu stecken, gar nicht mehr zu achten. Er wandte sich verbindlich an den neuen Gast: „Ich freue mich, Sie heute persönlich kennen zu lernen, Herr Geheimrat — ich weiß von der Bedeutung Ihrer Intelligenz, von Ihrer steten Hilfsbereitschaft großen Zwecken gegenüber —"

„Warum sagen Se nich auf gut Deutsch: ich kenne Ihr Jeld?" warf Jakob Quaste ein.

Liebenberg wollte abermals hochfahren, lächelte aber auf ein Zeichen von Dülfert geringschätzig und wandte sich Ginsterling zu. Dieser fuhr, ohne auf Quaste zu achten, fort: „Heute hat Freund Gaston Sie uns zur rechten Stunde zugeführt. Noch sind unsere Genossen nicht versammelt. Aber es handelt sich um nichts Geringeres als um die Grün:dung einer gläsernen Stadt auf der Lüneburger Heide und um den Albatros, den lenkbaren Reitvogel Adam Wisconsins."

„Für mich handelt sich's heute n i c h darum," bemerkte Quaste, immer noch abgewandt.

„Niemand hat dich um deine Meinung gefragt, lieber Jakob," erwiderte Ginsterling sanft.

„Ich will mir hier ein Weib aussuchen, als Dessert, zum Nachhausenehmen."

Liebenberg wurde dunkelrot, das Blut kochte ihm in den Adern — er konnte etwas leisten in sittlicher Entrüstung. Aber es war ihm zu peinlich, daß an diesem Orte Gefühle in ihm hoch kamen, wie sonst seinen schlecht erzogenen Söhnen gegenüber — er verstummte. Gleichgültig blickte er zur Seite, auf die tanzenden Paare, und summte die „Dollarprinzessin" mit. Ginsterling ließ nicht den bohrenden Blick von ihm, während Dülfert belustigt zur Decke sah.

„Darf ich fragen," fuhr Ginsterling jetzt mit seiner hohlen Stimme fort, „welchem von beiden Problemen der Herr Geheimrat sein besonderes Interesse zuwenden?"

„Bis jetzt habe ich mich noch für keines entschieden," antwortete Liebenberg gemütlich. „Offen gestanden ist mir die gläserne Stadt zu zerbrechlich, und der Vogel Albatros fliegt mir am Ende mit meinem Gelde davon."

„Bravo!" rief Jakob Quaste plötzlich, drehte sich um und goß dem Geheimrat, der noch keinen Wein bestellt hatte, ein Glas Sekt ein. „Wir sind ja Willensjenossen!"

„Danke bestens," erwiderte Liebenberg schnell.

„Macht nischt! Sie sind vorläufig noch zu feije

dazu! Aber das Unbewußte wird schon bewußt werden! Prost!"

In diesem Augenblick brach die Tanzmusik ab, und die Paare kehrten an die Tische zurück. Dülfert, der eben aus seiner Versunkenheit auffuhr und sich nach den lachenden, Arm in Arm schreitenden Menschen umsah, wurde von einem Mädchen gestreift, das ihm absichtlich nahe kam und ihrem Tänzer davoneilend an Ginsterlings Tisch trat.

„Tatjana!" rief Quaste der Heißerregten und Atemlosen entgegen. Dann sprang er auf und küßte ihren wogenden Busen. Im nächsten Augenblick aber hatte er schon einen klatschenden Backenstreich bekommen. „Ich tu' auch, was ich denke!" rief das Mädchen. Alle lachten und applaudierten.

„Aber natürlich!" erwiderte Quaste rasch gefaßt. „Es war mir übrijens janz anjenehm!"

Dülfert fixierte das Mädchen, die berühmte Tatjana Lewska, von der er schon oft gehört hatte. So sah also die russische Terroristin aus? Ein blasses Gesicht mit weichen und doch ausgeprägten, rundlichen Zügen, blaßroten Lippen, grauen Augen und sehr starkem, kupferfarbenem Haar. Es war kein schönes oder feines Antlitz, eher neigte es zur Gewöhnlichkeit, aber es besaß die rätselhafte Kraft, dem Manne die Ruhe zu nehmen. Überall, wo sie es traf, in jedem Alter, jedem Charakter, stachelte Tatjana Lewska das andere Geschlecht auf. Ihr

biegsamer Körper schmiegte sich schon in Schlangenschönheit an, während er dem Manne noch fern war. Die begehrenden Lippen küßten ohne Kuß, die silbergrau starrenden Augen gestanden wortlos viele, zärtliche Worte. Auf ihrer hohen und freien Stirn aber lag mehr, weit mehr, als Eva sonst zu denken vermochte. Eine düstere Furche zwischen den feinen Wölbungen, ein Schattenspiel, das aus echtem Leid, nicht aus Tanz und Tändelei kommen mußte. So war Tatjana Lewska, und was Gaston von Dülfert sonst an ihr bemerkte, ganz deutlich, auf den ersten Blick: sie war keine Russin — das hätte ihn fast gestört — sie war eine Jüdin. Ginsterling hatte einmal behauptet, daß sie eigentlich Levi hieße — er hatte wohl recht. Mit dem Urvolk, das mehr vermochte, als Nomaden und östliche Barbaren, mehr in einem Jahrhundert als jene in Jahrtausenden, mußte sie verwandt sein. Doktor von Dülfert ließ nicht mehr den Blick von ihr. Jetzt versank die Destinn ins Wesenlose ihrer „Kunst", ihre Stimme erlosch hinter einer eisernen Tür, die das Leben zuschloß. Tatjana Lewska erwiderte seinen Blick und bestand die Probe, der Gaston stets ein schönes Weib unterzog. Sie mußte seine Körperbeschaffenheit bemerkt haben, aber sie sah mit voller Zustimmung, ungestört in sein geistiges Auge. Sie erkannte seine Kraft. Sie fand ihn „schön". Daß dieser Blick nicht der erste war, den sie auf ihn richtete, sondern daß sie ihn beim Vorübertanzen schon völlig in Augen-

schein genommen — davon wußte Gaston von Dülfert nichts.

Tatjana setzte sich an den Tisch und trank zwei Glas Sekt. Sie lachte über Jakob Quaste, wie über einen Feuereſſer oder Clown — eine höhere Seite schien sie seinem wunderlichen Treiben nicht abgewonnen zu haben. Quaste genierte sein Zylinder, und er warf ihn mitten in den Saal, so daß ein vorübereilender Kellner ihn zertrat. Sein Wein schmeckte ihm nicht mehr, er wollte einen anderen bestellen und goß den ersten auf den Fußboden. Tatjana fragte ihn lachend, ob er denn wirklich mitten auf der Straße seinen Regenschirm fallen ließe, wenn es nicht mehr regnete, und von einem elektrischen Wagen, der in voller Fahrt war, gelassen wie von einer Gartenveranda abstiege, ohne zu fallen? Auch habe man ihn ja neulich aus dem Deutschen Theater hinausgeworfen, weil er auf die tiefsinnige Frage eines Faustdarstellers unter allgemeinem Gelächter von seinem Platz aus laut geantwortet hätte?

„Das sind doch Akrobatensachen, Dummheiten, Schweinereien!“ zischte Liebenberg halblaut. „Kann der originelle Mensch nichts Besseres?“

„Doch, doch,“ murmelte Dülfert zerstreut, wandte sich aber angewidert von Jakob Quaste ab. Jetzt ärgerte ihn die Aufmerksamkeit, die Tatjana Lewska dem Narren schenkte. Demonstrativ hörte er plötzlich den Ausführungen Egon Ginsterlings zu, die dieser schon eine Weile, ohne ein Publikum zu

finden, begonnen hatte. Mit der dürren Rechten beständig über seine mausgraue Haarbürste streichend, erklärte er, daß er sich zu dem Berufe eines Wanderpredigers für die Sache der gläsernen Stadt entschlossen habe. Dies war sein neuestes Martyrium. Ganz Deutschland würde er in Bewegung setzen, die große Scham und die große Sehnsucht in den Herzen der Jugend würde er erwecken — —

„Und in Plötzensee werden Sie auf Ihrer Reise Station machen," meinte Liebenberg ruhig, während sich Ginsterlings Augen eben leuchtend auf den unbeweglichen Dülfert richteten.

„Auch durch Gefängnisse geht mein Weg, Herr Geheimrat," erwiderte der Märtyrer schlicht und unbeirrbar.

„Und bei Bankiers wollen Sie sich nicht aufhalten?"

„Das wissen Sie ja ohnehin."

„Ich weiß gar nichts."

„Ich will, daß Sie es wissen!"

Liebenberg wollte lachen — aber der Blick dieses Hungerleiders war tatsächlich so seltsam stark und einschüchternd, daß er ihm die satte Sicherheit seines Reichtums nicht entgegenstellen konnte. Unbehaglich wandte er sich ab und zuckte die Achseln.

„Wir brauchen 5 Millionen für die Gründung einer gläsernen Stadt. Haben Herr Geheimrat nicht schon für größere Torheiten mehr hergegeben?"

Jetzt lachte Liebenberg nicht einmal. War es die Suggestion dieser hohlen Stimme oder die Wahrheit der naiv treffenden Frage, die gleichsam in das Zentrum seines alten Lebens drang? Er blieb mit ernster, fast bekümmerter Miene sitzen, zog die starken Brauen hoch und sah mit leerem Blick, als ob er Ungeheures berechne, in die Flitterpracht des Saales.

„Aber häßlich finde ich eure gläserne Stadt! Grauenhaft, grauenhaft häßlich!" rief Tatjana Lewska plötzlich mit schneidender Stimme dazwischen.

„Häßlich?!" fragte Ginsterling jammernd, mit gerungenen Händen, wie ein Bußprediger.

„Ja! Die Menschen von heute mit ihrem Leben, mit ihren Körpern, mit ihren Betten — äh — mit ihrer ganzen Scheußlichkeit hinter Glas zu setzen?! Was sagen Sie dazu, Herr von Dülfert?"

Die plötzlich an ihn gerichtete Frage aus dem Munde dieses Mädchens verwirrte Gaston. Er errötete gar, was sie mit einem duldsamen, gespannten Lächeln aufnahm, und erwiderte zögernd: „Ein vorbereitendes Stadium kann ich mir allerdings nicht denken. Die körperliche Veredlung der modernen Menschheit im Sinne der Antike würde ein bißchen lange dauern. Aber die geistige ist ihr ja fraglos weit voraus —"

„Fraglos?"

„Fraglos, mein Fräulein. Was nützt die ironische Skepsis? Die hat im Gegenwärtigen sicher recht,

aber sie ist billig, und der Glaube an die Zukunft ist kein Luxus. Trauen Sie sich zu bezweifeln, daß es eine große, tiefe, bleibende Reinheit im Menschen gibt, die immer stärker geweckt werden kann?"

Er wunderte sich über sich selbst. Was sprach aus ihm? Sein eigener Ton war es nicht, er spielte plötzlich die Geige einer anderen Seele. Noch mußte sie um ihn sein, vor diesen Fratzen — das gläubige Menschenkind, das beleidigte, unbeugsame: Karen Holmsen ...

Tatjana senkte den Kopf und lächelte vieldeutig, mit eingezogenen Lippen, als wollte sie sich eines schlechten Geruches erwehren. Dann schüttelte sie sich und rief: „Nein! Ich komme nicht in eure gläserne Stadt. Ich schätze Egon Ginsterling, aber dort will ich ihn mir nicht ansehen! Und so weiter! Geben Sie für dieses Projekt keinen Heller, Herr Geheimrat!"

„Ganz Ihrer Ansicht, liebes Fräulein."

Ginsterling verlor sein edles Gleichgewicht — aber in Erregung geriet er nicht, er wurde nur etwas fahler und warf Tatjana einen ungeheuren, strafenden Blick zu. Jakob Quaste kicherte und war damit beschäftigt, Ginsterling im Naturzustand hinter gläsernen Wänden auf die Speisekarte zu zeichnen. Doktor von Dülfert aber saß stumm, mit steinernem Antlitz da. Er suchte nach dem verborgenen Hohn in Tatjanas Worten. Er wollte wissen, ob sie fähig war, auch auf seine Mißgeschaffenheit im Glashause

der Reinheit und Wahrheit anzuspielen. Als ob sie ihn durchschaute, kam sie dem Ausbruch seiner Gekränktheit zuvor: „Da kommen zwei, Herr Doktor! Die können Sie engagieren! — Ich ginge nämlich selbst nicht in die gläserne Stadt! Das kann ich meinen alten Eltern in Wilna nicht zumuten! So haben sie mich nicht gemacht!"

Halb besänftigt wandte Dülfert sich zu den neuen Erscheinungen. Den einen der Männer kannte er schon, das war Diomedes Sterz, der Neugriecke — der andere aber, ein bartloser Amerikaner, nur Sehnen und Knochen, wer war denn das? Der längst Gesuchte vielleicht? Adam Wisconsin, der Luftschiffer? Ja, er war es, und nun wurde es Doktor von Dülfert leichter ums Herz. Diese Schlangen, diese Schlangen, kriechendes, lüsternes Gewürm, das ihn immer wieder beirrte. Den Mann, der den Vogelflug für die Menschheit entdecken wollte, auf Tod und Leben, über Weib und Welt hinweg, den männlichen Mann — den suchte er!

Diomedes Sterz, ein Sachse, der sich, wie stets, gleich zwei Roastbeefs bestellte und stundenlang seinem unerschöpflichen Appetit hingegeben war, interessierte ihn heute gar nicht. Schön war der Körper dieses Mannes, vollendet schön — das war nicht zu bezweifeln. Aber deutlicher als je erkannte Gaston heute, daß der frühere Athlet nur ein Versuchsgeschöpf des dürftigen Ginsterling war, die normale Menschenschönheit, die dieser als Reklameplakat für seine gläserne Stadt

brauchte. Ein Tier im übrigen, kein — Mensch. Er wandte sich mit Ekel ab und überließ den schönen Diomedes seinem krummen Wanderprediger, der ihm sofort wieder die herrliche, pädagogische Aufgabe klar machte, zu der er ihn auserlesen, den reizbaren Löwen aber ruhig dabei weiter fressen ließ. Gaston sah an Tatjana Lewska starr vorbei und widmete sich jetzt völlig dem Erfinder Wisconsin, der auch die Aufmerksamkeit des skeptischen Liebenberg erregt hatte. Der Bankier sah endlich unter all den „Verrückten" hier einen Mann, mit dem sich ein Geschäft machen ließ. Dieser Amerikaner war wirklich ein Mann der Tat — das stand ihm nach wenigen Minuten außer Zweifel. Er packte die Sache der Zukunft praktisch an — nicht mit billigen Worten oder beschriebenem Papier, wie die unsauberen Renommisten am Genietische. Hart und klar begann er das Modell seines lenkbaren Luftvogels zu schildern. Der Albatros sollte alle bisherigen Leistungen in Europa und Amerika schlagen. Zeppelin und Parseval, Wilbur und Orville Wright — wo blieben sie hinter dem Können seiner Maschine? Ein Riesenflügeltier aus Aluminium mit Schwingen, wie die Drachen der Vorzeit. Auf seinem Rücken sollten nur zwei Reiter Platz nehmen. Zwei volle Tagereisen waren nach den bisherigen Versuchen wahrscheinlich, denn die mechanische Flugkraft der Schwingen wurde durch eine Kombination mit Gasballons, die dem Rumpf des Vogels eingebaut waren, unterstützt. Doch brauchte diese neue Verbesserung eine

völlig neue Maschine. Dazu mangelte das Geld. Wenn jetzt ein Mäcen für die herrliche Sache eintrat, und wenn sich zugleich ein Genosse fand, ein Beherzter unter Millionen Kleinmütigen, der die ungeheure Fahrt mitmachen wollte — dann war das Ziel erreicht. Mammon und Mut — diese beiden Werte waren es, die Adam Wisconsin suchte.

Frei und kühn der Erste zu sein, ein Todesabenteuer fern von Weib und Welt zu bestehen — hoch über Weib und Welt — — es hämmerte laut in Gaston von Dülferts Herzen. Was war zu gewinnen? Alles! Was zu verlieren? Nichts! ... Sie tranken Porter mit Pommery. Wisconsins Zigaretten kamen den betäubenden chinesischen Opiumpfeifen gleich. Durch diesen blauen Rauchdämmer lächelte Tatjana Lewskas perlenblasses Antlitz den buckligen Riesen an. Er hätte jetzt schon, auf der Stelle, ihrem höhnischen Zweifel zum Trotz seinen Entschluß aussprechen mögen. Aber was konnte Adam Wisconsin mit seinem Entschluß anfangen? Was war ihm der Gefährte, wenn der Mäcen so stumm und unempfindlich wie ein Holzklotz blieb? ...

„Sie könnten es tun, Herr Geheimrat. In diesem Falle sage ich: ja."

Die letzten Worte hatte keiner der Herren am Tisch gesagt. Als Doktor von Dülfert überrascht aufblickte, bemerkte er, daß ein schlanker, aristokratischer Herr mit blondem, spitzem Bart und lächelnden, aber etwas erloschenen Augen am Tisch stand. Er stand

schon ziemlich lange dort, ein amüsierter, stiller Beobachter, der die Geniegespräche aufmerksam mit angehört hatte. „Graf Poczerewski," stellte er sich höflich mit polnischem Akzent dem Doktor vor. Er war es, der mit Tatjana Lewska zuletzt getanzt hatte. Nach einer ausführlichen Besichtigung der anwesenden Damen war er zu Ginsterlings Tafelrunde zurückgekehrt.

Liebenberg kannte ihn. „Meinen Sie, Graf?! — Und die gläserne Stadt?"

„Baisse, Baisse."

„Der Luftvogel Albatros — Pari?"

„Hausse, Hausse!"

„Wirklich?! Sie sind ja ein schrecklicher Mensch. Warum sagen Sie das? Ich muß mich doch auf Ihre Nase verlassen. Sie haben die Kraft der Resignation. Auf dem Rennplatz gewinn' ich mit Ihren Tipps, weil Sie sich nichts aus Wetten machen. An der Börse kaufe ich, was Sie refüsieren, denn Sie verachten die guten Geschäfte, und darum läuft Ihnen das Glück nach."

Der Graf lachte. Er blieb stehen und betrachtete Dülfert. Dabei zuckte das Lid seines rechten Auges, was ein Zeichen starker Erregung war.

„Wer ist das?" fragte Gaston leise Egon Ginsterling.

„Graf Poczerewski, ein Pole, Sportsman, kolossal reich und außerdem momentaner Besitzer des

merkwürdigsten Weibes. Haben Sie nie von der Poczerewska gehört?"

„Niemals," erwiderte Dülfert.

„Die berühmte Männerfresserin, der Vampyr der internationalen Frauenbewegung? Sie spricht oft öffentlich. Seltsam, daß Sie nie von ihr gehört haben. Sie heiratet immer wieder, nur um einem besonderen Männerexemplar das Blut auszusaugen. Praktischste Rache der Frau — nicht wahr? Ihr erster Mann soll ein großer Gelehrter gewesen sein — ich habe den Namen vergessen."

„Ein Arzt?" . . .

„Ein Arzt? Das weiß ich nicht. Kann sein. Er soff sich an der Ehe tot. — Sie ist slavischer Abstammung."

Doktor von Dülfert stand auf. Er stieß dabei so heftig den Tisch zurück, daß die Gläser aneinanderklirrten, und Jakob Quaste, dem der Lärm nicht genügte, noch eine Champagnerflasche zerschlug. Dann rief er mit heiserer Stimme, ein seltsames Funkeln in den Augen: „Herr Geheimrat Liebenberg! Sie werden einen Geschäftszweig aufgeben müssen! Sie werden das australische Getreide der Konkurrenz überlassen, denn Sie haben schon siebzig Millionen, nicht wahr, siebzig Millionen bares Geld! Sie sind für Taten da, nicht für Gefühle! Geben Sie Adam Wisconsin das Geld?"

„Was habe ich davon?" fragte Liebenberg blaß, mit zuckenden Lippen.

„Ewigkeit!"

„Ach was, Ewigkeit!"

„Sie müssen! — Bin ich mit Ihnen befreundet, um Philisterfreuden mitzumachen?"

„Ich gebe einen sicheren Kontrakt. Sie sollen nichts dabei verlieren," bemerkte Wisconsin ruhig, mit verschränkten Armen.

„Und wer fliegt mit?" fragte Liebenberg höhnisch.

„Ich! Wenn Sie das Geld geben!"

Liebenberg starrte Gaston von Dülfert an — in seinen Augen wechselten Schreck, Haß und Bewunderung.

„Dann tu ich's. Gut! Damit bedanke ich mich für Ihre Pression!"

„Hoch Liebenberg!" rief Jakob Quaste, auf den Tisch springend. „Das war ein wahres Wort! Du bist ein großer Mann!"

„Hoch Liebenberg!!"

Die Huldigung, die ihn umtoste, schmeichelte dem alten Geldmenschen doch. Man sah es. 500000 Mark, nun ja — dafür blühte es endlich wieder einmal aus allen Ecken und Ritzen seines brüchigen Daseins. Häßlicher, alter Jude, nun ja — — er bekam sogar einen heißen Kuß von Tatjana . . .

Graf Poczerewski blickte lächelnd auf den Begeisterungstaumel, den die Entschlüsse eines Verwachsenen und eines Handelsmannes verursacht hatten.

Er setzte seinen Zylinder auf den Kopf und verließ den Tisch der Tatmenschen, um an trunkene Weiber geschmiegt nur Worte zu finden, Worte, Worte.

* * *

Die Nacht war kalt. Ein heftiges Schneetreiben empfing Gaston von Dülfert, als er an Tatjana Lewskas Seite auf die fahl erleuchteten Linden hinaustrat. Er wußte selbst nicht, wie es geschehen war — plötzlich waren die andern alle fort, war er mit ihr allein.

„Sie wollen wirklich Ihr Leben aufs Spiel setzen?" fragte sie, sich an seinen Arm hängend. Der Ausdruck ihres Antlitzes war unbestimmt. Die tanzenden Schneeflocken störten den Ernst — und den Spott darauf.

„Die Frage aus Ihrem Munde ist nicht tief," erwiderte Gaston. „Was hat ein Mann wohl sonst zu tun? Ein Mann, der nicht an seinem Selbst verkümmern will, sondern darüber hinaustrachtet? Soviel ich weiß, sind Sie sogar ein Weib, das das begreift, das einen ähnlichen Willen hat."

„Ich? . . . Da sind Sie falsch unterrichtet, Herr Doktor. Ich war es einmal."

„Sind Sie nicht mehr in dem russischen Geheimbund? Oder dürfen Sie diese Frage nicht beantworten?"

„Ich darf es, wenn Sie verschwiegen sind. Ich gehörte einmal der Propaganda der Tat. Auch auf mich wäre einmal das Los gefallen, ein Urteil an der Zarensippe zu vollstrecken. Aber bevor es geschah, sagte ich mich los und floh nach Deutschland."

„Weil Sie den Mut verloren?"

„Nein, weil ich Mut gewann."

„Das verstehe ich nicht. Ihr Weiber seid doch immer mit dem Willen der Tat voraus. Schwärmerei, kein Vollbringen. Wozu haben Sie denn Mut gewonnen, wenn ich fragen darf?"

„Zu mir selbst und zum Leben."

„Ich auch! Aber das kommt auf die Auffassung an. Mann und Frau sind da völlig verschieden. Warum lachen Sie?"

„Weil es entzückend ist, wie ein Mann sich bläht und bespiegelt, wie ein Truthahn im Weiher, vor lauter Selbstbewunderung! Ihr setzt euch dem Tode um eurer selbst willen aus, jawohl, jawohl, um eurer selbst willen! Wir dürfen es allenfalls für euch! Aber nicht für uns! Da gefallen mir die Ritter in alter Zeit, die für Frauen kämpften, schon besser! Die waren so dumm und so gut! Aber ihr? Ihr Flüchtlinge? Ihr Egoisten? Ach, ein Held ist so arm! Ich kenne die Helden! Wissen Sie, ich bin nicht häßlich, wie? Ich habe mir manches Herz gewonnen! Und das Einzige, wofür ich meinen Naturbesitz verleugnete, das war das ungeheure Unglück Rußlands!

Meines Vaterlandes! Geknechtete, entehrte, mißhandelte Menschen! Mann oder Weib — das lohnte zu leiden! Und trotzdem warf ich es hin! Weil ich ein Weib bin! Jawohl! Sie lachen — werden Sie ernst, denn Sie haben recht! Ich bin für Sie da, ich bin für den Mann da und dadurch für mich! Der Mensch, der Held schlechthin, den das Vaterland braucht — der wäre ich nur, wenn ich die Blattern gehabt hätte, oder wenn ich schielte!"

Sie lachte — es war ein Lachen, schamlos und süß zugleich. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Sie blieb stehen, denn sie waren vor ihrer Wohnung angelangt. Er stand dicht vor ihr und flüsterte: „Mag sein — was Sie sind — so wundervoll echt und wahr — ja, wahr, Tatjana Lewska — ich huldige Ihrer Wahrheit — das wäre die Basis, auf der wir stehen. Das wäre die Erde. Aber ich trachte von der Erde fort — um ein Beispiel zu geben. Ein Beispiel! Darauf kommt es mir an. Arm und reich zu sein dort oben. — Phrasendrescher, Originalitätshascher, hübsche Tiere — nein — die gehören ins Maison Rémy. Aber ein Held ist ein ‚unglücklicher' Mann, weil euer Glück nicht das seine ist. Darum weihe ich mich Adam Wisconsins Sache. Leben Sie wohl, Tatjana Lewska."

„Leben Sie wohl, Gaston von Dülfert! Auf Wiedersehen! Bei mir ist Trost und Wahrheit!"

Die Haustür fiel ins Schloß. Er glaubte ihren leichten, gleichsam lachenden Schritt die dunkle Treppe

hinauf zu hören. Er fühlte, daß er hätte mitgehen können, mit zu ihr! . . . Aber er riß sich los. Er biß die Zähne aufeinander, zog seine unförmige Schulter hoch und eilte von dannen.

* * *

Der Winter verging, der Frühling kam. Bis zum Mai baute der Amerikaner Wisconsin seine Flugmaschine. Liebenberg befreite ihn von der Schuldenlast, die er schon für die Sache seines Lebens auf sich genommen hatte. Endlich kam dann der Tag, an dem die große Dauerfahrt beginnen sollte. Auf einem einsamen Feld nördlich von Berlin waren die Baracken des Luftschiffers aufgeschlagen. Der Tag des Aufstiegs war geheim gehalten worden — nur wenige Zuschauer fanden sich so in der frühen Morgenstunde ein. Die Tafelrunde im Maison Rémy natürlich — Ginsterling, Jakob Quaste, der seinen Überrock heute einmal anders angezogen hatte als sonst, das grüne Seidenfutter nach außen, und der dazu an Krücken ging, weil ihn seine Hühneraugen schmerzten — ferner Diomedes Sterz im griechischen Phantasiegewand, der Freude aller Berliner Straßenjungen — Liebenberg in Begleitung von Graf Poczerewski und noch mehrere seltsame, fröstelnde Gestalten. Sie alle hatten wieder einmal die Nacht im Maison Rémy verbracht, sie waren nicht schlafen gegangen, sondern direkt aus dem Tanzsaal gekommen. Gaston von Dülfert hatte schon Wochen lang in Wisconsins Baracke gewohnt

— sein Herz schlug immer heftiger dem Tage des Alles und des Nichts entgegen, er konnte ihn kaum erwarten. Heute endlich, heute — da lag es nun vor ihm, als er in die Morgenfrühe hinaus trat, das kolossale Fabeltier der Technik, silberblinkend, mit schlaffen, rastenden Flügeln noch. Fliegen! Ja! Es trug ihn hinauf, der Lerche gleich, der frei geborenen, in den blauen Frühlingshimmel. Wohl war er nur Gefährte und Kamerad, nur Bannerträger eines Helden — gleichviel — der geniale Erfinder schenkte ihm ja den Weg in großes Leben oder großen Tod — Erlösung, Manneswert! — Ja, Mitfliegen war auch Fliegen!

Er begrüßte mit fiebernder Hand die Bekannten. — Tatjana Lewska war nicht erschienen. Erst schmerzte es ihn, denn der kommende Triumph war, wenn ihre Augen fehlten, nur halber Triumph. Er hatte davon geträumt, das Gefühl, das ihn zu dieser siegessicheren Dirne hinabzog, das er verabscheute und doch nicht los werden konnte, heute vor ihren Augen in den Staub treten zu können. Sie hatte es wohl gefürchtet und kam nicht. Bald aber suggerierte er sich, statt ihrer eine andere Frauengestalt unter den andrängenden, glückwünschenden Menschen zu erblicken. Auch sie war fern — doch hatte sie seinen Entschluß, der Sache eines Helden zum Beweise zu verhelfen, erfahren, und ein rot glühender Rosenstrauß, der ihm nach Sonnenaufgang überbracht worden, zeigte ihm, daß ihre

Gedanken ihm nahe waren. Was ihn zu jeder anderen Stunde als sentimental erbittert und beschämt hätte, heute wäre es ihm um keinen Preis entbehrlich gewesen. Der Knabentraum vom Kriegerabschied umfing ihn. Er spürte Karen Holmsens Händedruck, der sanfte Frühlingswind trug ihm ihren letzten Kuß zu. Von ihr riß er sich los, als Adam Wisconsin das Signal zur Abfahrt gab, nicht von Tatjana Lewska. Rasch saß er hinter dem ersten Reiter, der das Steuer ergriff. Ein letzter Ruck, ein stürmisches Hurra von unten — dann stieg der Albatroß in die Lüfte.

O wundersames, höchstes, erstes Lebensgefühl! Ihm war, als erlebte er seine Geburt als reifer, denkender Mensch noch einmal. Schwalben umkreisten ihn zwitschernd — Schwestern — jetzt begriff er sie! Er beugte sich noch einmal aus Luft und Licht zu der emporstarrenden, jubelnden Menschenschar nieder.

Kurz nach dem Aufstieg war noch aus der Stadt ein leichtes Gefährt im schnellsten Trabe auf das Feld gekommen. Eine Frau lenkte es, eine nicht mehr junge, einstmals schöne Frau, geschminkt und korpulent, mit einer dunkelroten Haarkrone — Goldschmuck und edles Gestein umblitzte sie, das Lederzeug ihres Rappen war weiß, und Veilchensträuße hingen an seinen Schläfen. Heiß erregt war die Frau erst zur Stelle, als der lenkbare Vogel mit den beiden Männern in die Lüfte stieg. Sie brachte ihren Wagen neben

dem des Grafen Poczerewski zum Stehen, der ihr nur einen kurzen Blick zuwarf und dann wieder durch den Krimstecher in die Höhe starrte. Sein rechtes Auge zuckte heftig. Erst als der Albatros nur noch ein winziges Etwas im blauen Äther schien, wandte er sich ihr zu und beteiligte sich an dem Gespräch, das Geheimrat Liebenberg mit ihr führte. Da bemerkte man, daß die Dame die Gräfin Poczerewska war.

Gaston von Dülfert hatte die Rothaarige, die ihm so gebannt nachblickte, nicht mehr gesehen. Sphärenmusik umgab ihn. Er gab sich dem neuen Leben hin. Da er vorläufig nichts zu tun hatte, als Mut zu haben, still zu sitzen und sich des Schwindels zu erwehren, genoß er eine ungeheure Stunde. Unter ihm dehnte sich die feste Welt — doch eigentlich schwebte auch sie, eine rollende Kugel. Er begriff heute die Kugelgestalt der Erde zum erstenmal. In Bewegung war alles! Hei, nur die Sonne stand. Sie flogen ihr entgegen. Adam Wisconsin hockte regungslos am Steuer. Noch hatte er keinen Laut von sich gegeben — Spannung, Wille, letztes Erkühnen, das war alles an ihm. Nach einigen Zickzackflügen, immer weiter der heißen, flimmernden Höhe zu, sprach er sein erstes Wort: „Wir müssen etwas niedergehen."

„Warum?" fragte Gaston enttäuscht und hastig.

„Es ist zu heiß, die Reibung der Gelenke wird zu stark. Auch traue ich dem Osten nicht."

„Dem Osten?"

„Sehen Sie die graue Wolke? Ich glaube, der Wind schlägt um."

Ein Schauder erfaßte Gaston, aber es war nur ein Augenblick. Dann sagte er „gut," zum Zeichen, daß er sich unbedingt in jede Anordnung des Erfinders füge. Der Albatros senkte sich, und nur zu bald erwies sich die Wahrheit von Wisconsins Befürchtung. Der schöne Morgen war Trug gewesen. Am östlichen Horizont stand eine dichte Wolkenwand, und plötzlich zerrte die heftigste Brise an den festen Flügeln des Vogels. Er hielt ihr Stand — oh, er war gut, er zeigte sich auf ganz andere Proben gefaßt. Aber die beiden Reiter bekamen allmählich einen Vorgeschmack von der Hölle. Sie brauchten an der Lenkbarkeit ihrer Maschine noch nicht zu zweifeln, doch in bitterer Ironie erreichten sie mit dem Steuer nur, daß sie auf einer und derselben Stelle blieben. Einer Lerche gleich, vom Licht gebannt und flatternd, mit ihrer Silberstimme auch im Sturm singend, nur schärfer, klagender, so hing der Albatros am Himmel. Grau ballte es sich rings um ihn zusammen. Die sieghafte Bläue schwand. Ein Pfeifen und Ächzen umwogte die Luftschiffer.

„Wir müssen das ein wenig abwarten," bemerkte der Amerikaner trocken.

Gar zu gern hätte Gaston jetzt in sein hartes Gesicht gesehen. Mit zuckenden Lippen sprach er den festen, schwarzen Kopf von rückwärts an: „Wie wär's, wenn wir uns treiben ließen, Mr. Wisconsin?

Ich fürchte für die Flügel, wenn das noch lange dauert."

„Nein, Doktor. Ich kapituliere nie."

„Kapitulieren?! . . ."

Hierauf kam keine Antwort mehr.

Und Stunden verrannen. Immer noch ächzte und drehte sich der Albatros, einer verzauberten Lerche gleich, mit zitternden Flügelschlägen auf einer und derselben Stelle. Ein Gewitter zog sich zusammen — es blieb unter den Luftschiffern. Jeder Blick auf die Erde war versperrt, jede Orientierung vorläufig unmöglich. Der Sturm brach jetzt mit voller Gewalt von Osten los. Ein Kampf auf Leben und Tod war nun zu kämpfen. Armer Albatros!

„Wollen wir uns nicht treiben lassen, Mr. Wisconsin?!" fragte Gaston von Dülfert jetzt nochmals den durchnäßten, zusammengeduckten Amerikaner.

„Nein!" war die Antwort — sie klang wie von weither. „Dazu bin ich nicht aufgeflogen."

Sollte er widersprechen? Sollte er mit ihm kämpfen? Hier oben, sie beide, in grenzenloser Einsamkeit? — Was war das? Warten auf den Tod?! Er ritt mit dem Teufel! Oh, jetzt erkannte er ihn! — Tatjana Lewska stand neben ihm auf einer schwarzen Wolke — sie flog auf ihn zu, sie rief es noch einmal: „Bei mir ist Trost und Wahrheit! Was ist Sieg? Was ist Mannestum? Lüge, Materie! Komm zu mir!!" Und plötzlich im heulenden Durcheinander — er war

ja ganz allein — der Versucher vor ihm war schon davongeflattert — plötzlich — ein Krach, ein Splittern, ein Aufschrei — — — dann ins Bodenlose — hinunter, hinunter — wehevoll, herrlich — lindes, pfeilschnelles, lautloses Sinken. — Ewigkeiten durchlebte Gaston von Dülfert im Augenblick des Sturzes — sein ganzes, vergangenes Leben — der Vater — Karen — — — er breitete die Arme aus — die Erde kam, die harte Erde — — er wußte nichts mehr.

* * *

Der Sturz des Albatros geschah am dritten Mai. Adam Wisconsin, dem Erfinder, hatte er den Tod gebracht. Gaston von Dülfert, sein Begleiter, der seinen Platz nicht verlassen und durch die Maschine vor dem stärksten Aufprall bewahrt worden, wurde mit schweren Verletzungen in das Haus des Grafen Poczerewski gebracht. Hier lag er wochenlang in deliranten Fieberphantasien. Die Gräfin pflegte ihn aufopfernd — niemand hatte dieser Frau eine solche Samaritertat zugetraut. Die Poczerewskis hatten sich freiwillig zu Doktor von Dülferts Pflege erboten. Ginsterlings Geniegenossen der Tat interessierten sich für solche Tat nur wenig — man überließ sie gern den reichen Polen.

Endlich, an einem Juliabend, kam Gaston zur Besinnung. Er erwachte in einem großen, luftigen

Zimmer — eben hatte die Gräfin den Kranken allein gelassen. Staunend blickte er umher. Wie schön und ruhig war dieser Raum. Durch das breite, offene Fenster sah er in einen Garten hinaus, dessen Baumkronen vom Sonnenuntergang übergoldet waren. Wo befand er sich? Was mit ihm geschehen war, wurde ihm freilich bald klar. Nur Wisconsins Schicksal hätte er gern erfahren — über sein eigenes belehrte ihn sein verbundener Kopf, sein linker Arm und das rechte Bein in der Schiene. Er war mit dem Leben davon gekommen — als Krüppel vielleicht, noch mehr ein Krüppel als zuvor. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Mitfliegen war auch Fliegen? — — Wer hatte dieses lügnerische Wort gesagt? Er selbst vielleicht? — — Hatte er nicht Abschied genommen mit Karens Segen, hatte Tatjana Lewska verdammt? — — Oh, Trug in seiner Seele. Endloser Trug. Nicht Karen hatte ihn vorm Sturze bewahrt, nicht Tatjana dankte er die Rettung seines Lebens. Aber wer war sein Wohltäter? In wessen Hause befand er sich? — —

Liebenberg, der Geldmensch, der eine halbe Million um nichts in die Luft geschleudert hatte, besaß nicht solches Heim. Der führte seit seiner Ehescheidung ein irres Hoteldasein. Mit matten, friedlichen Sinnen sah der Rekonvaleszent zur Decke empor. Seine Neugier auf die edlen Wirte war geringer, als der alte, romantische Trieb in ihm, sich Menschen liebreich zu dichten, bevor er sie kannte. Er sog mit stillen Atem-

zügen die reine Abendluft ein, und sah ein junges, blondes Weib vor sich, und ihren Bruder, ja, ihren Bruder, nicht den Gatten — beide rein und ernst, ganz Trost, ganz Hilfsbereitschaft, wie die verfolgten Christen in Römerzeiten. Sie hatten den wilden, verwundeten Vogel in ihr Haus getragen. Sie waren beglückt durch seine Genesung . . .

Seltsame Schwärmerei! Er wußte, daß er schwärmte, aber wehren konnte er sich dagegen nicht. Es war ein Erbteil seines Vaters, der später so skeptisch, so zynisch geworden war. Er erinnerte sich an ein Jugendbild von ihm, das ihn als blonden, langhaarigen Studenten zeigte mit einem Mädchengesicht voll Phantasie und keuscher Gläubigkeit. Der Mann blieb immer ein Kind — dem Weibe durfte es nicht nachgesagt werden. Nur der Mann blieb ein Kind . . .

Die Tür wurde leise aufgemacht. Er hörte, daß jemand eintrat, aber er öffnete die Augen nicht. Der Jemand — Gaston fühlte, daß es eine Frau war — näherte sich behutsam seinem Lager und betrachtete ihn. Die Pflegerin schien zu bemerken, daß er erwacht, und sein Schlummer nur scheinbar war, denn sie zuckte fühlbar zusammen und entfernte sich eilig wieder. Seltsam. Seine Augenlider waren zu schwer, er konnte ihr nicht einmal nachblicken. Auch legte sich eine tiefe, sonderbare Beklommenheit auf seine eben noch so freie Brust. Regungslos blieb er liegen, bis ein neuer Besuch

kam. Gaston blinzelte und erkannte den Grafen Poczerewski. In tiefer Überraschung richtete er sich ein wenig auf.

„Bleiben Sie doch liegen! Still liegen!“ rief der Pole sanft und schnell. „Immer riskiert er wieder etwas — kaum ist er aufgewacht! Nun, ich gratuliere, lieber Doktor — meine Frau sagt mir soeben, daß die große Krisis vorüber sei — ich möchte der Erste sein, der Sie zum neuen Leben beglückwünscht!“

Gaston überließ ihm seine matte Rechte. „Sie haben mich gerettet,“ flüsterte er. „Ich danke Ihnen.“

„O nein, lieber Freund, ich nicht, ich stellte Ihnen nur ein Zimmer in meinem Hause zur Verfügung. Der Geheime Medizinalrat Breyer und meine Frau haben wohl einige Verdienste um Sie.“

Gaston starrte vor sich hin. „Ihre Frau — ich dachte es mir. Ihr danke ich alles. — Ja, ich liebe noch mein Leben. Das kommt Ihnen wohl wunderlich vor?“

„Warum!? Sie lieber, guter Tor! Sie werden ja ganz gesund werden! Sie haben durch Ihren Mut bewiesen, daß Sie eine größere Zukunft vor sich haben, als wir alle zusammen!“

Gaston schüttelte den Kopf. „Ich bin zufrieden, wenn ich atmen kann und dankbar Ihr Haus verlassen ... Lebt Wisconsin?“

„Nein . . .“

„Ich dachte es mir. Was bleibt nun übrig von dem großen Traum?“

„Erregen Sie sich nicht!“

„Ich war nur ein Mitläufer.“

„Ruhig, ruhig.“

„Wo ist Ihre Gattin?“

„Sie können sie jetzt nicht sehen.“

„Warum nicht? Jetzt lebt der Dank in mir, den sie braucht! Ich bin dazu erwacht, ihr zu danken, Graf! Rufen Sie Ihre Gattin!“

„Sein Sie doch vernünftig, Doktor — Sie werden wieder Fieber bekommen —“

„Wenn Sie mir meinen Wunsch abschlagen — dann wird es geschehen!“

„Versprechen Sie mir, gefaßt zu sein?“

„Gefaßt?“

„Wer auch — ich meine — —“

„Was meinen Sie?“

„Es könnte Ihnen jemand gegenübertreten — —“

„Was meinen Sie, Graf?“

Poczerewski verließ das Zimmer. Gaston von Dülfert griff an sein jagendes Herz. Wer war seine Retterin? Wer war die Gattin dieses Menschen? Ihn umlauerte etwas Ungeheures — erschüttert hörte er die dunkel dröhnende Standuhr Sieben schlagen. Da öffnete sich abermals die Tür — eine hohe und

breite Gestalt mit einer roten Haarkrone stand auf der Schwelle. Sie breitete die Arme aus, sie sah ihn an mit einem Lächeln, das den Schmerz und die Seligkeit seiner Kindheit umfaßte. Er richtete sich auf.

„Mutter!“ schrie es mit Urgewalt aus ihm — dann sank er wieder bewußtlos in die Kissen zurück.

Fünftes Kapitel.

Hoffnungen und Befürchtungen.

Karen Holmsen verriet sich, als die kleine Freundin ihr die erste Nachricht von dem Sturze der Luftschiffer brachte. Und so verräterisch war der kurze Schrei des Schreckens, daß Karen selbst einsah, ein Leugnen und Verschleiern wäre vergeblich.

Bella Maßmann wußte nun, daß Dr. v. Dülfert dem Herzen ihrer Freundin sehr nahe stand.

Frau Bolette Aamundsen hatte ihre Überzeugung, daß „litten Karen" am Manne leide, wiederholt bestätigt gefunden. Sie hatte wirklich einige Erfahrung darin. Sie war verheiratet gewesen.

„Ich kenne die Männer!"

Sie wurde nicht müde, das zu wiederholen, in einem Ton zu wiederholen, als hätte sie die schlimmsten Erfahrungen mit diesen erbärmlichsten Geschöpfen Gottes gemacht, während sie doch im Gegenteil eine tief eingewurzelte Hochachtung und Demut vor diesen Auserwählten hatte und des Weibes größtes Glück im Manne sah.

Aber Fräulein Holmsen war anderer Ansicht und vertrat diese mit Spott, mit Ironie, mit Schärfe und Schroffheit, ja mit Grobheit, wenn die gute plumpe Seele in ihres Herzens Neugier gar zu aufdringlich

versuchte, sie auszuforschen. Frau Bolette Aamundsen wagte schließlich nicht mehr, diesen Punkt zu berühren. Aber sie nahm sich vor, wachsam zu sein.

Den ganzen Winter über hatte Karen den Dr. v. Dülfert nur einmal flüchtig gesehen und gesprochen. Eine quälende, peinigende Unterhaltung wie immer. Stets saß er auf dem hohen Pferde seiner idealen Projekte, um plötzlich mit einem ironischen Lächeln aus dem Sattel zu gleiten.

Sollte sie ihn noch ernst nehmen?

Er war nichts weiter als ein Phrasenheld, ein Schwächling, der mit künftigen Taten renommierte. Ein Pfau, der sich für einen Adler gab.

Sie haßte ihn manchmal förmlich, ja es gab Stunden, wo sie ihn zu verachten sich einbildete. Aber wie unglücklich sie dabei war, ermaß sie selbst an der Heftigkeit, mit der sie sich der neuen Freundin in die Arme warf, diesem kleinen, weichen, lieben und gutmütigen Ding, der Bella Maßmann. Nie fiel der Name des Mannes zwischen ihnen, der Karens Herz in Liebe und Haß, in Sehnsucht und wunderlicher Furcht beschäftigte. Die Kleine wußte nichts von der Existenz dieses Mannes.

Aber das Thema „Mann" im allgemeinen war oft der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

Karen hatte einen Blick in Bellas Häuslichkeit getan. Das arme Ding! Es war ja natürlich, daß sie Anschluß suchte, hungrig war nach Freundschaft und Liebe. Es fehlte ihr offenbar nicht an äußerer

Behaglichkeit und gutbürgerlichem Lebensglanz; sie war Alleinherrscherin in einer freundlichen Wohnung, die ein Kanarienvogel mit etwas lautem Gepiepse erfüllte. Es war mollig bei der kleinen Maßmann, die ja selbst auch so mollig war. Nur der Papa störte ein wenig diese Harmonie. Es war, als hörte der Vogel auf zu singen und als ließen sich grüne Jalousien vor den Fenstern von selbst herab und sperrten die Sonne aus, wenn er ins Zimmer trat. Er war ja freilich meist im Geschäft. Morgens um 9 Uhr verließ er die Wohnung, kam mittags auf zwei Stunden zum Essen und zu einem kleinen Nicker und ging dann bis 8 Uhr wieder weg.

Herr Maßmann war ein kleiner, hagerer Mann mit Koteletten und einer großen Glatze. Zwei müde, fast farblose Augen verbargen sich hinter einer goldenen Brille, die auf einer kurzen, breiten, etwas zu fleischigen Nase saß. An dieser Nase stellte ein guter Beobachter zuerst eine Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter fest. Es waren in der Tat die gleichen Nasen, wenn auch die Bellas ein wenig weicher und runder und weniger aufdringlich war, es war des Vaters Nase ins weibliche übertragen. Von dieser Nase ausgehend fand man dann bald noch weitere Ähnlichkeit.

Über dem Sofa hingen zwei schlecht gemalte Bilder von Herrn Maßmann und seiner seligen Frau. Er noch in leidlicher Fülle der Jugend mit gut gepflegtem Haarwuchs und ohne Brille. Jeder mochte sofort Bellas Papa in diesem Bild erkennen. Sie, die Ver-

storbene, zeigte größere Fülle, jugendlich weich, voll, pummelig, wie es fast die Tochter war, aber mit einem langen, nichtssagenden Gesicht. Eine gewisse Gutmütigkeit mochte man der Dame zusprechen, wenn man sich die Frage vorlegte, wie der Gatte nach so langen Jahren noch an dieser Frau hängen konnte, sie so schmerzlich betrauern konnte, daß die Lebenden von dieser Treue zu der Toten in ihren Anrechten an seine Teilnahme gekürzt wurden. Aber das Bild war schlecht gemalt, und die Frau Maßmann mochte eine gute, brave Frau gewesen sein.

Als Karen Herrn Maßmann zum erstenmal sah, war er sehr höflich, sehr gesprächig — auch das hatte Bella von ihm — und er lachte auch ein paarmal. Und sein Lachen glich dem der Tochter, weniger im Klang — er meckerte zu sehr — als im Rhythmus und den wunderlichen Intervallsprüngen, und namentlich in einem leichten Werfen des Kopfes. Karen, die eine scharfe Beobachterin war, entdeckte sehr bald noch andere kleine gemeinsame Züge.

Dieser Vater lebte nun so neben der Tochter her, die doch so ganz sein Kind war. Eine seelische Gemeinschaft schien nicht zwischen ihnen zu sein.

„Meine Schwester war ganz die Mutter," sagte Bella einmal. „Ich bin ihm immer mehr ähnlich gewesen. Vielleicht findet er auch seine Fehler in mir wieder, und ärgert sich darüber. Mit meiner Schwester hätte er gewiß viel besser zusammengepaßt, viel liebevoller und zärtlicher gelebt."

Ob dieser alte verknöcherte Kotelettenträger gar nichts von innigeren Gefühlen der Dankbarkeit gegen seine Tochter empfand, die ihm das Haus wohnlich hielt und für alle seine Bedürfnisse treu und kindlich sorgte? War es möglich, daß dieser Mensch, dessen Durchschnittshaltung die eines wandernden Hauptbuches, das von guten Geschäften sprach, war, daß dieser Mensch noch jahrelang der toten Gattin und einem so jung verstorbenen Kinde nachtrauerte und mit seinem Gefühlsleben für die Gegenwart ganz abstarb?

Karen kam mit ihrer Meinung über Herrn Maßmann nicht ins reine. „Vielleicht entschädigt der alte Kahlkopf sich anderweitig." Dieser häßliche Gedanke kam ihr einmal flüchtig; aber sie schämte sich seiner sofort und bat im stillen Bella um Verzeihung, als hätte sie diese damit beleidigt.

Die arme Kleine, mit ihrem Bedürfnis irgendwen zu betreuen, mußte ihr zärtliches Gemüt an diesen hinfälligen alten Herrn verschwenden. Für sie gab es wirklich kein größeres Glück als sich zu verheiraten. Und all ihr jetziges Treiben, ihr Mitlaufen mit dem Frauenklub war nichts als das Suchen nach einem Ersatz für ihren Papa, nach einem Mann, der ihren selbstgebackenen Topfkuchen in seinen Kaffee stippte, ihren Braten lobte und „mein Pummelchen" zu ihr sagte.

Was Wunder, daß die Kleine immer den Mann im Munde führte! Es war ihre Bestimmung, Frau zu sein, Hausfrau. Im Grunde war sie nur ein

Topf, der seinen Deckel suchte. Natürlich idealisierte sie sich das. Und ohne Liebe würde sie auch wohl erst viel später einen Mann heiraten können. Noch sprach sie wie ein Backfisch von der Liebe. „Das Höchste! das Heiligste!“ Und sentimental! Und ganz moralisch! Natürlich diente Karen, die klarer, klüger, energischer, reifer, ihr als Ersatz für den Mann, der sie schalt, sie lobte, sie führte, „Kleines“ zu ihr sagte und Dienste von ihr annahm.

Seit jener Beichte, daß sie sich einmal in einem Manne getäuscht, und daß er nur das Häßliche von ihr begehrt und ihr Gutes nicht erkannt und auch gar nicht gesucht hätte, kam die gesprächige Bella immer wieder mit Vorliebe auf dieses Thema zurück, heute Karen damit belästigend, morgen sie damit peinigend, stets sie langweilend.

Dieses kleine, unbedeutende, gute Mädchen als Mitglied des Frauenklubs! Was wollte sie da? Wie die Mehrzahl ihrer Genossinnen sich in wilden Worten gegen den Mann ausweinen, weil er ihnen nicht Gelegenheit gab, ihm ihr Gutes zu schenken, all das Gute, was sie für den Mann in sich trug.

Karen wäre sich als Verteidiger der Männer komisch vorgekommen. Nur einmal sprach sie sich sehr ernsthaft über das Häßliche und das Gute aus: ob es denn wirklich das Häßliche sei, was die Männer im Weibe suchten, ob dieses Häßliche nicht auch ein Gutes wäre.

„Nein, nein!“ rief die kleine Maßmann leiden-

schaftlich. „Wie kann das Häßliche ein Gutes sein. Es ist eben häßlich. Das fühlt man doch."

„Was soll der Mann denn anders beim Weibe suchen."

„Pfui, Karen! Wenn er weiter nichts will, ist es eben das Häßliche. Wenn es das Gute sein soll, ein Gutes, muß es das Letzte und Höchste sein, gleichsam die Frucht, zu der alles Werden und Wachsen hindrängt, und dann — nein, das weißt du ebensogut als ich. Nur so, an sich, als das Einzige, was sie wollen — das ist doch so häßlich!"

Und die kleine Maßmann hatte sich bis zum Weinen erregt, so daß Karen ihr erschreckt über den Scheitel strich, ihr mit halben Worten entgegen kam und sie tröstete. Doch konnte sie ein leises, kluges Lächeln nicht unterdrücken. Die kleine Freundin war ihr ein offenes Buch, in dem sie eben wieder mühelos ein paar Seiten gelesen hatte.

Ob Gaston auch nur das Häßliche im Weibe suchte und begehrte? Dieser aufdringliche Gedanke klopfte immer wieder an.

Seine geschiedene Frau, die Caféchantantsängerin, was war es damit?

Aber mußte denn er der Schuldige sein? Die Besten irren. Und welche Hölle mußte es für ihn gewesen sein, sich an ein solches Weib gekettet zu fühlen. Solche Bande löst man. Aus Selbstachtung. Aus Reinlichkeitsgefühl. Es war unrecht von ihr gewesen, ihm das als das „Bequemste" vorzuwerfen.

Und die Destinn?

War es nicht nur ihre Stimme, was ihn fesselte, ihr Gutes, ihr Bestes?

Nein, e r nicht! Mochte er sein, wie er wolle, das lag nicht in ihm. Nie, auch nicht mit einem Blick, hatte er ihr gegenüber Derartiges verraten. Im Gegenteil, sie litt unter seiner Kälte.

Aber bei anderen?

Kirrte er die auch mit seinen hochfliegenden Plänen, seinem Evangelium der Tat, seiner gläsernen Stadt, um dann das Weib als ein Ding zweiten Ranges, etwas Minderwertiges beiseite zu schieben, zu übersehen, zu demütigen? Und doch konnten auch seine Augen zärtlich leuchten, seine Hände weich drücken, seine Stimme innig klingen. Das alles stand ihm zu Gebote, er gebrauchte es, gesellschaftlich, wie seine schönen Phrasen: auch darin ein Macher.

Ja, Karen war im Laufe des Winters bei sich sehr scharf mit ihm ins Gericht gegangen. Alles Flitters hatte sie ihn entkleidet. Nackt und armselig stand er vor ihr.

Aber da erfuhr sie von dem Albatros-Unternehmen. Und ihr Herz war ein einziges Jubeln. Sie hatte ihm unrecht getan! Er war doch der Mann, der Held, der Tatmensch ohne Furcht! Wie hieß es doch in seines Vaters Testament?

„Was ist der Mann? — Ein Wegesucher und Bahnbrecher. Ein Adler, der durch die Lüfte kreist."

Er ein Adler, i h r Adler!

Stolz fliegt er seinen Zielen zu. Er wird sie alle erreichen!

Er wird auch die gläserne Stadt bauen. — —

Die Nacht vor dem Aufstieg der kühnen Flieger verbrachte sie schlaflos, zwischen jagender Angst und jubelndem Stolz.

Ob der Gärtner auch die Rosen, die sie selbst ausgesucht, rechtzeitig, in so früher Morgenstunde, abliefern würde?

Ob Gaston sich bei dem Blumengruß ihrer erinnern würde? Ihres Vertrauens in sein Heldentum? Ihrer Erwartungen, die sie auf seine Tat setzte?

Mußte es ihm nicht Freude und Kraft und Zuversicht geben? Sie, die Eine wenigstens, glaubt an dich, ihre Gedanken begleiten dich in die höchsten Höhen, sie breitet ihre Wünsche und Hoffnungen wie einen Zaubermantel unter dich.

Der Duft jeder einzelnen Rose mußte es ihm sagen.

Mit ihm allein, hoch über diesem kleinen nichtigen Erdengetriebe, im reinen Äther, einen verhüllenden Wolkenschleier unter sich, über sich das strahlende Gestirn allen Lebens, seine feste Hand am Steuer — —, nur einmal diesen Hochflug. Sie würde nicht zittern.

Und das war kein vermessener Wunsch mehr. Der Mensch war im Begriff, sich auch das Reich der Lüfte zu unterwerfen, ein königlicher Flieger durch alle Himmel. Und er, ihr Held, stürmte mit voran auf dieser Siegesbahn. Und seine Flügel trugen sie mit empor.

Dann kam der Morgen, wo sie fiebernd am Fenster stand und in den Frühhimmel starrte, als müßte dort, an dem armseligen kleinen Stück, das ihr Blick fassen konnte, jeden Augenblick ihr stolzer Adler erscheinen. Sie sah sich fast die Augen aus, während sie mit sich rang, ob sie sich nicht lieber unter die Zuschauer jenes herrlichen Wagnisses mischen sollte.

Aber wer würden diese Leute sein? Vor Tau und Tag. Mit wem würde sie ihn teilen müssen? Und würde sie diesem Schauspiel, dieser Aufregung gewachsen sein?

Und die Sonne stieg hoch und höher, die Sonne, der ihr Held nun entgegenstürmte auf den Schwingen des Genies.

Frau Bolette Aamundsen rief zum Frühstück und entsetzte sich einmal wieder über Karens Aussehen und Benehmen.

„Gud bewares! Hva ha du dok, litten Karen?"

Und dann — dann kam die entsetzliche Nachricht.

Karen Holmsen stieß jenen Schrei aus, mit dem alle Pforten ihres Herzens aufsprangen, so daß die erschrockenen Kinderaugen der kleinen Maßmann mit einem einzigen Blick bis tief in ihr Inneres sahen.

Dann hatte Karen durch die Zeitung erfahren, wo der Verunglückte Aufnahme gefunden hatte.

Poczerewski?

Wo hatte sie doch den Namen schon gehört?

Bella Maßmann war ihrem Gedächtnis zu Hilfe gekommen.

Die schreckliche rothaarige Dame im Frauenklub? Entsetzlich!

In ihre Hände war er nun gegeben. Sie pflegte ihn am Ende gar, saß an seinem Bett.

Dieser Gedanke war furchtbar. Rasende Eifersucht, Ekel, die abenteuerlichsten Mutmaßungen quälten sie. Dabei die immer wiederkehrende Hoffnung, er könne sie rufen lassen.

Wie hatte er doch damals gesagt?

„Ich werde mein Elend nicht zur Schau stellen. Ich werde es Sie wissen lassen, wenn Freund Hein an meinem Lager steht und im Begriff ist, mich auf seinen Buckel zu laden."

Jetzt, wo sie den Beweis hatte, daß er ein Mann der Tat war, sein Wort hielt, jetzt konnte sie sich einbilden, er würde sie dennoch rufen lassen?

Törichter Gedanke!

Aber ungerufen zu ihm eilen, vor dieser entsetzlichen Frau ein Recht auf ihn geltend machen, ein Recht, das ihr der Glaube an ihn gab, ihr, die ihn doch richtig erkannt, richtig gewertet hatte?

Wahnsinn!

„Ich werde es Sie wissen lassen, wenn Freund Hein an meinem Lager steht."

Er wird es sie wissen lassen!

Und er hat sie nicht vergessen, kann sie nicht vergessen haben. Die Rosen, die er als ihren Morgengruß auf seinen Höhenflug mit nach oben nahm, sie

mußten ihm ein Erinnern, ein Mahner sein. Dieses einen war sie sicher: vor seinem Ende hörte sie von ihm.

Und noch schwieg er. Noch lebte er also. —

Die kleine Maßmann war längst ihre Vertraute, zum tiefsten Schmerz der Frau Aamundsen, die völlig draußen stehen mußte. Die kleine Freundin horchte und forschte, ob sie bei Bekannten etwas erfahren könnte, las jede Zeitung, ob etwas weiteres über den Unglücksfall und über das Befinden des Kranken bekannt gegeben wurde, und konnte so endlich die Nachricht von der langsamen Genesung des Dr. von Dülfert bringen. Und dann bot sie sich eines Tages an, dort im Hause selbst Erkundigung einzuziehen, drängte sich heftig, leidenschaftlich dazu, und versetzte Karen Holmsen dadurch in neue Qualen. Sollte sie die Freundin gehen lassen? Sollte sie es ihr verbieten? Sollte sie nicht lieber selbst gehen?

„Was willst du dort sagen? Wie willst du dich einführen? In wessen Auftrag? Du kannst doch meinen Namen nicht nennen!"

„Eine Dame, die ein Interesse an der Genesung des Kranken nimmt, eine Verehrerin alles Heldentums, die ungenannt bleiben möchte."

Die Kleine brachte das Unmöglichste vor in ihrem Eifer, und nötigte Karen sogar ein Lächeln ab.

„Du gutes, liebes Tierchen," sagte Karen gerührt, „ich bin dir ja so dankbar für deine Freundschaft, aber das kann ich nicht zugeben. Du darfst nicht."

Karen Holmsen ahnte nicht, wie weit dieser Eifer der kleinen Maßmann der Freundschaft entsprang. Sie war in ihrer eigenen Aufregung blind gegenüber der fiebernden Unruhe, die sich der Freundin bemächtigt hatte. Sie merkte nicht, daß diese etwas verschwieg, aus Freundschaft verschwieg, was sie mit jähem Erschrecken getroffen hatte und jetzt mit einem qualvollen Bangen erfüllte.

War die Presse vorher über den kühnen Versuch der Luftschiffer absichtlich im Dunkel gelassen worden, so hatte sie sich nach dem grauenvollen Sturz der waghalsigen Männer um so lebhafter dieses sensationellen Vorfalls bemächtigt, nicht nur mit Worten, sondern auch im Bilde.

Das hagere, kühne Gesicht des Amerikaners, auf das ihre mitleidigen Blicke etwas länger ruhten, hatte der kleinen Maßmann nur wenig Interesse eingeflößt. Aber vor dem Bilde Gaston v. Dülferts, das die Zeitung gleichfalls brachte, war sie jäh erblaßt. Sie glaubte in ihm die Züge dessen zu finden, der damals — — das Häßliche in ihr suchte und begehrte. Karen hatte das Bild zwar für schauderhaft erklärt, „keine Spur von Ähnlichkeit", und hatte der tödlich erschrockenen Freundin damit einen kleinen Trost gegeben. Aber das mißlungenste Porträt zeigt wohl immer noch ein paar ähnliche Züge.

Der Gedanke, daß Gaston v. Dülfert, der vergötterte Held der Freundin und jener schreckliche

Mann ein und dieselbe Person seien, wollte sich nicht verbannen lassen.

Fräulein Holmsen wußte nichts von der Qual der kleinen Freundin, die eher jedes Opfer gebracht hätte, als nur mit einer Silbe ihre furchtbare Vermutung auszusprechen, und so konnte sie Bellas Eifer, bei den gräflichen Pflegern des Kranken einzudringen, nur auf die Freundschaft für sich zurückführen.

Ja, auch dieses kleine, weiche, dumme Mädchen, die Bella Maßmann, besaß Heldentum. Mit keinem Hauch wollte sie das Bild des Mannes, der der geliebten Freundin alles galt, beflecken, bevor sie nicht Gewißheit hatte. Aber Gewißheit mußte sie haben, schon Karens wegen, um sie warnen zu können, um sie von dem Abgrund noch in letzter Stunde zurückreißen zu können: sieh, so einer ist auch der! Fliehe vor ihm! Er will nicht das Gute. Er will das Häßliche. Und er wird auch dich beschmutzen.

Das arme Mädchen lebte schwere Tage.

„Ich gehe, ich gehe doch, ich muß es."

Aber sie hatte Karen Holmsen in die Hand versprochen, nicht zu gehen.

Sie überlegte lange.

„Ich werde mit Frau Aamundsen reden," sagte sie sich endlich. „Die kann es tun. Der ist es nicht verboten. Vielleicht, daß sie ihn sieht und die Ähnlichkeit mit diesem Bilde feststellen kann. Es wird sich machen lassen. Sie muß sich irgend wie etwas

zu tun machen, etwas kaufen gehen, in die Apotheke, oder auf die Post laufen — es wird sich schon etwas finden lassen, ohne daß Karen es merkt. Frau Aamundsen ist eine alte Dame, für sie ist es auch nicht anstößig."

Frau Bolette Aamundsen vergötterte Bella Maßmann seit jener Stunde, in der sie sie ins Vertrauen zog. Ihre großen Kinnbacken zitterten vor Erregung, als sie mit dem leisesten Flüsterton, der ihr zu Gebote stand, die Versicherung abgab, daß man sich an keine bessere, zuverlässigere Person hätte wenden können.

Und eines Mittags saß Frau Bolette Aamundsen, mit ihrem Sonntagsstaat angetan, im gräflichen Vorzimmer. In ihrem Schoß flammte ein großes Rosenbukett, das sie alle Augenblicke behutsam aufnahm um es ebenso behutsam in eine noch bessere Lage zu bringen. Sie war voller Erwartung, aber auch ein wenig gekränkt, daß man sie fast volle zehn Minuten warten ließ, und doch wieder froh, daß ihr diese Frist gewährt war. Sie besaß nicht die Tapferkeit, die in einem so großen und knochigen Körper eine angemessene Behausung gehabt hätte. Sie war befangen wie ein Schulmädchen.

Der wunderliche Auftrag, der ihr geworden war, die angeborene Ehrfurcht vor Adel und Titel — sie hatte nie einem Grafen oder einer Gräfin gegenüber gestanden — kurz, es war Frau Bolette Aamundsen keineswegs wohl zu Mute. Sie memorierte ihre Anrede, seufzte ein paarmal hörbar, und fühlte ihre

Hände in den perlgrauen Handschuhen immer kälter werden.

„Ich hätte diese Sache doch lieber nicht übernehmen sollen," sagte sie sich, „es schickt sich nicht für eine Person in meinem Alter. Wie kann ich solche Heimlichkeiten vor Karen haben. Aber es ist nur aus Liebe zu ihr, daß ich mich so bloß stelle."

Ihr Blick lief immer wieder an den Wänden hin, von einem Bild zum anderen, ohne mehr als bunte Farbenflecke in breitem Rahmen zu gewahren. Nur das größte nahm sie in sich auf; es zeigte einen von Wölfen verfolgten Schlitten, die vier Pferde stürmten in wahnsinniger Angst durch den Schnee, und ein älterer Mann, in einen Pelz gehüllt, wandte sich zurück, die Flinte im Anschlag.

Frau Bolette hatte in ihrer Kindheit oben in Schweden einmal von Wölfen gehört und auch ihre Spur gesehen; sie waren in einem strengen Winter bis in das Dorf gekommen, wo sie sich zum Besuch eines Onkels aufhielt. Durch diesen Onkel war sie später in Karens Familie gekommen. Und das erklärte vielleicht, daß sie jedesmal mit einem wunderlichen Angstgefühl an Karen dachte, wenn ihr Blick ein wenig länger auf diesem Bilde mit den blutgierigen Bestien ruhte.

„Arme kleine Karen, sie sollen dir nichts tun, ich beschütze dich und bete für dich." So ungefähr empfand sie.

Und doch saß sie hier mit den Rosen in der Hand und mischte sich in einer Weise in Karens Angelegen-

heiten, die diese ihr schlecht danken würde. Aber hierin würde sie sich auf Fräulein Maßmann berufen. Frau Bolettens Einfall war es nicht gewesen, hierher zu gehen. Nur die Liebe zu Karen hatte sie geleitet. Sie fühlte sich schuldlos. Man hatte sie gebeten, dies zu tun, und sie tat es nun.

Die Uhr auf dem Kamin schlug drei. Drei hastige, schrille Schläge, die sie zusammenfahren machten. Sie wartete wirklich schon zehn Minuten. Aber sie durfte nicht vergessen, daß sie hier in dem Vorzimmer gräflicher Herrschaften saß. Die vornehmen Leute pflegen sich Zeit zu lassen.

Ihr seliger Gatte hatte sich einmal eine Viertelstunde lang mit einem Baron unterhalten, es war auf dem Dampfschiff gewesen, zwischen Kopenhagen und Malmö. Er war nicht müde geworden, auch nach Jahren nicht, von seiner Begegnung mit dem Herrn von Rosenkrantz zu erzählen. Es war ein Ereignis in seinem Leben. „Mein lieber Herr Aamundsen," hatte der Baron ein paarmal gesagt: „Mein lieber Herr Aamundsen."

Frau Bolette dachte an diesen glorreichen Tag ihres seligen Mannes zurück und fühlte sich gehoben. Aber ehrfurchterschauernd sank sie wieder in sich zusammen. Hier handelte es sich ja um gräfliche Herrschaften. Man würde kaum „Meine liebe Frau Aamundsen" zu ihr sagen.

Indem ging die Tür auf, und Graf Poczerewski erschien mit einer leichten, fragenden Verbeugung.

Frau Bolette Aamundsen erhob sich mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit, schoß steil empor, und machte zitternd, aber mit ziemlicher Würde einen Knicks.

„Aber ich bitte, meine Gnädige, behalten Sie Platz."

Und Frau Bolette ließ sich auf den Stuhl zurückfallen, mit derselben befangenen Hast, mit der sie emporgeschnellt war. Und der Stuhl seufzte.

„Womit kann ich dienen?"

Graf Poczerewski stand mit verbindlichem Lächeln dicht vor ihr. Frau Bolette hob die brennenden Rosen in die halbe Höhe ihres gelblichen Vogelgesichtes, und der Graf streckte die Hände danach aus, ein wenig zögernd, als befürchtete er ein Mißverständnis.

„Ich habe den Auftrag, mich nach dem Befinden zu erkundigen. Das schreckliche Unglück," sagte Frau Aamundsen mit ihrer tiefen Männerstimme, die in der Befangenheit noch etwas quäkender klang als sonst.

„Ja, leider, höchst betrübend."

Es klang wirklich halb entschuldigend. Er zog einen Stuhl herbei und setzte sich.

„Es geht wieder besser?" fragte Frau Aamundsen teilnehmend. Ihre grauen, etwas leeren Augen warfen einen mitleidigen, fast vorwurfsvollen Blick über die lange spitze Nase hinweg auf den Grafen.

„Aber bitte, darf ich sie davon befreien?"

Graf Poczerewski nahm ihr die Rosen aus der Hand und legte sie auf den Tisch.

„Von wem darf ich einen Gruß bestellen?"

„Eine Verehrerin edlen Heldentumes und männlichen Mutes erlaubt sich unbekannterweise —"

Der Graf zog die Augenbrauen ein wenig höher und verwirrte Frau Bolette mit einem erstaunten Blick, dann lächelte er kaum merklich über ihre Verlegenheit.

„Sagen Sie nur Ihrer unbekannten Auftraggeberin, Herr Dr. v. Dülfert befände sich in mütterlicher Pflege und ginge der Genesung entgegen. Aber vielleicht dürfen Sie doch noch das Geheimnis lüften, und mir sagen —"

„Ich bedaure sehr, Herr Graf, es ist mir strengstens verboten!"

Frau Bolette zog mit geheimnisvoller Miene beide knochigen Schultern fast bis unter die Ohren.

Poczerewski warf noch einmal einen flüchtigen Blick auf das Bukett, dessen Massenhaftigkeit mit der Gestalt Frau Bolettens harmonierte, und einen längeren auf die alte Dame selbst, und erhob sich.

Eine Minute später befand sich Frau Aamundsen wieder auf der Straße.

Durfte sie zufrieden sein? Sie meinte sich ihres Auftrags mit Würde entledigt zu haben. Freilich hatte sie den Kranken nicht zu Gesicht bekommen. Aber die Gewißheit seiner Genesung hatte sie, und die Beruhigung, daß er sich in mütterlicher Pflege befand.

Sie hatte keine Kinder gehabt. Aber sie war verheiratet gewesen, sie wußte, was es heißt: Mutter.

„Der arme junge Mann. Ob er die Rosen auch bekommen wird? Die Verhältnisse der Söhne werden von den Müttern immer mit eifersüchtigen Augen angesehen."

Sie suchte sich ein Bild von der Mutter zu machen.

Die arme alte Frau. Sie war vielleicht aus der Ferne herbeigeeilt, um ihr Kind im fremden Hause zu pflegen. Die Rosen mußten ihr wohltun.

Doch, doch, es war ein guter Gedanke, diese Rosen zu kaufen. Es war ihr so nötig erschienen, so unerläßlich, nicht mit leeren Händen zu kommen, und um soviel natürlicher und unauffälliger. Fräulein Maßmann würde ihr die fünf Mark, die sie dafür verausgabt hatte, gerne ersetzen.

Und dann hörte sie plötzlich wieder die Stimme des Grafen: „Aber ich bitte, meine Gnädige, behalten Sie Platz."

Und wie fürsorglich er ihr das Bukett abgenommen hatte. Ein reizender Herr, der Herr Graf! Und so ganz Pole. Diese feurigen, dunklen Augen. Diese elegante Erscheinung, dieses ritterliche Benehmen. Es ist doch etwas um den Adel. „Das Aristokratische macht es," wie der selige Aamundsen immer zu sagen pflegte.

Fräulein Maßmann war wenig befriedigt von Frau Bolettens Expedition. Für sie war nichts erzielt worden als fünf Mark Unkosten, mit denen sie nicht gerechnet hatte.

„Ich fand es so natürlich," verteidigte sich Frau Aamundsen, „und ich hätte ohne Blumen nichts zu sagen gewußt."

Das leuchtete Bella ein. Auch war sie viel zu gutmütig, um ernstlich Vorwürfe zu machen. Daß die Rosen zum Verräter werden könnten, kam ihr erst später zum Bewußtsein. Vorläufig war das ja auch alles Nebensache. Die Hauptsache war die mütterliche Pflege, von der Frau Bolette berichtet hatte.

Mütterliche Pflege?

So hatte er eine Mutter. Und sie pflegte ihn im Hause des Grafen.

Rätsel über Rätsel!

Aber für Karen mußte es unzweifelhaft ein Trost sein, zu wissen, daß er sich in mütterlicher Pflege befand. Sie durfte freilich von dem ganzen Besuch nichts erfahren, aber dieses sollte sie doch wissen, gelegentlich, man hatte es irgendwo gehört. Bei Bekannten war es erzählt worden. Oder hatte in der Zeitung gestanden.

Aber die Nachricht, daß Gaston sich in der Pflege der Mutter befand, hatte eine ganz unerwartete Wirkung auf Fräulein Karen; sie wurde blaß, einsilbig, verstummte ganz, und fuhr dann nach einer Weile heftig auf.

„Das ist dummes Geschwätz. Diese lächerlichen Zeitungsreporter sind gerade solche Klatschbasen wie alle Weiber."

„Warum sollte es nicht so sein?"

„Er hat mir nie von seiner Mutter gesprochen."

„Das beweist doch nichts."

„Allerdings nicht."

„Also."

„Er würde sein Leben nicht so aufs Spiel gesetzt haben, wenn er noch eine Mutter hätte."

Karen Holmsen wollte sich durchaus der Tatsache verschließen, daß Dr. v. Dülfert noch eine Mutter hatte. Sie wurde unlogisch, ungerecht und undankbar in diesem Bestreben, trotzdem eine innere Angst und Furcht sie Lügen strafte, eine wachsende Furcht, daß eine entsetzliche Vermutung ihre Bestätigung gefunden.

„Einen solchen Mann in aller Leute Mund zu wissen," fuhr sie auf. „In den Zähnen der Zeitungsreporter! Was wird man noch alles über ihn zurecht tratschen. Erzähle mir bitte nichts mehr, hörst du? Ich will nichts mehr hören, gar nichts. Du horchst viel zu viel herum. Ich bitte dich, das zu lassen. Dieser Mann ist zu gut für euch."

„Möchtest du dich nicht täuschen," sagte die kleine Bella, gekränkt, von Karen mit allen den anderen Menschen so in einen Topf geworfen zu werden.

„Wie meinst du das?" fragte Fräulein Holmsen scharf zurück.

„Ich meine nur. Du weißt, ich glaube längst nicht mehr an die Männer."

„Ich verbiete dir, so von ihm zu sprechen."

„Ich rede nur im allgemeinen."

„Weil einer, ein einzelner, einmal das Häßliche wie du es nennst —"

„Mit Recht nenne."

„Liebes Kind —"

„Ich bin kein Kind mehr."

„In manchem doch. Und in diesem gewiß."

Sie sagte das so geringschätzig, daß die Kleine gekränkt schwieg. Tränen kamen ihr.

„Ich will dir nur wünschen, daß du dich nicht in ihm irrst," schluchzte sie.

„Was soll das heißen? Das hast du schon einmal gesagt. Weißt du etwas von ihm?"

Karen Holmsen bereute schon die Frage. Wie war das alles häßlich. Dieses Frauenzimmergezänk.

Aber wenn man sich herabläßt.

So gutmütig die Kleine war, so gern sie sie hatte, geistig stand sie doch auf der gleichen Stufe mit all den anderen Weibern. Und da wurde man mit gemein, alltäglich, kleinlich. Wie konnte sie, Karen Holmsen, sich so weit vergessen, mit diesem Dummchen über Gaston v. Dülfert zu streiten.

„Du mißbrauchst mein Vertrauen", sagte sie schneidend, „ich wünsche nie mehr mit dir von dieser Sache zu sprechen. Du nimmst dir heraus, über einen Mann zu urteilen, den du nicht kennst."

„Vielleicht doch kennst."

„Vielleicht doch? Was heißt das nun wieder? Kennst du ihn etwa?"

„Nach dem Bilde — das heißt — wenn es ähnlich ist — —“

Die kleine Maßmann bereute sofort, was sie gesagt. Aber es war zu spät. Sie sah, wie plötzlich der Verdacht in der Freundin aufflammte. Der Blick, mit dem Karen sie anherrschte, genügte, sie verstummen zu machen.

Aber dann brach Fräulein Holmsen in ein lautes, etwas verächtliches Lachen aus.

„Wenn du damit andeuten willst, liebes Kind, daß Dr. v. Dülfert der war, der von Dir Häßliches verlangte — — —“

* * *

Karen Holmsen hatte gelacht, aber es war kein befreiendes Lachen gewesen. Sie hatte gelogen mit diesem Lachen. Pfui, sagte sie zu sich selbst.

Was war denn aus ihr geworden? Was waren das für Tage? Sie war ganz aus dem Gleichgewicht, ein kleines, gewöhnliches, hilfloses Frauenzimmer, launisch, zänkisch, unwahr.

Bella Maßmann hielt sich schmollend fern, denn Karen hatte einen Tag nach diesem Gezänk sich verleugnen lassen. Karen wußte, daß sie ihr damit unrecht tat, undankbar war. Die Kleine meinte es doch nur gut mit ihr.

Aber diesen Verdacht zu äußern, sein Bild, das gerade wieder im alten Glanze strahlte, so zu beschmutzen!

Und dazu der wahnsinnige Gedanke, jenes fürchterliche Weib sei seine Mutter!

Und wenn es nun wahr wäre? Das eine wie das andere?

Karen Holmsen hatte wirklich alle Ursache ein wenig wunderlich zu sein in diesen Tagen.

Frau Bolette Aamundsen ertrug ihre Laune mit Engelsgeduld. Sie war ja nun eingeweiht. Es gab ihr Ruhe, Gelassenheit, überlegene Würde.

Litten Karen ist krank. Man kennt aber diese Krankheit. Man ist nicht umsonst verheiratet gewesen! Als der selige Herr Aamundsen sich zuerst dem Fräulein Bolette näherte —

Aber das war freilich etwas lange her. Der Schatten des seligen Herrn Aamundsen tauchte nur noch sehr, sehr schattenhaft aus der Vergangenheit herauf und zog sich jedesmal vor der blendenden Erscheinung eines eleganten Herrn mit feurigen dunklen Augen, schwarzem Spitzbart und aristokratischem Wesen erschrocken zurück.

„Bitte, meine Gnädigste, behalten Sie Platz."

Das letzte Zipfelchen des seligen Herrn Aamundsen versammelte sich wieder zu den Schatten, nichts blieb als das berückende Bild des Grafen Poczerewski, ein Rosenbukett, zwei schlanke, weiße, beringte Hände, — — — Frau Bolette Aamundsen seufzt — und auch das verschwindet.

Aber es kehrt wieder. Mit einer Regelmäßigkeit, die den Schatten des seligen Herrn Aamundsen beschämen muß.

Arme kleine Karen, man versteht dich ganz. Man ist voller Mitgefühl, und würde sich gerne täglich bei dem Herrn Grafen Poczerewski nach dem Befinden des Herrn Dr. v. Dülfert erkundigen. Aber man darf es ja nicht. Man darf nicht einmal von dem einen Besuche in jenem Hause reden.

Man hat sein Geheimnis, hat auch sein Geheimnis! Und wie sehr das den Menschen erhebt, seine Selbstachtung steigert, ist durch mannigfache Erfahrung belegt.

„Aber Bolette, ich habe schon zweimal geschellt, schläfst du denn!" schilt Karen Holmsen mit nervöser Stimme.

Und die Gescholtene läßt ihren Wollschal für die grönländische Mission erschreckt in den breiten Schoß sinken, wo noch soeben die köstlichen Rosen blühten.

Die armen Rosen der Frau Bolette Aamundsen!

Sechstes Kapitel.

Donna è mobile.

In der langen Zeit seiner allmählichen Genesung hatte Gaston reiche Muße zum Nachdenken und zu innerer Betrachtung und Sammlung gehabt. Es war, als wenn die gewaltige Erschütterung des jähen Sturzes seine Weltanschauung in eine andere und, wie es schien, natürlichere Lage geworfen habe; als wenn er, etwas unsanft, aber wirksam aus den Wolken der Phrase auf den Boden der Wirklichkeit niedergesetzt worden wäre.

Was war das — von der Ruhe eines monatelangen Krankenlagers aus betrachtet — für ein armseliges und albernes Leben gewesen! Ein Leben in lauter Nebel und Schwulst! Ein Leben in lauter Redensarten, weil zur Tat die Entschlossenheit, vor allem aber auch die Fähigkeit zur realen Leistung fehlte. Ein Leben mit jenen Nachtsdreiuhrgenies, die man in jedem Nachtlokal dutzendweise findet, die über die Masse schimpften, weil sie ihre kolossalen Ideen nicht begreife und ausführe und die selbst zu solcher Ausführung nicht den kleinen Finger rührten, ja, die auch nicht wüßten, wie sie's anfangen sollten, weil sie von Umfang und Inhalt ihrer „Idee" selbst keine Idee hatten. Ein großes Wort in die Welt fliegen lassen wie eine Seifenblase oder wie einen Kinderballon — war das nicht Genialität

genug? „Genies einkaufen" — „die Lüneburger Heide erwerben und die gläserne Stadt darauf erbauen" — „Goethes pädagogische Provinz errichten mit Hilfe Owens und Saint Simons" — „Wissenschaft und Schule umstülpen" usw. usw.

Siedendheiß überlief ihn die Scham, wenn er sich jetzt vorstellte, daß er mit solchen Floskeln vor Karen paradiert hatte, stolz wie ein reformierender Sekundaner, vor Karen, diesem feinen, gelenkigen, zarten aber nervigen und muskulösen Geiste! Wie mußte sie innerlich über ihn gelacht, wie tief mußte sie auf ihn herabgeblickt haben!

„Vielleicht zünde ich diese Stadt an allen Ecken und Enden an!" hatte er renommiert. Das wäre in der Tat ein Riesenwerk gewesen, würdig des genialen Fähnrichs Pistol! Und was wohl mit der gläsernen Stadt erreicht war, solange die Menschen nicht gläsern waren! Ob es nicht feiner war, sie und ihr Handeln ohne Glas zu durchschauen? Ob es nicht feiner war, sie zur Scham und zur Offenheit vor sich selber zu erziehen, statt zur Offenheit und Scham vor den anderen, die man ja auch ganz vortrefflich hinter gläsernen Wänden belügen konnte? Er fragte sich, ob er denn wohl imstande sei, einen Jungen zu lehren, wie man Pferde zur Tränke und Kühe auf die Weide führe oder wie man englisch spräche? Nein, sagte er sich mit gründlichster Ehrlichkeit, nichts davon könntest du, gar nichts! Und doch ist in einer noch so kleinen, gut und genau ausgeführten Leistung mehr Genialität als in all jenem

Gallimathias. Zu welchen Maximen war er schließlich gekommen, Herrgott! „Mitfliegen ist auch fliegen" — das hatte er allen Ernstes geglaubt! Dies Hintenaufhocken auf das Werk eines anderen hatte er für eine Tat gehalten! Nun ja, eine Tat mochte es sein, aber eine Tat, die ein tollkühner oder besoffener Grenadier ebensogut vollführen konnte. „Fliegen" war das nicht, das stand fest; denn zum Fliegen gehörte noch immer, daß man selbst die Schwingen brauchte.

Wenn Gehirnerschütterungen, wie sie Gaston erlitten hatte, in der Regel eine Zerstörung oder doch Zerrüttung des Verstandes herbeiführen, so schienen sie bei seiner glücklichen Natur umgekehrt eine Zurechtrüttelung des inneren Inventars bewirkt zu haben. Nicht umsonst hatte sein Vater gesagt: „Als Anatom würde mich die Sektion deines Körpers in Rücksicht auf die Windungen deines Gehirns interessieren."

So gestand er sich denn auch endlich mit rückhaltloser Ehrlichkeit, daß im letzten Grunde ganz allein Karen ihn zu dem wahnwitzigen Aufstieg mit dem Amerikaner bewogen hatte. Er, der „das Weib zwar aus seinem Dasein nicht ausschalten, ihm aber auch keinen Einfluß auf sein Leben gestatten" wollte, er hatte dieses ganze Leben aufs Spiel gesetzt für dieses provokante kleine Mädel, ohne einmal recht zu wissen, daß er es um ihretwillen tat! Es war der alte Kunstgriff der Natur, der sogar den Sperling verleitet, sich im Singen zu versuchen, wenn ihn nach einem Weibchen verlangt. Er hatte sich gespreizt vor diesem Mädchen

in seiner des Weibes nicht bedürfenden Männlichkeit, und es war doch nur das Spreizen des Hahnes vor der anmutigsten Henne gewesen!

* * *

Die Begegnung mit der Mutter hatte den Rekonvaleszenten um einige Tage in seiner Genesung zurückgeworfen. Als Gaston am vierten Tage nach dieser Erschütterung von einem wohltätigen Schlummer erwachte und die Augen umhergehen ließ, begegneten sie zwei großen blauen Kinderaugen, die zwischen den duftigen Vorhängen der offenen Verandatür hindurch auf ihn gerichtet waren. Er winkte diese Augen herbei, und ein lieblicher Knabe von etwa fünf Jahren schritt ohne Zagen herein, trat an sein Bett und sagte: „Guten Morgen! Geht es Ihnen besser?"

Gaston ergriff die Hand des Kindes und sagte lächelnd: „Ja, mein liebes Kerlchen, es geht mir viel, viel besser. Wie heißt du denn?"

„Gaston," versetzte der Kleine.

Gaston? Das war seltsam.

„Was hast du denn da?" fragte Dülfert.

„Einen Papierdrachen. Aber er will nicht fliegen!"

Dülfert nahm den Drachen und untersuchte ihn. „Ja, so kann er auch unmöglich fliegen!" rief er lachend, löste die falsch befestigten Schnüre und knüpfte sie richtig fest. Er wußte von seiner Knabenzeit her noch ganz wohl, wie ein richtiger Drachen beschaffen sein müsse, und diese Arbeit machte ihm Spaß. Es

war etwas Geringfügiges, was er da vollbrachte; aber es war ein Können und war mehr als Reden. Der Knabe war indessen an die Tür zur Veranda gelaufen und rief in den Garten hinaus: „Rita! Rita! Komm her und schau, der kranke Onkel macht uns den Drachen zurecht!"

Alsbald hüpfte ein entzückendes, kaum vierjähriges Mädchen mit einem Köpfchen voll bernsteingelber Locken herein.

„Ist das deine Schwester?" fragte Dülfert.

„Ja," rief der Knabe stolz, „sie heißt Rita, so wie die Mama."

Dülferts Augen blickten starr. „Wohnt eure Mama hier im Hause?" forschte er.

„Nein, Mama ist ganz, ganz weit weg, in Amerika; sie muß immer singen, und darum sind wir bei der Großmama."

Dülfert schnellte aus seinen Kissen empor. Bei der Großmama? Das war seine Mutter! Jetzt erst kam es ihm wieder zum Bewußtsein, daß er hier im Hause seiner Mutter lag. Er fiel in die Kissen zurück und schloß die Augen.

Seine Kinder! Da hatte er den Anfang zu seiner pädagogischen Provinz. Er hatte Deutschland anders erziehen wollen und hatte seine eigenen Kinder überhaupt nicht erzogen.

Er richtete sich wieder auf, nahm die Kinder bei den Händen und wollte sie küssen; aber da sie sich sträubten, drückte er nur ihre Händchen an seine Lippen.

Und nun stand ihm eines klar vor Augen: die Kinder mußten fort von hier, fort von dieser „Großmama", und er selbst mußte fort, so schnell wie möglich, ehe seine Mutter wiederkam — fliehen mußte er aus diesem Hause!

Aber wie? Er bedurfte dazu der Hilfe von außen; denn in seinem Zustande war er vor keinem Unfall sicher, der sein ganzes Vorhaben vereiteln konnte. Es war bezeichnend, daß sein erster Gedanke auf Karen fiel, daß sie sich ihm sogleich als die Klügste und Entschlossenste vor die Seele stellte. Und ebenso begreiflich war es, daß sein Stolz diesen Einfall zunächst verwarf. Aber wen sollte er dazu ausersehen? Liebenberg? Mit diesem zynischen Geldmenschen empfand der neue Gaston keine Gemeinschaft mehr. Der Geheimrat würde sich auch um des Grafen willen schwerlich dazu verstanden haben. Einen seiner „Freunde" aus der „Maison Remy"?

Er lachte bitter. Das war charakteristisch für sein Leben von ehemals: es hatte ihm nicht einen einzigen Freund gewährt. Alle diese „Bekanntschaften" waren ihm nur zu bekannt: sie nahmen nur eines ernst: sich selbst. Freilich: da war Tatjana, Tatjana Lewska! Sie war ein in jeder Hinsicht gefälliges Mädchen; sie würde es tun — „gutmütig sind sie alle", dachte er mit Ferdinand von Walter. Aber ein keusches Gefühl in ihm empörte sich gegen den Gedanken, ihr einen Einblick in die delikaten Geheimnisse seiner Familiengeschichte zu gewähren. So blieb doch nur eine: Karen. Und sie

sollte es sein! Sie war ja auch die Rosenspenderin, sie und keine andere! An die große Unbekannte, von der der Graf gesprochen, glaubte er nicht, wollte er nicht glauben. Solche enthusiastischen Damen verehren nur erste Tenöre, keine zweiten; für dergleichen Bewunderer lag auch das Ereignis viel zu weit zurück. Wer sollte sonst an ihm Anteil nehmen? Tatjana? Sie hätte keinen anderen vorgeschoben, hätte die Rosen mit ihrer Karte geschickt. Also blieb nur Karen. Von ihr waren sie; er fühlte es.

„Gaston!" flüsterte Dülfert mit angespanntester Vorsicht, „könntest du mir wohl von dem Schreibtisch dort ein Blatt Papier und ein Kuvert bringen? Und einen Bleistift?"

Der Knabe brachte ihm das Gewünschte.

„Ist an eurem Hause ein Briefkasten?" forschte er weiter.

„An unserem Hause nicht, aber nebenan!" versetzte das Kind.

„Würdest du wohl einen Brief dort einstecken können, aber so, daß es niemand hier im Hause sieht?"

„Ich werde durch den Garten gehen," sagte der Knabe, dem der geheimnisvolle Auftrag ein Gefühl von Wichtigkeit gab.

„Gut."

Und Gaston schrieb, nur wenige Zeilen, schloß den Umschlag und versah ihn mit der Adresse. Wenn sie ihm erst vor wenigen Tagen die Rosen geschickt hatte und wenn sie so viel Anteil an seinem Schicksal

nahm, so war sie sicherlich auch noch in Berlin und im nämlichen Hotel. Für alle Fälle schrieb er aufs Kuvert: „Eilbrief. Eventuell gefl. nachzusenden!“ dazu den Namen des Absenders. Eine Marke war nicht zur Hand; so übergab er den Brief unfrankiert dem Knaben, der damit hinaussprang, sich in der Veranda vorsichtig umschaute, ob auch niemand ihn bemerke, und dann verschwand.

Eine Stunde später trat leise der Graf ins Zimmer.

„Ah!“ rief er, „Sie sehen ja vortrefflich aus; Sie bekommen wieder Farbe, verehrter Freund! Die Gräfin verzehrt sich vor Verlangen, Sie endlich sprechen zu dürfen. Darf ich sie rufen?“

„Ich danke,“ versetzte Dülfert mit ironischem Lächeln. „Ich befinde mich nicht entfernt so wohl, wie es Ihnen scheinen mag. Später!“

Der Graf ließ sich langsam auf den Stuhl neben dem Bette nieder. „Ich habe kein Recht,“ begann er mit seiner einschmeichelnden Stimme; „mich in das zwischen Ihrer Mutter und Ihnen bestehende Verhältnis einzumischen; aber als der Gatte der Gräfin habe ich wohl nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, ihren Charakter vor mißverständlichen Auffassungen zu schützen. Die Gräfin hat ein bewegtes Leben hinter sich — Sie können mir in dieser Hinsicht nichts offenbaren, was ich nicht aus ihrem eigenen Munde wüßte —“

„Herr Graf,“ unterbrach ihn der Kranke, „Sie rechtfertigen den Ruf eines vorurteilslosen Mannes,

den Sie überall in der Welt besitzen; aber Sie werden begreifen, daß ich in meiner Lage, als Ihr Gast, dem Sie eine mehr als fürstliche Gastfreundschaft gewähren, Ihnen nicht wohl widersprechen kann, daß ich — möge ich nun über meine Mutter denken wie ich will — auch nicht widersprechen mag, wenn jemand Gutes von meiner Mutter redet."

„Mir," erwiderte lebhaft der Pole, „haben Sie zunächst überhaupt nichts zu danken; also können Sie mir auch ruhig widersprechen. Ihre Aufnahme in dieses Haus und die — ich darf wohl sagen — liebevolle Pflege, die Sie hier erfahren haben, ist ausschließlich das Werk Ihrer Mutter, die — mag sie getan haben, was sie will — eine Dame von großen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ist. Leider neigt sie zu mancherlei Extravaganzen, und ihre verhängnisvollste Kaprize ist wohl die, daß sie das Urteil der Welt unter keinen Umständen auch nur so viel wie eine Stecknadel wert erachten will. Ja, sie hat geradezu eine diabolische Lust daran und besitzt auch eine merkwürdige Virtuosität darin, die urteilsfrohe Welt zu foppen, ihr eine möglichst falsche und möglichst schauderhafte Meinung über sich beizubringen. So treibt sie seit einiger Zeit das tolle Spiel, die Frauenrechtlerinnen zu foppen, in ihre Versammlungen zu gehen und als vorgebliche Gesinnungsgenossin den „Männerhaß" der alten Jungfern durch die wahnwitzigsten Invektiven gegen unser Geschlecht zu überbieten, obwohl man ihr, wenn sie auch nicht gerade mit

Bewunderung zum Manne emporschaut, eine Abneigung gegen den Mann eigentlich nicht nachsagen kann."

„Nein," sagte Gaston.

„Es ist denn auch ganz vergebliche Mühe," fuhr Poczerewski fort, „ihr von solchen exzentrischen Streichen abzuraten. Ich sagte ihr natürlich vorher: „Du wirst dich wieder den gröbsten Mißdeutungen aussetzen; man wird deine burlesken Übertreibungen für Ernst nehmen —" „Aber das ist ja gerade der Hauptspaß, das will ich ja eben!" rief sie. Und sie hat ihren Zweck erreicht. Eine Dame hat ihre Tiraden blutig ernst genommen, hat sie schreiend unterbrochen, ist in Ohnmacht gefallen und Gott weiß, was sonst noch. — Aber ich ermüde Sie, wie mir scheint!"

„Wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen, ja," hauchte Gaston, der es für geraten hielt, sich kränker zu stellen, als er war.

„Nun, ich gehe schon," sagte der Graf, sich erhebend, „schlafen Sie ein wenig, und wenn Sie sich wohler fühlen, überdenken Sie einmal, was ich gesagt habe. Sie haben die Geschichte Ihrer Mutter vermutlich immer nur von einer Seite gehört; ein Mann wie Sie aber gibt sich mit einseitigen Darstellungen nicht zufrieden. Wenn ich Ihnen noch eines sagen darf, so ist es dies: mich hat noch jeder Mensch enttäuscht, wenn ich ihn näher kennen lernte, und zwar die wohlbeleumdeten gewöhnlich unangenehm, die übelbeleumdeten fast immer angenehm."

Der Graf schüttelte leise die Hand des Patienten,

nickte ihm lächelnd zu und ging mit lautlosen Schritten hinaus.

Wenn er den „Prinzen von Homburg" kannte, so konnte er sich im Fortgehen sagen:

„Ich bin gewiß:
„Mein Wort fiel, ein Gewicht, in deine Brust."

Vor dem neuen Gaston berief man sich nicht umsonst auf Gerechtigkeit und objektive Vernunft. Der Pole hatte recht: Gaston hatte die Geschichte seines Hauses immer nur in einer Beleuchtung gesehen: in der, die die Feinde seiner Mutter und das Testament seines Vaters hergaben. Dieses Weib hatte das Vermögen seines Gatten vertan und hatte, mit der Frucht des Ehebruchs unter dem Herzen, das Haus dieses Gatten verlassen. Mit einem schwer reichen Herrn von der schwedisch-norwegischen Gesandtschaft war sie auf- und davongegangen; wie hatte er noch geheißen? — Nun, ganz gleich, es war einer jener indifferenten Namen auf „—sen", die da droben so häufig sind wie Sand am Meer und die man immer verwechselt. Sie hatte ihrem Manne „Geld, Ansehen und Ehre gestohlen" — so war die Darstellung seines Vaters. Aber mußte diese blutige Burgunderbeleuchtung durchaus die richtige sein? Waren nicht auch andere Gesichtspunkte möglich? Dieses Testament seines Vaters — ja, wenn er es jetzt als reifer Mann mit klarem Kopf überdachte, dann mußte er sich sagen: das Ganze deutete nicht nur auf Burgunder, vieles ließ sozusagen alte, eingewurzelte Portwein-Gewohnheiten vermuten.

Und die große, entscheidende Frage war doch am Ende die: was war vorhergegangen: der Burgunder oder der Ehebruch? Er war ein sechsjähriger Knabe gewesen, als seine Mutter geflohen war, und dessen erinnerte er sich noch mit voller Bestimmtheit: einen dunkelroten Wein hatte sein Vater schon damals getrunken.

Wieviel er getrunken, das hatte sich natürlich dem Urteil des Knaben entzogen. Aber noch eines anderen erinnerte er sich mit vollkommener Bestimmtheit: daß seine Mutter niemals unfreundlich gegen ihn gewesen war. Das Verhältnis mochte wohl nicht von jener Blutwärme gewesen sein, die den natürlichen Trieben zwischen Mutter und Kind entsprach; aber abstoßend hatte sie ihn nie behandelt, und seine Erinnerungen an sie aus frühen Kinderjahren zeigten ihm ein nicht unangenehmes Gesicht. Obwohl er ihr doch schon damals in keinem Zuge geglichen hatte! Ja, auch das fiel ihm ein, daß Verwandte und Bekannte stets seine große Ähnlichkeit mit dem Vater, niemals aber eine Übereinstimmung mit seiner Mutter betont hatten! Und heute vollends — darüber war er sich restlos klar — hatte er, zum mindesten in seinem Äußern, keinen Zug mit dieser Frau gemein. Wenn er das Bild seines Vaters dagegen hielt, so hob es sich, rein menschlich betrachtet, nicht allzu vorteilhaft von dem der Mutter ab. „Das Kind ihres Leibes sehe ich mit Angst und Mißtrauen an, weil es auch Blut von ihrem Blut in sich trägt," so hieß es im „Testament". Ging das auf ihn oder

auf seinen älteren Bruder, der im zarten Alter gestorben war, oder auch auf beide? Von einem liebereichen Herzen zeugte es in keinem Falle. Der Vater hatte sich ja auch von seinem Sohne kühlen Herzens trennen können, hatte ihn einfach sich selbst überlassen!

Gaston hatte sich unwillkürlich wieder im Bette aufgerichtet; er starrte grübelnd vor sich hin: seine Blicke hatten etwas angestrengt Suchendes, Schürfendes, Leichenausgrabendes — — —

Warum hatte sein Vater mit Vorliebe französisch gesprochen, mit Vorliebe in der französischen Kolonie der Hauptstadt verkehrt? Warum hatte er gerade französische Weine bevorzugt und die weißen Weine, will sagen: die deutschen Rhein- und Moselweine vollkommen ausgeschaltet, und warum hatte er seinem Sohne einen französischen Vornamen gegeben?

Hier lag ein finsteres Geheimnis ...

* * *

Nein, sie hatte keine guten Tage, die arme kleine Karen! Nun ja, sie wußte, daß ihr Held sich in der Genesung befinde; aber mit so allgemeinen Bulletins sind Liebende nicht zufrieden, und widerstrebend Liebende am allerwenigsten. Und die beiden Erreger, die ihr Bella Maßmann ins Blut gesetzt hatte, ließen an Lebendigkeit nichts zu wünschen übrig.

War diese rothaarige Abundantia seine Mutter? Sie hatte lange gegen diesen Gedanken gekämpft; aber eines Tages ward er ihr plötzlich zur Gewißheit.

Lächerlich, daß einem die sonnenklarsten Dinge zuweilen am spätesten einleuchten! Natürlich war sie seine Mutter. Sie war es doch gewesen, die in jener Frauenversammlung das Testament seines Vaters verlesen hatte! Wie sollte das gerade in ihre Hände gekommen sein, wenn sie nicht die Nächstbeteiligte war! Die Beweiskette war lückenlos geschlossen: die Poczerewska war Gastons Mutter!

War Karen darum von jener seltsam faszinierenden Angst ergriffen worden, als die Gräfin das Rednerpult bestiegen hatte? Hatte sie sich darum wie schutzsuchend an das Bollwerk Bolette geklammert und die Sprecherin mit weit aufgerissenen Augen wie entgeistert angestarrt, bevor diese noch ein Wort gesprochen hatte? War ihr eine Familienähnlichkeit zwischen Gaston und dieser Dame aufgefallen? Nein, nein, Gaston hatte nicht den kleinsten Zug von dieser massiven Schönheit! Nein, da wirkte etwas anderes mit, ein Unfindbares, Unnennbares, ein geheimes, instinktives Gefühl, ein Etwas, das ganz oder fast ganz unterhalb des Bewußtseins lag und sich nicht ans Licht heben lassen wollte, soviel sie auch grübelte und suchte. Immer war es ihr, als habe sie diese imposante Dame mit dem Messalinengesicht an jenem Abend im Frauenklub nicht zum ersten Male gesehen; immer wieder verwarf sie diese Mutmaßung als unsinnig, und immer wieder kehrte dieser Gedanke zurück, obwohl sie sich stets vergeblich bemühte, festzustellen, wo und wann sie denn dieser Person begegnet sein

könnte. Nicht zur Ruhe kam die arme kleine Karen über diese Fragen.

Nicht ganz so heftig, aber immerhin heftig genug, bewegte sie die andere Frage: war Gaston derjenige, welcher „das Häßliche" von Bella gefordert hatte? Freilich lautete diese Frage für sie eigentlich ganz anders, nämlich so: hatte er dieses Mädchen *geliebt*, als er völlige Hingabe von ihr verlangte?

Wenn er sie wirklich geliebt hatte, so mußte Karen verzichten; denn so wie Karen liebte und geliebt sein wollte, so konnte ein Mensch nur einmal lieben. Aber es war nicht wahrscheinlich, daß ein Gaston v. Dülfert eine Bella Maßmann mit solcher Liebe geliebt haben sollte.

Nicht, daß sie die kleine Maßmann nicht für ein liebenswürdiges und liebenswertes Geschöpf gehalten hätte! Oh, Karen Holmsen gehörte nicht zu den Weibern, die die Vorzüge einer Rivalin nicht sehen und nicht ehrlich anerkennen. Die kleine Karen war eben gar nicht klein. Aber die kleine Maßmann war bei all ihrer Anmut wirklich klein, und darum wollte es Karen Holmsen nicht in den Sinn, daß sie einem Gaston die wahre, große Liebe eingeflößt haben könnte. Hatte sie ihn aber nur soweit angezogen, wie jedes schmucke Mädchen einen Mann anzieht — nun, darüber dachte eine Philosophin wie Karen nicht kleinlich. Es war ja bezeichnend genug, daß „Er" schon am ersten Abend seiner Bekanntschaft mit Bella, auf dem Heimwege von einem sektreichen Künstler-Bankett, mit solchen Zumutungen an sie herangetreten sein sollte. Hatte

sie sich doch nicht einmal seines Namens erinnert! Wie es im „Faust" heißt:

„Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne gradehin zu handeln,"

und da die gute Bella stets ihr ganzes Herz auf der Zunge und ihre Sinne in den Augen hatte, so mochte sie ihn wohl in aller täppischen Unschuld dazu ermuntert haben. Nun, das sollte sich bald in einer Unterredung mit Bella zeigen.

Karen hatte eingesehen, daß sie die anhängliche Freundin unverdientermaßen schlecht behandelt habe und bat sie nun um Verzeihung und um ihren Besuch. Natürlich kam Bella mit tausend Freuden mit der nächsten Straßenbahn zu ihr. Sie fiel der angebeteten Freundin weinend um den Hals und versicherte ihr, sie wisse nun ganz gewiß, daß Gaston „derjenige, welcher" sei; denn sie habe jetzt bei einer befreundeten Familie in einem Journal ein ganz ausgezeichnetes Porträt von ihm gesehen, das jeden Zweifel an der Identität ausschließe. Und sie freue sich, ihre Karen nun noch rechtzeitig vor diesem Menschen warnen zu können, der von ihr das „Häßliche" usw.

Aber da fuhr Karen endlich aus dem Häuschen. „Sei so gut und verschone mich endlich mit deinem ‚Häßlichen'! Es ist noch sehr die Frage, ob es so häßlich ist!"

Da war es heraus. Bella war starr.

„Ja, ja," fuhr Karen eifrig fort. „Ich rate dir, einmal ins Theater zu gehen, wenn sie Schnitzlers ‚Liebelei' geben. Da erzählt ein alter Mann, wie

sorglich er seine Schwester vor den Männern gehütet habe, bis sie verblüht und verwelkt war, und daß er sich jetzt an seinem Lebensabend frage, ob er recht daran getan habe. Die unerbittlichen Moralprediger, das sind die Satten, die ihr Mütchen gekühlt haben, und die Neidischen, denen die Liebe versagt geblieben ist. Und was geben sie dir, wenn du alt bist und sie dich um dein Lebensglück herumgeredet haben? Ihren Spott und besten Falles ein mitleidiges Achselzucken."

Was sich dagegen einwenden ließ, der guten Bella fiel es gewiß nicht ein. Sie war und blieb starr. Aber Karen machte selbst ihre Einwendungen.

„Es ist schon so, daß die Natur das Weib zurückhaltend wollte, die Natur und darum auch die menschliche Gesellschaft. Sie haben der Frau die Folgen auferlegt. Das ist die Bürde der Frau, es ist aber auch ihre Würde. Keine Würde ohne Bürde, aber auch keine Bürde ohne Würde. Und niedrig ist der Mann, der uns darum nicht Mitleid und Achtung zollt. Wenn wir diese Würde leichtfertig verletzen, so sind wir doppelt schuldig, wie der Priester, wie der Fürst, die auch ein erhöhtes Ansehen genießen, sich doppelt schuldig machen, wenn sie Tugend und Recht, die sie bewahren sollen, verletzen. Wären beide Geschlechter wie das Weib, so würde die Menschheit aussterben; wären beide wie der Mann, so würde sie am Laster zugrunde gehen. Darum ist es so grenzenlos albern von euren Frauenrechtlerinnen, Mann und Weib über denselben Kamm zu scheren. Wir können

vom Manne nicht verlangen, was die Natur nicht von ihm verlangt. Aber belügen wir uns wenigstens nicht unter uns über unser Gefühl. Sag doch ehrlich" — hier war Karen dicht zu der erschrockenen Bella hingetreten — „würden wir denn nicht genau so handeln als die Männer, wenn wir nichts zu fürchten hätten? Zu dieser Art von ‚Sünde' haben auch doch noch immer zweie gehört!"

Mit solchem Elan philosophierte der kleine rote Husar. O ja, es kann ganz wohl geschehen, daß ein Husar den Platon liest; aber für die platonische Liebe hat sich noch nie ein Husar begeistert!

Der kleinen Bella fiel noch immer nicht ein, was man darauf erwidern könnte; sie sagte nur einmal übers andere: „Ja — ja — das mag ja wohl sein — du bist ja so klug — und hast studiert —"

Und dann erzählte sie wieder von dem Bilde, wie ungeheuer ähnlich es sei und wie stattlich Gaston darauf aussehe, und daß auch der Graf und die Gräfin Poczerewska als seine hochherzigen Gastfreunde in demselben Blatte abgebildet seien; die Gräfin viel jünger und schöner, als sie in Wirklichkeit sei.

Das brachte Karen, die sich nach ihrem sexuellen Aufklärungsritt ins Land der Philistermoral wieder etwas beruhigt hatte, von neuem in Bewegung. Ein Bild der Poczerewska — das mußte sie haben! Sie mußte noch einmal die Züge dieses Gesichts prüfen! Und selbstverständlich mußte sich die gute Bella sofort aufmachen, um das Journal herbeizuschaffen.

„Ja — hoffentlich haben sie's noch," sagte Bella und ging.

„Wenn sie's nicht mehr haben," rief Karen ihr nach, „dann laß dir die Nummer nennen und verschaffe sie dir vom Buchhändler, ganz einerlei, was es kostet!"

Nach einer halben Stunde war Bella wieder da und die Nummer der Zeitschrift mit ihr. Hastig blätternd suchte Karen das Bild, fand es und fiel mit einem Aufschrei in die Arme der Freundin. Diese ließ sie sanft in einen Sessel gleiten und rief die gute Frau Aamundsen herbei. Als Frau Aamundsen das Bild der Gräfin durch ihre große Brille betrachtet hatte, fiel sie so machtvoll auf die naheſtehende Chaiselongue, daß drei Sprungfedern mit einem Wutschrei die Bande jahrelanger Knechtschaft sprengten; sie griff nach ihrem Herzen und stammelte mit bleichen Lippen: „Gud bevares — Gud bevares!"

Die Gräfin hatte für die Abbildung in der Zeitschrift eine ihrer ältesten Photographien hergegeben, und das ist ja das eigentümliche vieler (wenn auch nicht aller) Bilder: je älter sie sind, desto schöner sind sie.

Diese Frau hatte Karen schon einmal im Bilde gesehen — nun wußte sie's. Ihr Vater hatte, an seinem Schreibtische sitzend, ein Bild dieser Frau lange, lange Zeit betrachtet, und als er endlich bemerkt, daß sein kleines Töchterchen ihm über die Schulter sah, hatte er das Bild mit allen Zeichen der Erschrockenheit in ein Fach des Schreibtisches geworfen und das Fach verschlossen. Dann hatte er dem Kinde in einem

rauhen Tone, wie es ihn nie von ihm vernommen, befohlen, hinauszugehen. Und nun war es Karen auch, als sei dieses Weib einmal in lebendiger Gestalt durch den Morgennebel ihrer Kindheit gehuscht.

Als damals die rothaarige Kybele das Podium der Frauenversammlung bestiegen hatte, da hatte Karen sogleich ihre Nägel so tief in den fleischigen Arm ihrer Duenna gegraben, daß die erschrockene Bolette mit diesen Eindrücken und mit der Besorgnis um ihren Pflegling viel zu sehr beschäftigt gewesen war, um mit ihren ohnedies unzuverlässigen Augen in dem Gesicht der geschminkten, gepuderten und gealterten Gräfin etwas anderes zu erkennen als eine rötlich flimmernde Kreisfläche, und von der Stimme und den Worten der Rednerin hatte die schwerhörige Dame nur so etwas wie die Rasselgeräusche eines Grammophons vernommen.

Aber dieses Bild hier, das war freilich deutlich. Ja, das war sie. „Det er hun!“ murmelte die alte Dame vor sich hin, noch immer an die Chaiselongue gebannt.

Und den Sohn dieser Frau liebte ihre Karen! Entsetzlich. Ja, nun mußte sie reden.

Die wieder zur Besinnung gekommene Karen brauchte sie nicht lange nach der Ursache ihrer Gemütsbewegung zu fragen.

Ja, das war Frau v. Dülfert, mit der der norwegische Gesandte Snorre Holmsen von Berlin nach Kristiania durchgegangen war und um deretwillen er seine diplomatische Laufbahn hatte abbrechen müssen.

Bald nach ihrer Ankunft auf norwegischem Boden hatte sie ihm ein rothaariges Töchterchen geboren, und als die Scheidung von ihrem ersten Gatten und seiner ersten Gattin vollzogen gewesen, hatten sie geheiratet.

Sie war nicht unbeliebt gewesen dort oben im herben, sittenstrengen, abstinierenden Norden, im Gegenteil! Die einen nannten sie „Kirke", die anderen „Doña Juana", wieder andere nannten sie „die Feldschlacht" wegen ihrer männermordenden Eigenschaften. Wo sie erschien, da kam Leben in die Bude; man sagt, daß das schwungvolle Wort „Hopla, Vater sieht's ja nicht!" von ihr zuerst gesprochen, oder, wie man heute sagen muß, von ihr geprägt worden sei. Drei volle Jahre war sie bei Herrn Holmsen geblieben; dann hatte sie ihm kund getan, daß sie Lust habe, nun abzufahren. Auf sein bestürztes „Warum?" hatte sie mit unglaublicher Frivolität erklärt: „Ich habe eine einzige männliche Eigenschaft: ich kann nicht treu sein" und war auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Der kleinen Karen aber hatte man auf ihre Fragen stets geantwortet, daß ihre Mutter gestorben sei. Das war vor nunmehr zwanzig Jahren gewesen, eben damals, als Bolette Aamundsen, die treue, langjährige und selbstlose Freundin aller Holmsens von Grönland zurückgekommen war, wo sie ihren Mann, den Kapitän und nachmaligen Missionsprediger Aamundsen, begraben und wo sie sich eine bei der dort herrschenden Temperatur nur zu wohl motivierte Erkältung geholt hatte, die dann

aufs Gehör geschlagen war. Selbstverständlich hatte sie, die Kinderlose, sich sofort bereit erklärt, bei der armen kleinen Karen Mutterstelle zu vertreten, freilich nur unter der Bedingung, daß man ihr dafür keinen irdischen Lohn anbiete. Sie brauchte nicht mehr und wollte nicht mehr brauchen, als ihr kleines, erspartes Vermögen und ihre winzige Witwenpension ihr gewährten. Sie war in allem streng korrekt und haushälterisch, die alte Dame; darum hatte sie sich auch von Bella Maßmann die fünf Mark für die Rosen wiedergeben lassen. Nur in ihrer Liebe war sie niemals haushälterisch gewesen.

So standen die Dinge. Gaston und Karen Geschwister!

Ob einst ein Tag kommen würde, der sie wieder entschwisterte?!

Chi lo sa? oder, wie die Deutschen zu sagen pflegen: Wer weiß es?

Siebentes Kapitel.

Das ewig Weibliche.

Der arme, kleine, rote Husar lag todesmatt, wie ein in mörderischer Schlacht Schwerverwundeter auf seinem Lager. Der treuen Aamundsen war es zugefallen, dem lieben Mädchen mit ihrer Erzählung der trübseligen Liebesaffäre ihrer Eltern Stich um Stich ins Herz versetzen zu müssen, wobei ihr selbst die Tränen des Mitleids und des Jammers über die Zerstörung, die sie in dem Gemüt ihrer Schutzbefohlenen anrichtete, über das gutmütig-breite Gesicht gelaufen waren. Nun suchte sie zu trösten, soweit sich eben Trostgründe bei einer derartig verzweifelten Sachlage in ihrem etwas verfetteten Gehirn zeigen wollten.

Sie sprach von den wunderlichen Wegen Gottes, von der unbegreiflichen, aber stets weisen Art des Weltenschöpfers, seine Kinder zu leiten; sie deutete auf die eigenartige Vorliebe des Höchsten, gerade seine Lieblinge besonders grausam zu züchtigen. Weil indessen diese religiösen Erwägungen den wilden Weinkrampf, in den die arme Karen gefallen war, anscheinend gar nicht beeinflussen wollten, hatte die treue Seele, wie manchesmal in früheren Jahren, das erschütterte Kind fürsorglich entkleidet und zu Bett ge-

bracht; sie legte ihr kalte Kompressen auf die glühende Stirn und rührte ihr ein linderndes Zuckerwässerchen zurecht. Karen ließ, völlig apathisch, alles mit sich geschehen. Jemand, dem soeben das Liebste, was er auf der Welt besaß, gestorben ist, läßt sich eben in der ungeheuren Erstarrung des Schmerzes stumpfsinnig führen, mit sich handeln, wie seine Umgebung es für gut befindet. Bella Maßmann war in großer Angst über den erschreckenden Zustand ihrer sonst so starken Freundin zum nächsten Arzt gelaufen. Dieser, ein verständiger Mann, verzichtete nach den Andeutungen, welche die kleine Maßmann ihm über den Fall machte, darauf, die Unglückliche durch seinen Besuch noch mehr zu erregen, sondern verschrieb ihr einfach ein Schlafpulver. Als dies dann endlich, mit vereinten Überredungskräften, der von den seelischen Stürmen der letzten Stunden schon halb Betäubten beigebracht war, forderte die freundlich unterstützte Natur ihre Rechte. Nach einer halben Stunde sanken Karen die heißen, entzündeten Lider über die rotgeweinten Augen, die wunde Brust hob sich in tiefen, ruhigen Atemzügen.

Bella hatte sich davon geschlichen. Wie lächerlich gering kam ihr das eigene Erlebnis vor gegen den Schicksalssturm, der ihre Freundin umbrauste. Die kleine Maßmann schämte sich ein bißchen, soviel Aufhebens von dem „Häßlichen" gemacht zu haben. — Eigentlich war es doch wirklich das Interessanteste, was sie noch erlebt hatte!

Bolette Aamundsen aber griff zu ihrem Trost in jeder Lebensnot: zu der großen, weichen, grauen Missionsstrickerei für die grönländischen Heiden.

„Ach ja — wenn die Leute sich doch bescheiden möchten, nicht immer so viel an Glück und Freude für die eigne werte Person beanspruchen wollten," dachte die treue Seele dabei, „dann würde es auch am Ende nicht zu so seltsam verwickelten Familienverhältnissen kommen, die der ehrliche einfache Christenmensch unmöglich mehr überschauen konnte, und die doch entschieden allerlei Gefahren in sich bargen. Diese Dülfert-Holmsen-Poczerewski-Familie!! Du guter Gott! Da war es doch bei den Aamundsens klarer gewesen —" Und plötzlich stand wieder der elegante Graf mit den wunderschönen dunklen polnischen Augen vor ihrer Phantasie — aber zugleich erfaßte sie zum ersten Male bei dieser liebenswürdigen Vision eine unbestimmte Angst. Nein — sie, Bolette Aamundsen, Kapitäns- und Missionarswitfrau aus Grönland, wollte auch in ihren geheimsten Gedanken kein Fädchen und Mäschchen zu dem verzwickten Gespinst dieser Familiengeschichte hinzustricken! Resolut erhob sich die gute Aamundsen und griff nach ihrem zerlesenen norwegischen Gesangbuch, um sich mit einem der harten, finstern Kirchengesänge ihrer harten, finstern Felsenheimat gegen die Versuchungen des Bösen zu stählen.

Sie hatte sich eben die Brille zurechtgerückt, das Buch vor sich gelegt und das Gestrick wieder auf-

genommen, als es an die Tür pochte. Das Zimmermädchen erschien und führte, durch warnende Gesten der erschrockenen Bolette aufmerksam gemacht, auf Zehenspitzen balanzierend, den gleichfalls etwas ungeschickt auf den Fußspitzen näher trampelnden Briefträger ein. Er brachte einen Eilbrief an das Fräulein Karen Holmsen. Einen unfrankierten Eilbrief. 35 Pfennige Strafporto wollte er dafür erheben. Frau Aamundsen betrachtete den Brief mißtrauisch von allen Seiten. Die Adresse war mit Bleistift geschrieben — von einer Männerhand; doch etwas zitterig und unsicher waren die Schriftzüge. An den Rändern wies das sonst elegante Kuvert einige Flecke auf, wie von dem Druck kleiner, nicht eben sauberer Kinderfinger.

Frau Aamundsen sah den Postboten über ihre Hornbrille hinweg ängstlich und ratlos an.

Sie hatte einmal von anonymen Briefen gehört und daß solche eine endlose Folge von Greueln anzurichten imstande seien. Dieses mit Bleistift adressierte, unfrankierte Schreiben schien ihr durchaus den Charakter eines anonymen Briefes zu tragen. Jeder anständige und ordentliche Mensch pflegt doch seine Briefe mit Freimarken zu bekleben. „Gud bevares! Gud bevares!“ seufzte sie.

„Sie können die Annahme verweigern!“ sagte der Postbote.

„Kann ich das — o — ja? — Kann ich?“ fragte Bolette Aamundsen erleichtert und lächelte dem

Boten menschenfreundlich zu. „Brauche ich dann auch kein Strafporto zu zahlen?"

„Nein, das brauchen Sie nicht," sagte der Postbote gleichfalls lächelnd. „Der Brief wird dann von Amts wegen geöffnet und dem Absender wieder zugestellt."

„O — ja — aber —" flehte Frau Aamundsen verwirrt — „Wird dann meine Freundin auch keine Unannehmlichkeiten — ich fürchte, es ist ein anonymes Brief," flüsterte sie dem Boten vertraulich zu.

„Keine Bange nich," antwortete der, „das Amt ist zum Schweigen verpflichtet."

„O — ja — ich verstehe — dann nehmen Sie das garstige Brief wieder mit!"

Und erleichtert reichte Bolette Aamundsen Gaston von Dülferts Hilferuf dem Manne zurück, der ihn kaltblütig in die schwarze Ledertasche senkte und davontrug, um ihn von Amts wegen öffnen und dem Absender zurückstellen zu lassen. Eine ruhige Befriedigung erfüllte Frau Aamundsens Gemüt, wie immer, wenn es ihr gelungen war, 35 Pfennige zu sparen.

* * *

Karen Holmsen hatte unter der Wirkung des kräftigen Pulvers die ganze Nacht hindurch tief und fest geschlafen. Sie erwachte mit einem frohen Gefühl der Erquickung — da fühlte sie plötzlich etwas

Wundes, Wehetuendes in der Brust — ihr Herz begann heftig zu klopfen, eine unbestimmte Angst befiel sie. Was war nur geschehen? Irgend etwas hatte sich ereignet — und da stürzten auch schon die Erinnerungen wie hungrige Raubtiere über ihr armes Herz. Aber durch den Schlaf gekräftigt, wehrte sich ihre gesunde, frische Natur nun energisch gegen das Erliegen in fassungslosem Kummer.

Zwei schweren Tatsachen galt es mutig in die Augen zu sehen!

Gaston von Dülfert, der heißgeliebte Mann, war ihr Bruder. — — Jenes furchtbare Weib, das ihr nur Schauder und Widerwillen eingeflößt hatte, war seine Mutter — war ihre Mutter.

Wie war solches möglich? Wie konnte die Natur eine solche Unvernunft — eine solche Zusammenhanglosigkeit begehen? Sie Karen — deren höchstes inneres Gesetz es stets gewesen, sich bei allem leidenschaftlichen Fühlen stark im Zügel zu halten — die bei jeder modernen Freiheit äußerer Bewegung die bürgerliche Korrektheit, als eine angenehme und sichere Schutzmauer, nie außer Acht gelassen hatte — sie, die Tochter einer exzentrischen, von ihren wilden Launen durch zahllose Abenteuer hinab und hinauf geschleuderten Person . . .! Aber hatte sie nicht oft auf ihren Reisen mit Erstaunen jene Frauenpaare beobachtet: die leichtfertig gekleidete, von jugendlicher Vergnügungssucht beseelte Mutter — die ernste, geschmackvolle — ein

wenig traurige Tochter? Diese Traurigkeit würde wohl auch über sie gekommen sein, wenn das Schicksal sie gezwungen hätte, mit dieser Mutter zusammen zu leben ... Karen verglich, so wie Gaston es gestern getan, ihre Gesichtszüge mit denen der Gräfin auf dem Journalbilde. Viel Ähnlichkeit fand sie Gott sei Dank nicht — aber das rote Haar —! O diese teuflische Farbe, wie sie sie haßte! Und wild zornig wühlten ihre Hände vor dem Spiegel in der gleißenden Pracht, die so unzweifelhaft das ganze Unglück bewies.

Wie sie diese rothaarige Zauberin haßte: aus tiefstem Herzen, mit allen Sinnen und von ganzem Gemüt! Sie wollte gar keine Entschuldigungen für sie suchen, sie hätte dem gegrollt, der ihr irgendeine Art von Rechtfertigung für das Wesen, das Handeln ihrer Mutter hätte aufnötigen wollen. Dieser Haß und Zorn war ihr Labsal, Erquickung — war ihr notwendigste Seelenspeise — sie mußte alle bösen Empfindungen an diesem Punkte austoben lassen, um mit desto reineren, innigeren und milderen Gedanken die andere Person des Dramas zu umfangen: Gaston — dem die unselige Enthüllung noch bevorstand ... Wie würde sie auf ihn als Mann wirken? Ach — Karen war nun plötzlich auch seiner Liebe so sicher, sie fühlte es mit jedem Pulsschlag ihres Blutes, wie er nach ihr begehrte ... Und wie maßlos ungestüm würde sich seine ganze Natur gegen die Entsagung, die von ihm gefordert wurde, aufbäumen, wie würde er leiden!

Während sich Karen so recht intensiv in das Empfinden des geliebten Mannes zu versetzen suchte, während sie, hellseherisch gemacht durch ihr eigenes starkes Gefühl, mit ihm alles für ihn Drohende voraus litt, geschah es ihr, daß in dieser tiefen Teilnahme, in diesem Einswerden mit ihm, in ihr selbst das verliebte Begehren sich zur Ruhe zwang, besiegt und in Zaum gehalten von einem Mächtigeren, Heiligen, von einer mütterlich sorgenden Schwesternliebe, die gar nichts weiter wollte, als eben lieben — als eben dem einen Menschen, der ihr am höchsten stand, der durch so geheimnisvolle Bande mit ihr verbunden war, ein schweres Los zu erleichtern, ihn zu stützen und zu trösten, so weit es in ihren Kräften stand.

Sie hatte einmal ein Büchlein gelesen — ein wunderschönes, trauriges Büchlein von einem Mädchen, das liebte, vertraute und glücklich war. Dann erfuhr ihr Bräutigam, er sei ihr Bruder — verließ sie, ohne ihr jemals den Grund zu verraten, und sie grämte sich zu Tode an seinem unbegreiflichen Tun. Es war keine Romanfiktion — es war die Geschichte eines lebendigen, wundervoll zart und reich beseelten weiblichen Geschöpfes. Schon damals hatte Karen sich empört gefragt: Warum sagte der Mann seiner Braut nicht die Wahrheit? Sie hätte sicherlich die Kraft besessen, ihre Liebe zur Schwesternliebe umzuwandeln, und vielleicht, entfernt von ihm, doch seine beste Freundin, sein Schutzengel zu bleiben. Sie, Karen, wollte sich beweisen, daß dies möglich war.

Sie wollte es nicht einem dummen, heimtückischen Zufall überlassen, Gaston aufzuklären. Sie selbst wollte es sein, die in der schonendsten, gütigsten, lindesten Weise ihn vorbereiten wollte! Alle Scheu, die das verliebte Mädchen bisher von ihm ferngehalten hatte, war mit einem Schlage von ihr gewichen ...

Sie erhob sich vom Lager, erfrischte das heiße Antlitz, den brennenden Körper in einem kalten Bade und begann mit festen, energischen Bewegungen sich anzukleiden.

Ja — sie mußte zu ihm gehen, mußte sich überzeugen, wie weit seine Genesung vorgeschritten war, mußte mit ihm reden ...

Aber da stockten ihre Gedanken. Er war im Hause dieser entsetzlichen Frau ... Seiner Mutter — ihrer Mutter ... — Nein, es war doch nicht möglich! Sie mußte verzichten — mußte die Ereignisse gehen lassen, wie sie gehen wollten.

Diesem Weibe konnte sie nicht gegenübertreten. Bei der Vorstellung, ihre Stimme wieder zu hören, wurde Karens ganzer Körper eiskalt vor Schrecken, wurde ihr schwarz und schwindlig vor den Augen. Nein, es war unmöglich! Dieser Frau mußte sie aus dem Wege gehen — ein Weltmeer mußte zwischen sich und ihr liegen, um auch die letzte Wahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens zu vermeiden! Es gab ja nicht nur Europa — es gab ja doch noch Amerika — Australien! Warum wollte sie denn hier in Deutsch-

land bleiben? Das Sicherste — das Friedlichste — das Leichteste für alle Teile war es schließlich, daß sie einfach verschwand — aus Gastons Gesichtskreis entwich — auf Nimmerwiedersehen.

Die gute Aamundsen, die so manches Jahr genügsam von Walfischtran und Seehundsbraten gelebt hatte, würde sich auch mit dem zähen Rindfleisch, das auf den argentinischen Pampas zu finden war, befreunden — auf diese treue Begleiterin konnte sie in allen Lebenslagen rechnen.

Ihr Entschluß war gefaßt — nun auch kein feiges Zögern in der Ausführung! Den Kamm noch in der Hand — denn sie stand im Begriff die roten Haarmassen für die alltägliche, bürgerliche Frisur einer eleganten jungen Dame zu bändigen — riß sie mit der Rechten die Tür auf und rief mit heller Stimme nach Bolette Aamundsen.

Diese kam eilig angewackelt und sah mit Erstaunen auf Karens gerötete Wangen, in ihre kriegerisch blitzenden Augen. Dieses unbegreifliche Mädel!

Bolette hatte sich nicht zu rühren getraut, um den Liebling nicht zu stören — da war das Kind schon fast fertig angekleidet und rief ihr ungeduldig entgegen:

„Meine gute Bolette — bitte, packe unsere Koffer und laß Rechnung machen. Wir wollen nach Argentinien — tief hinein ins Innere, in die Pampas —

hörst du wohl! Mich verlangt's nach Meeresrauschen und Seesturm — nach langen Ritten in endlose Weiten — ach — wie sehr verlangt es mich nach Unkultur!"

„Gud bevares — litten Karen" — sagte Frau Aamundsen erschrocken, „warum nach Argentinien? Warum nicht nach Afrika? Es ist mehr in der Mode, dächte ich?"

„Eben darum nicht! Afrika ist nur noch eine Berliner Sommerfrische — sie gehen dort hin und suchen Diamanten, wie sie früher in Heringsdorf Muscheln suchten! Verstehe mich doch, Aamundsen! Warum willst du mich denn nicht verstehen? Warum muß ich erst so deutlich werden?"

Karens Augen schimmerten plötzlich durch Tränen — ein weher Zug trat um ihren Mund ... kleine rote Tupfen zeigten sich auf ihren blassen Wangen, als habe sie zu viel Wein getrunken. — Die gute Aamundsen beeilte sich zu versichern, daß sie alles verstehe, und daß Litten Karen durchaus nicht deutlich zu werden brauche! Sie fragte nur noch, ob Karen auch die kleine Maßmann mitnehmen wolle. Karen machte eine abwehrende Bewegung.

„Mit ihr muß ich reden — mit dir kann ich schweigen, Aamundsen!"

Und die gute Bolette nickte und sah ihren Schützling mit liebevollen, hellblauen Augen zärtlich an.

„Du" — sagte Karen und wickelte ihr Haar zu einem ungefügen Knoten, den sie mit zwei Schildpattnadeln nachlässig befestigte — „ich bin hungrig und will frühstücken! Gib mir meinen Kimono! So! Bitte klingele nach meinem Tee."

Die Aamundsen wackelte in ihrem schaukelnden Fregattengang geschäftig um ihren Schützling herum, während dieser in dem kleinen Wohnzimmer den von Bolette eingeschenkten, mit Zucker und Sahne versehenen Frühstückstrank schlürfte.

„Ich freue mich sehr," bemerkte die gute Bolette zufrieden, „daß du das garstige Brief nicht bekommen hast . . ."

„Welchen Brief?" fragte Karen und wurde totenblaß.

„Ja, denk' nur, litten Karen, gestern abend versuchte ein ganz schlechtes Mensch einen anonymes Brief an dich zu schreiben. Ohne frankiert! Aber nun wird es von Amts wegen geöffnet."

„Um Gottes willen, Bolette, was ist's mit dem Brief —?" Karen begann heftig zu zittern. „Ich erwartete einen Brief, einen wichtigen Brief . . ." Sie sprang auf und trat dicht zu Bolette hin.

„Kind, dieser kann es nicht gewesen sein, den du gewartet hast — seine Adresse war mit Bleistift und er war ohne frankiert — 35 Pfennige Strafporto. Die Leute, mit denen du korrespondierst, sind feine Leute und schreiben nicht mit Bleistift und Strafporto . . ."

„Bolette, der Brief kam vielleicht von einem Totenbette . . .“

„Gud bevares — Totenbette —“ stammelte die Gute erschrocken — mußte sie denn Unheil auf Unheil anrichten mit all ihrem Wohlmeinen!

Karen fuhr plötzlich jäh empor. „Wann kam der Brief? Gestern mit der letzten Post? Dann war es am Ende noch möglich, ihn auf dem Postamt zurück zu erhalten. Schnell, Bolette, meinen Hut, mein Kleid, meinen Paß, damit ich mich ausweisen kann — Barmherzigkeit, schnell doch, Bolette!“

Fünf Minuten später befand sich Karen in einem Auto auf dem Wege zum Postamt ihres Bezirks. Nach ein paar heißen Sommertagen drohte ein morgendliches Gewitter. Als Karen das offene Gefährt kaum bestiegen hatte, brauste ein Wirbelsturm durch die Straßen, fegte dicke Staubwolken empor und packte auch sofort Karens Hut, riß den schlecht befestigten herunter und peitschte ihr die langen roten Haarsträhnen über das blasse Gesicht. Sie wand hastig die unbequeme Fülle wieder zusammen, um nicht in allzu anstößiger Verfassung vor das „Amt“ treten zu müssen. Sie hatte schon Erfahrungen gemacht, daß man bei allen Behörden Berlins, der saubersten, ordentlichsten Stadt der Welt, ein sauberes und ordentliches Äußere von ihren Bürgern erwartet, falls man ihnen nicht im weitesten Maße mißtrauen soll.

Aber Karen hatte ja glücklicherweise an ihren Paß gedacht! Sie ging hier in Berlin eigentlich niemals ohne ihn aus, sie trug ihn in der Tasche, wenn sie seidene Schuhbänder kaufte, denn man konnte ja niemals wissen, bei welchen Gelegenheiten man von ihr, der Ausländerin, ein Ausweispapier verlangte.

Als das Amt dieses gestempelte Papier erblickte, wurde es denn auch freundlich und mitteilsam. Es gestand, nach einigen Recherchen, daß es noch keine Zeit gefunden habe, den fraglichen Brief zu öffnen und wieder zu schließen, da es dazu noch einer höheren Instanz bedürfe, welche momentan nicht zur Stelle gewesen sei. Schließlich händigte man, nachdem das Strafporto bezahlt war, den an sie adressierten, mit Bleistift geschriebenen Brief aus. Sie las:

Hochverehrte, liebe, teuere Freundin,

erschrecken Sie nicht über diesen Brief. Freund Hein ist diesmal noch vorübergegangen. Nicht um ihn zu begrüßen, rufe ich Sie, sondern weil Sie der einzige Mensch auf der Welt sind, in dessen Klugheit und Güte ich so viel Vertrauen setze, daß ich ihn in einer für mich ebenso peinlichen als wichtigen Angelegenheit um Rat und Hilfe angehen möchte. Wollen Sie einen Rekonvaleszenten, der noch immer an sein Bett gefesselt der Genesung ungeduldig entgegenharrt, die hohe Ehre und die rein menschliche und schwesterliche Barmherzigkeit eines kurzen Besuches erweisen? Ich werde morgen

den ganzen Tag auf Sie selbst oder auf Ihre Antwort warten. Ich kenne Ihre große und freie Gesinnung und hoffe, nicht vergebens zu harren.

Bitte, lassen Sie sich unter dem Namen Katinka Hermann bei mir melden. Die Gründe erfahren Sie mündlich.

In aufrichtiger Ergebenheit

Gaston v. Dülfert.

Das war kein Liebesbrief. Es war auch nichts von der süffisanten Ironie darin, mit der Gaston sie sonst zu irritieren pflegte. „Schwesterliche Barmherzigkeit" sagte er — Gott im Himmel! sollte er bereits erfahren haben? . . . Manches würde dadurch erleichtert. — Wenn er sie brauchte — wenn sie ihm dienen durfte — oh — und sollte es das Schwerste sein, das er von ihr forderte —! Dann fahre wohl, Argentinien, dann nichts mehr von feiger Flucht! Dann wollte sie mutig auch dem letzten, dem Undenkbarsten — einer Begegnung mit ihrer Mutter — nicht mehr ausweichen!

Wie Julia sich die Schrecken der Grabkammer und Vetter Tybalt im blutigen Leichentuch vorstellt, im entsetzten Schauder den Becher mit dem Schlaftrunk dennoch an die Lippen führt, in den göttlich-heldischen Ruf ausbrechend: „Mein Romeo, dies trink ich dir" — so ungefähr war es Karen Holmsen zu Sinne, als sie sich wieder ins Auto warf, um sich

ohne weitere Bedenken zum Hause des Grafen und der Gräfin Poczerewski fahren zu lassen.

Jener selige Drang zum Märtyrtum der Liebe, des echten Weibes bester Teil, in dem es seine höchsten Taten vollbringt, hatte auch Karen Holmsen, den kleinen roten Husaren, ergriffen, und ließ sie, von Benzindampf und Staubwolken umwirbelt, von Blitzen umzuckt, vom Donnergrollen begleitet und von Regenfluten genäßt, durch das morgendliche Berlin dahinrasen. Nach wenigen Minuten mußte Karen zum zweiten Male ihre nach allen Seiten sich befreienden Haarmassen aufstecken — aber jetzt brach auch die letzte Schildpattnadel. Mitten in allen Schmerz- und Opferungsextasen war sie genötigt, hilfesuchend nach dem Schaufenster eines Friseurs Umschau zu halten. Denn mit dieser wild flatternden Feuerfahne ums Haupt konnte sie sich unmöglich vor Gaston zeigen. Die Domestiken des gräflichen Hauses würden sie unter Umständen gar nicht vorlassen, sie womöglich für eine zweideutige Abenteuerin oder eines jener hysterischen Weiber halten, die sich an alle, durch irgend ein Ereignis berühmt gewordene Menschen mit den sonderbarsten Anliegen herandrängen.

Sie wollte als Schwester still gefestet, in ihrem Entschluß sicher beruhend, vor Gaston treten; zu einer Schwester aber gehört etwas in jedem Sinne Glattgekämmtes, Festgezöpftes, etwas Gezügeltes. Auch mußte sie sich gestehen, daß es zu einem Besuch in einem fremden Hause noch etwas früh am Morgen sei.

Also ließ Karen bei dem nächsten größeren Schaufenster, aus dem lächelnde Wachsdamen mit wundervollen blumenverbrämten und perlengeschmückten Coiffüren lockend winkten, ihr Gefährt halten, entlohnte den Chauffeur und trat in den großen Friseursalon, um ihrer Erscheinung die äußere Korrektheit, die sie zu ihrem Zwecke für nötig hielt, verleihen zu lassen. Während dieser Zeit würde sie dann auch innerlich ihre kreuz und quer übereinander taumelnden Gedanken und Gefühle noch etwas mehr sammeln können.

Es war ein eleganter Salon, in den Karen geraten war. Auf den Drehstühlen vor den Marmortischen mit den großen beweglichen Spiegeln saß bereits eine ganze Reihe von Damen, in weiße Pudermäntel gehüllt. Ein älterer Herr, anscheinend der Besitzer des Geschäfts, trat Karen entgegen und fragte nach ihren Wünschen. Sie nahm ihren Hut vom Kopf und bat ihn, sie schnell zu bedienen. Da alle Gehilfen beschäftigt waren, führte er sie in einen zweiten, durch spanische Wände von dem ersten geschiedenen Raum, der bevorzugten Kunden reserviert zu sein schien, und wo er selbst seine Kunst ausübte.

„Gnädigste haben einen ganz ungewöhnlich herrlichen Schatz in Ihren Haaren von der Natur erhalten," sagte der alte Herr mit einer sanften, fast andächtigen Stimme, indem er Karens glänzende, rote Haarmassen, die weit über die Lehne des Sessels herabrollten, durch seine Finger gleiten ließ. Als Karen nicht einmal ein Lächeln für diese ernste An-

erkennung des Fachmannes aufwendete, glaubte er, sie beleidigt zu haben und fuhr fort: „Gnädigste müssen nicht meinen, daß ich schmeicheln will! Aber sehen Sie, wenn unsereiner, der tagaus, tagein, soviel mit falschem — mit ‚Ergänzungen' zu tun hat, einmal einen so prachtvollen natürlichen Reichtum unter die Hände bekommt — und von einer Farbe, die fast nur noch auf künstlichem Wege hergestellt wird — ... ja, da geht einem das Herz auf — da wird der Beruf zur Freude — ich möchte sagen zur Erhebung "

„Bitte, flechten Sie das Haar ganz einfach zu Zöpfen und stecken sie sie fest auf," befahl Karen mit gelinder Ungeduld.

„Gewiß, Gnädigste — nur keine Künsteleien — dazu ist Ihr Haar zu schade. Sehen Sie — ich muß ja viel mit falschen Tuffs und Locken arbeiten — und sonderbar — je weniger die Dame Eigenes auf dem Kopfe hat, desto künstlicher will sie die Frisur. Glauben Sie mir, ich bin lange beim Geschäft und habe meine Beobachtungen gemacht — die falschen Haare und die Färbung der Haare wirken auf den Charakter einer Frau!" Er sprach geheimnisvoll, der alte Herr, vor dem so viele Frauen ihre Toilettengeheimnisse enthüllt hatten; sprach milde und schüttelte dabei ein wenig den grauen Kopf: „Ich will nicht gerade sagen ‚verlogen' ... verlogen wäre ein zu hartes Wort — aber durch das tägliche Hantieren mit den falschen Dingen, durch die Heimlichkeiten und Listen,

zu denen sie ihre Zuflucht nimmt, kommt etwas Falsches und Heimliches auch in das Wesen einer Frau."

„Da mögen Sie schon recht haben," meinte Karen zerstreut. „Sie sind ja eine Art Philosoph!"

„Man macht sich so seine Gedanken. Dem Haar des Menschen wird nicht umsonst in alten Sagen eine geheimnisvolle Kraft zugeschrieben. Eine Frau mit einer stolzen Haarkrone, die hat auch einen stolzen Sinn . . ."

„Und eine Frau mit roten Haaren — die wurde früher verbrannt, weil man sie für eine Hexe hielt," rief Karen lachend, weil der Ernst des alten Figaro sie amüsierte.

„Vielleicht hatten unsere Vorväter nicht so unrecht — die roten Haare haben magnetische Kräfte — eine rothaarige Frau kann vieles erreichen, worauf andere Frauen verzichten müssen," sagte der Friseur und wand Karens lange feurige Zöpfe zu einem künstlerischen Knoten auf ihrem Haupte zusammen. „Da habe ich eine alte Kundin, eine Dame mit berühmten roten Haaren — die Nuance erinnert mich an die gnädigen Fräuleins — die pflegt zu ihren Bekannten zu sagen: ‚Meine roten Haare haben mein Schicksal bestimmt.' Es war dies nämlich — ganz unter uns gesagt — ein wenig abenteuerlich. Die Dame ist zum vierten Male verheiratet und macht viel von sich reden. Aber drollig ist es nur, daß sie diese Redewendung auch zu mir braucht, der ich ihr doch

diese roten Haare alle zwei Wochen aufs neue färben muß ..."

Karen hatte sich jäh nach dem Haarkünstler umgewandt. „Weil sie grau geworden?" fragte sie mit einem wunderlich gespannten Ton der Stimme.

„Jetzt sind sie wohl schon länger grau geworden — aber ich färbte sie schon vor fünfundzwanzig Jahren, als sie noch braun waren. Und doch glaube ich, hat die Dame recht: die gefärbten roten Haare haben ihr Schicksal bestimmt! Wer so erhobenen Hauptes unter einer falschen Pracht durch die Welt geht, der wagt auch manches, dessen sich sonst die Menschen furchtsam enthalten. Dem ist, möchte ich sagen, das natürliche Gesetz nicht mehr heilig ..."

Karen sah dem Mann starr in die Augen, so daß er erschrak vor diesem forschenden Mädchenblick. „Die Gräfin Poczerewska?" fragte sie scharf und hart.

„Gott soll mich bewahren, daß ich den Namen einer alten Kundin preisgebe ..." stotterte der alte Haarphilosoph verwirrt. „Gnädigste verzeihen ... ich habe schon zu viel gesagt — es war die Bewunderung dieser roten Pracht, die mich verleitete, so vertraulich zu werden."

„Würden Sie es eventuell vor Gericht beschwören — daß Sie der Gräfin Poczerewska die Haare färben?" fragte Karen, den erschrockenen alten Herrn fortwährend unter dem Feuer ihres Blickes haltend.

„Gnädigste — wer sagt, daß ich von der Gräfin sprach? Machen Sie einen alten Mann nicht unglück-

lich." Der Kamm fiel klirrend zu Boden, so zitterten die Hände des guten Haarkünstlers. „Die Gräfin ist eine rachsüchtige Dame — sie wäre zu allem fähig — lassen Sie mich nicht in ihre Hände fallen!"

„Beruhigen Sie sich," sagte Karen ein wenig hochmütig und erhob sich. „Es war nur ein Scherz, den ich machte. Wieviel bin ich schuldig?"

Während ein anderes Auto sie nach dem waldigen Villenvorort, wo das Haus der Poczerewskis lag, mit Windeseile hinaustrug, klopfte das Herz der jungen Norwegerin in heftigen Schlägen. Eine seltsam beklommene Freude, die sich aber noch nicht zum Leben hinauswagte, rang in diesem Mädchenherzen mit Sorge und Angst.

* * *

Wie Gaston sie in dem geheimnisvollen Brief gebeten hatte, ließ Karen sich als Fräulein Katinka Hermann durch den Diener, der ihr in der Villa Poczerewski die Tür öffnete, melden. Sie wurde in einen Salon geführt und wenige Minuten später stand, wie sie es befürchtet hatte, die Gräfin vor ihr. Karen nahm alle Energie, die sie besaß, zusammen, um nicht wieder in die dumme Ohnmacht zu verfallen. Sie kämpfte mutig gegen den Schwindel an, der sie beim Anblick der gewaltigen, vollbusigen Gestalt wieder wie ein böser Zauber überfiel. Es gelang ihr auch, sich aufrecht zu erhalten und mit der hochmütigsten Prinzessinnenmiene, die der kleine rote Husar aufsetzen

konnte, wenn es die Gelegenheit gebot, die Gräfin zu begrüßen.

Diese Frau mit den vollen, welken, verpuderten Wangen, mit den fleischigen Lippen, die so unnatürlich karminrot in dem alt gewordenen Matronengesicht wirkten, dieser Gestalt, die von einem mit roten präraffaelitischen Lilien durchwirkten Morgenkleide aus strohgelber Seide umrauscht wurde — ihr sollte Karen fortan den süßen Namen „Mutter" geben — den holden, heiligen Namen, den das Kind zuweilen vor sich hingeflüstert zwischen Traum und Erwachen, wenn im Morgengrauen die Vögel vor dem Fenster zu zwitschern begonnen hatten — wenn bange Sehnsucht nach etwas unerreichbar Fernem, Schönem sein kleines Herz bedrängt hatte . . .

Karen preßte ihre Hand zusammen, daß die Fingernägel sich in ihre Handflächen bohrten — als sie die Gräfin bat, sie zu Herrn von Dülfert zu führen, in einem Tone, der kalt und feindselig klang, trotzdem sie sich bemühte, ihn höflich zu halten.

„Der Diener sagte mir bereits, daß Sie meinen Sohn zu sprechen wünschen," antwortete die Gräfin, das junge Mädchen aus erfahrenen Augen scharf musternd. „Aber Sie wissen ja wohl, daß mein Sohn krank ist und noch immer außerordentlich geschont werden muß. Zwar hat der Arzt vor einigen Tagen die Verbände abgenommen, Arm und Bein scheinen gut geheilt, es sind bereits Steh- und Gehversuche gemacht. Aber seine Nerven sind keineswegs in einem

wünschenswerten Zustand. Ich selbst darf Gaston nur selten sehen — der Arzt hat aufs strengste jeden Besuch verboten. Kann ich eine Botschaft an meinen Sohn ausrichten?"

„Frau Gräfin," sagte Karen langsam und überlegend, wie sie ihren Zweck am besten erreichen könne, „Herr von Dülfert hat mich durch ein Handschreiben ersucht, in einer geschäftlichen Angelegenheit zu ihm zu kommen. Ich weiß, daß er mich jetzt erwartet."

Die Gräfin kniff die Lider ein wenig zusammen und lächelte zweideutig.

„Mein Sohn ist leider durchaus noch nicht in der Verfassung um Geschäfte zu erledigen," sagte sie mit einem Ausdruck, der Karen abscheulich dünkte. „Sie werden begreifen, daß ein Kranker oft selbst seine Kräfte bedeutend überschätzt und daß die Pflegenden ihn desto ängstlicher überwachen müssen. — — Ja, mein liebes Fräulein," fuhr sie fort, als sie bemerkte, wie Karen immer bleicher wurde und Tränen ihre Augen zu füllen begannen, „ich kann Ihnen nicht helfen, sie müssen sich schon noch einige Tage gedulden ... Dann bin ich selbstverständlich die Letzte, die meinem guten Jungen die Freude eines so reizenden Besuches verwehren würde ..."

„Frau Gräfin," sagte Karen und blickte mit ihren aufrichtigen grauen Augen der Gräfin ernst ins Antlitz, „ich möchte nicht, daß Sie den Zweck meines Besuches in irgendeiner Weise mißverstehen. — Ich

sage dies nicht aus mädchenhafter Prüderie, sondern weil es aus bestimmten Gründen, die ich jetzt nicht erörtern kann, gefährlich und peinlich wäre, wenn das schwesterliche Interesse, welches ich an Herrn von Dülfert nehme, falsch gedeutet würde."

Die Gräfin lachte laut und fröhlich. „Mein Kind — wie todesernst Sie das sagen — ich glaube Ihnen das schwesterliche Interesse unbedingt — das heißt: ich glaube Ihnen den eigenen Glauben daran ... Aber Sie sind zu schön, um verlangen zu können, daß die Welt diesen Glauben teilt ... Apropos — sah ich Sie nicht einmal im Frauenklub? Waren Sie es nicht, die sich so sehr entsetzte über meine fulminante Jungfernrede — ha — ha — daß Ihnen schlecht wurde? Na — offen gestanden, mir wäre beinahe selbst schlecht geworden von all dem dummen Zeug, das ich schwatzte. Übrigens hat mir Ihre Ohnmacht zu einem glorioſen Erfolg bei der Presse verholfen ..."

„Es waren nicht Ihre Worte, die diesen Eindruck auf mich machten — es waren Erinnerungen, die wach wurden ..." sagte Karen düster, sie wagte die Frau bei dieser Andeutung nicht anzublicken. Sprach denn in ihr kein Erinnern — kein Ahnen der Natur?

Fast schien es, als ob so etwas in der Gräfin erwachte. „Sie sind Norwegerin?" fragte sie Karen. „Ihr Name klingt nicht skandinavisch, aber die Art, wie Sie das Deutsche aussprechen, ist so charakteristisch.

Ich lebte einige Jahre in Norwegen und kenne mich deshalb aus."

„Ich bin Norwegerin, in Christiania geboren," sagte Karen mit einer plötzlichen Begierde zu forschen — zu ergründen.

„Haben Sie dort die Familie des Gesandten Snorre Holmsen gekannt? Ich denke, sie ist ausgestorben," sagte die Gräfin obenhin.

„Er selbst ist tot. Auch seine zwei Kinder erster Ehe. Aus seiner zweiten Ehe lebt eine Tochter. Karen. Sie ging mit mir zur Schule. Ich kenne sie gut."

Karen sagte das alles mit einem Gefühl, als rede sie in einem ganz unwahrscheinlichen Traumzustand.

„Ist sie ein hübsches Mädchen geworden? Es würde mich interessieren von ihrer Entwickelung zu hören," sagte die Gräfin Poczerewska kühl.

„Sie steht allein in der Welt und ist in dieser Zwangslage ein selbständiger Mensch geworden."

„Das freut mich zu hören. Ich erwartete es eigentlich."

Und plötzlich begann die Gräfin, recht unmotiviert, wie es Karen schien, zu lachen. „Ein sonderbares Experiment," sagte sie heiter. „Ich möchte das Mädchen wohl einmal wiedersehen — Nein, besser nicht! Man soll ausgelebte Vergangenheiten nicht wieder erwecken wollen."

In Karens Herzen war eine eiskalte Starrheit. „— — Nein, nein", dachte sie, „man soll ausgelebte

Vergangenheiten nicht wieder erwecken wollen ... Argentinien — die Pampas — das ist die einzige Möglichkeit ...' Und in demselben Augenblicke sagte sie, gegen ihren Willen, wie unter einem dämonischen Zwange: „Mein Name ist nicht Katinka Hermann — ich heiße Karen Holmsen ..."

Die Gräfin starrte das Mädchen mit weitgeöffneten Augen an, es hatte jäh durch ihren Körper gezuckt. Sie war gelb und fahl unter dem Puder geworden.

Einige Sekunden qualvollen Schweigens herrschten zwischen den beiden Frauen. Die Gräfin sprang von dem Lehnstuhl auf, in dem sie Karen gegenüber gesessen hatte, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Ich dachte einen Augenblick — als ich den Namen Holmsen aussprach, du könntest es selbst sein, Karen ..." dann blieb sie vor dem jungen Mädchen stehen und sah ihm mit einem wunderlich wehmütigen und verlegenen Lächeln in das blasse, schöne, junge Antlitz.

„Kind — wir wollen ehrliche Menschen bleiben und jetzt keine Rührszene aufführen — wir wollen uns gegenseitig ruhig eingestehen, daß wir gar nichts für einander fühlen — nichts fühlen können — denn wir sind uns vollständig fremde Menschen ..."

„Ja" — schrie es in Karens Herzen, „vollständig fremde Menschen — aber kann denn das sein — gab es das schon je auf Erden: eine Mutter, die nichts

fühlt, wenn sie ihr Kind nach so viel Jahren unerwartet wiedersieht? ... Und sie selbst — empfand sie darüber eine ungeheuere Enttäuschung — oder war es nicht vielmehr — eine ungeheuere Erleichterung ...?" Dieses alles zog blitzschnell durch ihr Inneres, während die Gräfin sie gespannt beobachtete.

„Man wird dir nicht gerade sympathische Dinge von mir berichtet haben?" begann die Gräfin dann, in einer derben Weise forschend.

„Man hat mir niemals von — von meiner ... von Ihnen gesprochen ... Erst seit gestern abend weiß ich, daß die Gräfin Poczerewska die Gattin meines Vaters war ..."

„Und die Mutter Gastons? Seit gestern abend? — Armes Kind — armes Kind ..."

Ein Ausdruck warmen Mitgefühls ging über das volle Gesicht der Gräfin und verschönte es plötzlich. Sie wollte Karens Hände greifen, aber diese entzog sie ihr jäh und hart.

„Seit gestern abend —?" fragte die Gräfin noch einmal, Karens Widerstreben, sie zu berühren, nicht beachtend. „Und nun kommst du hierher um — um eine Aussprache mit Gaston zu suchen — ist's nicht so ...?"

Karen erglühte und die Tränen strömten ihr doch nun unaufhaltsam über das Gesicht.

„Ich war im Begriff, ihn zu fliehen, für immer, ohne Erklärung — ich dachte, es sei das beste für

uns beide . . ." schluchzte sie. „Da schrieb er mir — rief mich zu sich . . ."

„Gaston schrieb dir — gestern? Nun erklärt sich mir der erneute Fieberanfall, von dem er am Abend heimgesucht wurde — die Erregung, die die Pflegerin an ihm bemerkt haben wollte . . . Seit wann kennt ihr euch?"

„Wir sahen uns vor Jahren in Capri und in Rom — dann trafen wir uns im letzten Winter hier wieder . . ." Karen stockte, was geschah ihr denn? Sie beichtete dieser Frau, die sie doch haßte, die heiligsten Dinge ihres Lebens . . .

Die Gräfin blickte sie so sonderbar an, es war, als ob der Ernst in ihrem Gesicht nur eine vorgeschobene Maske sei, hinter der das heimliche, ein wenig zweideutige Lächeln von vorhin wieder auftauchte. Karen wußte nicht, wie sie diesen rätselhaften Gesichtsausdruck deuten sollte — sie hatte aber eine alle anderen Empfindungen überwältigende Sehnsucht: nur fort — weit fort von allen diesen Rätseln fliehen können . . .

Auch sie erhob sich. „Frau Gräfin," stammelte sie, „es hat keinen Zweck, daß ich länger hier bin, wenn ich Herrn von Dülfert nicht sehen darf . . . Und es ist vielleicht auch besser, ich sehe ihn nicht — ich — ich fühle mich augenblicklich auch nicht dazu imstande . . ."

Schritte näherten sich der Tür — langsame, unsichere Schritte, und leichte, trippelnde Kinderfüße . . .

Die Gräfin horchte auf. Karen horchte auf.

Die Tür öffnete sich — in ihrem Rahmen erschien Gaston von Dülfert, bleich und schmal geworden durch das lange Krankenlager — eine rote Narbe lief ihm schräg über die Stirn. Er stützte sich auf einen Stock; rechts und links von ihm versuchten zwei reizende Kinder, ein Bube und ein Mädchen, ihn in ihrer kindlichen Weise zu führen, indem sie sich mit Vehemenz an seine Beine klammerten.

„Gaston — welch ein Leichtsinn!" rief die Gräfin ehrlich erschrocken.

Die beiden Kleinen aber jubelten ihr entgegen: „Großmutter, denke nur, der fremde Onkel, der unsern Drachen geflickt hat, ist gleich gesund geworden, als wir ihm erzählt haben, eine schöne Dame wäre bei dir zum Besuch, und sie hätte Haare wie die roten Kupferkessel in der Küche!"

„Ihr bösen Kinder — wer erlaubte euch, die Krankenstube zu betreten?"

Gaston hatte sich inzwischen von seinen lilliputanischen Stützen befreit und streckte Karen wortlos die Rechte zum Gruß entgegen. Doch er hatte seine Kräfte überschätzt — eine tödliche Blässe überzog sein Gesicht, er schwankte bedenklich und mußte von beiden Frauen vereint zum Sofa geführt und dort niedergelassen werden.

Die Gräfin klingelte nach Riechsalz und Champagner. Im vereinten Samariterdienst löste sich die unerträgliche Spannung zwischen den drei Menschen

in dem gemeinsamen Gefühl, daß es nur ein Unglück gibt, gegen das kein Hoffnungskräutlein gewachsen ist. Armer Wisconsin — mitten im Ruhmesflug hatte ihn das Ende gepackt und vernichtet. Gaston aber lebte, war genesen — und so lange der Mensch lebt und atmet, findet sich für ihn auch irgend ein Pförtchen — irgend ein Ausweg aus den verzweifeltsten Situationen.

Achtes Kapitel.

Musik.

Um die Genesung Gastons, die in dem gräflichen Hause keine rechten Fortschritte machen wollte, zu beschleunigen, wurde er von den Ärzten, die ihn behandelten, in ein kleines schlesisches Bad gesandt. Eine weitere Reise vertrugen seine vom langen Liegen geschwächten Nerven noch nicht. Nur mit Mühe gelang es ihm, die übergroße Zärtlichkeit der plötzlich gefundenen Mutter abzuwehren. Sie wollte durchaus mitreisen und jammerte und wimmerte ihm ein langes und breites von ihrer Liebe vor, von der er leider bis auf den Tag seines Unfalls so blutwenig verspürt hatte. Erst die nach einer längeren gelehrten Konferenz von den Ärzten feierlich verkündete Erklärung, daß ihr Sohn unbedingt des Alleinseins bedürfe, bestimmte das pochende Mutterherz, sich vorläufig zu beruhigen und ihre etwas gekünstelte Liebe wieder mehr den Enkelkindern zuzuwenden. Am zweiten Abend nach seiner Ankunft in dem kleinen heimlichen, herbstlich schönen schlesischen Badeort schrieb Gaston an Karen diesen Brief:

Liebe Schwester, und was mehr sagen will, liebe Freundin!

Kommen Sie hierher! Verlassen Sie Berlin, über das sich Heine schon genug mokiert hat. Hier ist es herrlich. Der Herbst ist noch immer der tollste Maler trotz allen Salons und Sezessionen. Sie müssen das mit mir sehen, den Buchenwald und die kurzen Wiesen und die Nebel am Abend und die Feuer auf den Feldern und die betauten versilberten Spinnnetze frühmorgens. Es ist zu viel Schönheit für mich. Ich muß dies mit vier Augen schauen, Schwester. Wir kennen uns ja kaum. Die paar Stunden in Italien unter einem anderen Himmel, zwischen fremden Menschen und Bäumen, kommen mir wie in einem früheren Dasein, vor meinem jetzigen, verlebt vor. Und jene kurze Stunde des Wiedersehens nach sechs Jahren in dem lauten Berliner Hotelvestibül, wo, wie es so schön im Romanstil heißt, „der schwere Perserteppich um ein weniges die laute Konversation dämpfte, die von verschiedenen Tischen und Gruppen ausging", jene flüchtige Stunde, in der ich frech und Sie scheu wurden, hat uns auch nicht näher gebracht. Kommen Sie, kommen Sie, Schwester! Wir können hier zusammen hausen und verkehren wie Paul und Virginie, die Sie noch aus der Schule kennen werden, jetzt, wo wir diese gemeinsame Mama — „Mutter" klingt mir nicht recht

für diese Dame! — entdeckt haben. Wiewohl ich keine kolumbusmäßige Freude darüber empfinden kann, scheint mir doch auch kein Grund vorzuliegen, ein Wehgeheul gleich einer korsischen Totenklage darob anzustimmen. Wenn man, wie ich, den anderen Planeten nahe gewesen ist und minutenlang zwischen Himmel und Erde ikarisch verzweifelnd gehangen hat, denkt man etwas geringer über die ganzen Familienverhältnisse auf unserem Sternchen. Die Dame ist ein wenig groß in den Formen angelegt, Rubens war nie mein Geschmack, aber wir können diesen Fall ja nur a posteriori betrachten. Wer weiß, wie wenig, d. h. wieviel, vor dreißig Jahren an ihr war! Mein Vater und ihr Vater als Entlastungzeugen verweigern die Auskunft darüber in ihren Gräbern. Sie sehen, ich werde frivol ohne Sie! Kommen Sie! Kommen Sie! Gestern nachmittag, als ich mit meinen geflickten Gliedern am Stock dreibeinig den Bach entlang zu den Salinen ging, sah ich einen Fischerjungen, der Grundangeln ausgelegt hatte. Er selbst lag, auf einer Weidenpfeife melancholische Töne hervorstoßend, im Grase daneben. „Warum pfeifst du, Junge?" fragte ich ihn. „Das lockt die Fische," erwiderte er pfiffig, und zog im gleichen Augenblick einen dicken Karpfen am Garn heraus, dessen Schuppen in der Sonne glänzten. Hören Sie, wie ich pfeife? Kommen Sie! Kommen Sie! Ich habe den Karpfen für Sie gekauft. Er wartet

mit mir auf Sie. Wir haben ihn in einen großen Zuber gesetzt. Aber er lebt nur drei Tage lang darin, sagte mir der Knabe. Dann stirbt er, wie meine, unsere Mutter in diesem verlorenen Badestädtchen sterben würde vor Sehnsucht nach dem Leben, worunter sie versteht: Große Toilette machen, sich drei Stunden frisieren und mumifizieren lassen und abends nach dem Theater lange und viel soupieren. Kommen Sie! Kommen Sie! Sonst stirbt mit dem Karpfen vor Sehnsucht nach Ihnen

Ihr Bruder, Ihr Freund.

Postskriptum. (Bis zu dieser Geschmacklosigkeit geht mein Verlangen nach Ihnen, meine Lust, mit Ihnen zu sprechen, stundenlang, tagelang.)

Erinnern Sie sich der Verse des italienischen Dichters — Petrarka ist es wohl — die ich Ihnen schon einmal in Capri vorsprach? Sie lauten schlecht übersetzt:

Ich will Dich nicht mit Worten laden
Zum stillen Fest an meine Brust,
Ein glückhaft Schiff treibt zu Gestaden
Der Seligkeit sich unbewußt,
Umhüpft von Nymphen und Najaden
Kennt es ein Ziel nur: Seine Lust

Dies könnte unter dem Bilde Raphaels von dem Raube der Meergöttin Galatea in der Farnesina zu Rom stehen, vor dem ich das Spirituelle, das in Mörtel, Leim und Farbe liegen muß, begriffen

habe, und an das ich nur wie Adam an das verlorene Paradies zurückdenke. Kommen Sie! Kommen Sie!"

Karen zögerte keine halbe Sekunde lang. Der Abschied von der guten, ewig strickenden Frau Aamundsen wurde ihr leichter, als sie geglaubt hatte. Die kleinbürgerliche, nach allen Seiten beschränkte Frau mit ihrem papageienhaften „Gud bevares" mußte ihr wohl lange schon gegen die Nerven gewesen sein, daß sie sich nun ohne eine einzige Träne, nein, geradezu erleichtert von ihr trennen konnte. Sie hatte ein Gefühl dabei, als hätte sie einen großen, schweren, altmodischen Korbkoffer glücklich expediert oder irgendwo deponiert und brauchte nun nichts mehr von ihm zu tragen, als einen kleinen Papierschein im Portemonnaie. Zum Glück für die gute Alte hatte es sich gefügt, daß die Gräfin Poczerewska die Gesellschaft ihrer beiden Enkelkinder trotz ihrer brennenden Liebe schon recht bald satt hatte. Die Anrede „Großmutter" gewährte ihr auf die Dauer noch weniger Vergnügen, als ihr es der Name „Mutter" augenscheinlich gemacht hatte. Sie sträubte sich zwar sehr, als Karen erklärte, sie wüßte ein vortreffliches Unterkommen für die beiden Kinder Gastons, aber sie ließ doch so schnell als möglich alle Kleider und Siebensachen der beiden Kleinen zusammenpacken, als Karen kam, sie zu holen, und trällerte fröhlich: „La donna è

mobile," als ihre süßen Enkelkinder verschwunden waren.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Karen auch, wie eigentlich die Gräfin zu Gastons Kindern gekommen war. Die Mutter, die in Amerika von einem Varieté zum andern zog, hatte sie bald genug als lästig empfunden, namentlich nachdem sie die nicht unerhebliche Summe, die ihr Gaston für die Kinder bei ihrer gütlichen Trennung zurückgelassen, zum großen Teile in Ringen, Ohrgehängen und anderem Schmuck angelegt hatte. So benutzte sie den Rest des Geldes, um die Kleinen nach Deutschland zurück zu senden zu ihrer Tante, der würdigen Inhaberin der Maison Rémy in Berlin, bei der auch sie selbst stets einen Unterschlupf gefunden hatte, wenn das Schicksal sie einmal flügellahm gemacht hatte. Dort hatte Graf Poczerewski die Kleinen gesehen und von der Wirtin bald genug ihre Beziehungen zu dem früheren Stammgaste Dr. v. Dülfert erfahren. Seine Gattin, die alles, was ihr nur ein wenig absonderlich und abenteuerlich aussah, äußerst reizte, war dann gleich am anderen Tage dorthin gefahren und hatte die Kinder geholt — besseres konnte ihnen ja nicht passieren, dachte Madame Rémy. Der Gräfin Plan, Gaston mit ihnen in ihrem Hause zu überraschen, war denn auch über Erwarten gut gelungen — gab ihr doch Gastons Himmelsturz eine wunderbare Gelegenheit, auch ihn in ihr Haus zu nehmen.

Die gute Frau Aamundsen aber strahlte vor Freude

über diese neuen Pflichten und plusterte sich auf wie eine Henne, der man Eier zum Brüten untergelegt hat. Die beiden Kleinen bekamen ihre ganze lange aufgesparte pädagogische Weisheit zu schmecken und genossen unter ihrem Schutz die sogenannte glückliche Jugendzeit.

Karen konnte den Karpfen noch mit ihrem Bruder zusammen essen. Sie saßen auf dem Balkon vor seinem Zimmer im Freien. Er hatte sie eben vom Abendzug an der Bahn abgeholt. Vom ersten geschwisterlichen Kuß, den sie sich, noch vom Dampf des Zuges umhüllt, gegeben hatten, duzten sie sich. Ganz von selbst, ohne ein Wort der Vereinbarung darüber zu wechseln. Und nun liefen die ersten „Du" fast wie Liebkosungen zwischen ihnen hin und her; hin und wieder flatterte die alte Anrede noch dazwischen. Von dem Birnbaum, in dessen Krone sie von oben hinunterschauten, wurden die Früchte abgenommen. Ein rotes Bauernmädchen stand auf ihren bloßen Strümpfen in den Zweigen und pflückte eine Birne nach der anderen in ihre immer schwerer werdende Schürze. Zuweilen fielen einige überreife Früchte vom Stoßen von den Ästen mit einem weichen Ton ins Gras hinab, in dem die Holzschuhe des Mädchens nebeneinander stehend, ihre Herrin erwarteten. Ein anderes Mädchen nahm schweigend und emsig die weiße Wäsche, die unter den Bäumen zum Bleichen gelegen hatte, vom Rasen auf. Ein paar tabakbraune verschossene Blätter lagen vom Winde verstreut auf den schneeigen Wäschestücken herum. Die Gräser waren schon

feucht vom Abendtau, ein bläulicher Nebel hing in langen Streifen zwischen den Bäumen. Karen lehnte sich müde in ihren Stuhl. Ein dumpfer Schwindel drehte ihren Kopf; die Stille und der starke Duft des Landes griff sie an, wie jeden, der eben aus der großen Stadt, in der er lange gelebt hat, hinaus in die Natur kommt.

„Liest du noch immer Maupassant?" fragte Gaston sie. Sie hatte aus Verlegenheit irgendein Buch mit aus dem Koffer genommen und es neben sich auf den Tisch gelegt.

„Zuweilen," sagte sie lächelnd. Sie vermied es noch, ihn häufiger anzureden.

„Notre Cœur" las er und wiederholte, als hätte er sich den Titel bewußt machen wollen: „Unser Herz". „Ich nannte ihn damals den einzigen Klassiker unter den modernen Schriftstellern."

Sie nickte, sich an jedes seiner Worte erinnernd.

„Eine recht unbestimmte Etikette für diesen Wein. Was ich heute gut an ihm finde, ist, daß man ihn immer lesen kann," fuhr er fort. „In der Eisenbahn, im Bad, im Studierzimmer, daheim, auf der Reise, in jeder Stimmung. Er zwingt uns stets, ihm stille zuzuhören, wenn er spricht. Und er läßt uns nicht lose, er hält uns fest am Nacken, bis seine Erzählung aus ist, und wir wie die Kinder nach einem Märchen fragen: Schon? Er ist niemals weitschweifig und noch weniger langweilig. Wer kann denn schreiben außer ihm? Die meisten Schriftsteller drücken einen Schwamm von trüben Worten aus, die

uns verwirren. Beim dritten Satz hören wir nicht mehr zu, unsere Gedanken geraten durcheinander, wir sehen nur mehr Buchstaben auf dem Papier, einen Knäuel von Sätzen, die auseinander zu ziehen und uns klar zu machen schwer fällt, ermüdet, langweilt."

„Wie ich es liebe, wenn Sie sprechen," sagte sie, als er eine Pause machte. „Verzeih' mir, daß ich nicht auf das eingehe, was du gesprochen hast. Es ist alles ganz richtig. Aber du, was treibst du? Erzähle mir von dir!" Sie sah ihn dabei fast ängstlich an, als hätte sie jetzt erst bemerkt, wie bleich er noch von der langen Krankheit war. „Wo sind deine Zukunftsideen geblieben? Die Sammlung der Genies, die große Glasstadt in der Lüneburger Heide, die pädagogische Provinz in Deutschland?"

Er machte plötzlich ganz große Augen und sah einen Augenblick lang wirklich Goethen ähnlich.

„Ach," sagte er, „das waren törichte Pläne, Gedanken eines Müßiggängers, Projekte von schwärmerischen Ideologen, wie sie in Romanen von Jules Verne oder Felix Holländer vorkommen. Ich habe keine Lust mehr, in den Lüften ein Mann der Tat zu werden und in Wirklichkeit nur ein armer Mitflieger zu sein, der aus einem Luftschiff fällt, wie ein Zaunkönig aus den Fittigen eines Adlers und auf den Boden und seinen Buckel purzelt. Ich will es Liebenberg und Genossen überlassen, spanische Luftschlösser in die Lüneburger Heide zu bauen. Meine Zukunftsmusik klingt reiner und schöner." Sie beugte

sich gespannt zu ihm hin. In einer Laune von Zärtlichkeit strich sie ihm die Locke, die ihm beim Sprechen auf die Stirn gesunken war, zurück. Um sie herum über den Garten und das Dach ihres Gasthofs hin schwirrten die Schwalben, schreiend im Zickzack sich ihre Abendmahlzeit sammelnd. Gaston leerte sein Glas Rotwein und räusperte sich, wie wohl einer tut, ehe er eine Rede halten will.

„Die Idee ist erst im embryonalen Zustand, weißt du. Ich habe gestern hier auf einer Bank im zufälligen Plaudern eine Menschenperle entdeckt. Einen jungen Theologen, der bei dem hiesigen Pfarrer, der das Zipperlein hat, Vikariatsdienste tut. Ein blonder Jüngling, ganz zart noch wie ein Küken, halb aus einem Roman von der Marlitt, zur anderen Hälfte von Spielhagen. Nichts fällt an ihm auf, er hat nicht die geringsten besonderen Merkmale: keine Ähnlichkeit mit Goethe, keine bernsteingelben Locken, keinen Buckel. Aber er hat zwei Tugenden: er spielt wunderbar die Bratsche und er ist höchst ungern Theologe."

Karen lachte auf und klatschte in die Hände.

„Merkst du, wo ich hinaus will?" fuhr Gaston in Erregung geraten fort. „Wir haben den ganzen Morgen zusammen gespielt, er Bratsche, ich Cello. Das weißt du wohl noch nicht, daß ich der beste Cellospieler bin, der seit Dotzauer den Bogen führt! Ein Mann mit einem Buckel auf einem Albatros, das ist lächerlich. Aber hinter ein Violoncello und

gerade hinter ein solches ungefüges, sonderbares Instrument gehört er hin, wie Napoleon auf das Schlachtfeld und Humboldt hinter einen Globus."

„Und weiter, was weiter?" fragte Karen ganz ernst geworden.

„Da ist nicht mehr viel zu sagen," schrie jetzt geradezu Gaston. „Wir sammeln uns noch zwei Geigen dazu, ziehen durch die ganzen deutschen Lande und machen Kammermusik. Denke dir: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Schubert, Schumann, Brahms, Mendelssohn und Beethoven! Beethoven, das schönste, das es in Deutschland gibt, das beste, was dieses Volk trotz Zeppelin hervorgebracht hat, das einzige, was eine gemeinsame Kultur bei uns bezeugt! Etwas, das nie, niemals in der Kunst da war, von Perikles, vom Ägypterkönig Amenophis an gerechnet, und das nur sehr wenige bei uns kennen, die deutsche Musik. Diesen Widersinn aufzuheben, deutsche Musik in Deutschland zu verbreiten, das soll nun meine Lebensaufgabe sein."

Seine blassen Wangen waren ganz rot geworden. Er redete sich immer mehr in Begeisterung hinein. „Nur zwei Arten von Plätzen soll es bei uns geben. Drei Reihen von fünf bis hundert Mark für die Reichen und das übrige zu zwanzig Pfennigen für das Volk. Der Saal wird verdunkelt, wenn wir spielen."

Er geriet ins Schwärmen und Phantasieren, wie einer, der am Klavier sitzt und über seinem Lieblings-

stück auf den Tasten immer weiter ins Träumen kommt.

„Könntet ihr mich nicht als erste Geige gebrauchen?" unterbrach ihn Karens helle, klare Stimme, als er endlich müde geworden war. „Ich habe das letzte Jahr in Berlin fleißig studiert" — sie nannte zwei, drei Lehrer von Ruf — „man hat mir ein gutes Zeugnis ausgestellt. Hier ist es, Herr v. Dülfert," sagte sie, und suchte es aus ihrer Tasche hervor und machte einen Domestikenknix vor ihm.

Gastons Hände zitterten vor freudiger Überraschung. „Das wäre herrlich! Das wäre herrlich! Wie närrisch, da haben wir uns früher über Plato und den Reichskanzler und den Marquis Fihiasi und der Teufel weiß über was sonst noch unterhalten und Romanphrasen miteinander gewechselt und uns über alles, was wir nicht können, ausgeplaudert, und über das, was wir können, ausgeschwiegen. Wenn wir jetzt noch eine zweite Geige auftreiben könnten, wäre unsere Verschwörung fertig und Catilina und Fiesco blieben Stümper gegen unser Komplott wider die deutschen Philister. Ich höre schon den Marsch der Davidsbündler in meinen Ohren." Und er trommelte mit dem Messer die Schumannsche Melodie an sein Glas, markierte sie mit den Füßen auf dem Boden und hätte beinahe eine Ansichtspostkarte bestellt, sie seinem Zeitgenossen Alfred Kerr zu schreiben, weil der gleich ihm dieses Stück Musik so lieb hatte.

Karen wußte auch dafür Rat. „Man könnte es mit Bella Maßmann versuchen," sagte sie zögernd.

Er schien den Namen vergessen zu haben oder überhaupt nicht zu kennen.

„Wer ist das?" fragte er. „Eine Enkelin des Turnlehrers, der die Kniewelle, das Riegenturnen und die vier Fs erfunden hat? Des preußischen Tyrtäus?"

„Du wirst sie schon kennen lernen," sagte Karen, „sie hat ihr Schönes und ‚ihr Häßliches' wie jedes weibliche Wesen. Ob sie mit deinem Turnmeister verwandt ist, weiß ich nicht. Eher aber noch mit Sarasate, denn sie spielt wunderbar zart die Geige. Sie schämt sich zwar stets vor mir, weil sie behauptet, sie könne nur zupfen gegen mich. Aber das ist mehr eine Folge ihrer übertriebenen heißen Zuneigung zu mir, vor der mir ein Kapitel lang ganz bange wurde, als wirkliches Unvermögen. Ich habe sie ein einziges Mal, ohne daß sie etwas davon wußte, belauscht, und mußte Tränen im Kleiderschrank zwischen ihren alten Röcken, hinter die ich mich versteckt hatte, weinen, so schön kam die Sehnsucht, die in diesem jungen verschüchterten, unerfüllten Geschöpf wild wuchert, in ihrem Spiele zum Ausdruck."

„Versuchen wir es! Vederemo!" sagte Gaston. „Sechs Wochen bleiben uns, unsere Waffen zu wetzen, unser Kriegszeug zu stimmen und uns aufeinander einzuspielen. Vor Oktober wollen wir unseren Feld-

zug contre les Philistins nicht beginnen. Es leben die Bremer Stadtmusikanten!"

Sie stießen mit ihren Gläsern an. Es war indessen fast dunkel geworden. Die Zigarre, die Gaston sich nach dem Essen angezündet hatte, glimmte immer heller und roter auf. Ein leiser und warmer Wind hatte sich erhoben und wehte die Blätter im Birnbaume wie ganz kleine Fähnchen hin und her. Er brachte einen scharfen Duft von geschnittenem Grase aus dem Kurpark mit. Das Mädchen, das eben die Früchte abgepflückt hatte, brachte ihnen eine Kerze auf den Tisch.

„Der Mond kommt heut' erst um Mitternacht," sagte sie lachend, als Gaston sie darum fragte. Und Karen mußte daran denken, daß dies jetzt kaum ein Mensch in dem ganzen großen Berlin wissen würde. Sie schrieb beim flatternden Licht der Kerze ein Telegramm für Bella Maßmann auf und gab es dem Mädchen mit. Sie hörten sie mit ihren Holzschuhen das abgeräumte Nachtessen auf einem Brett in der Hand die Stiege hinunterklappern. Sie träumten beide vor sich hin im Dunkeln, nur hin und wieder einen hellen Schein von einander bei dem Licht im Winde sehend. Die Motten hatten ihren Tanz um die Kerze begonnen. Von allen Seiten kamen sie angeschwirrt, flogen in die Flamme, zischten auf — „ss! ss!" machte es jedesmal — und fielen versengt und tot auf den Tisch. Die Mädchen drunten in der Küche, die das Geschirr aufspülten, begannen zweistimmig ein Volks-

lied zu singen. Den Lauschenden und Liebenden in der Nacht klang es so:

Auf der Elbe bin ich gefahren
Den fünfzehnten Mai,
Schöne Mädchen hab' ich gefahren
Des Nachts um zwei, drei.

Doch die schönste von ihnen allen,
Die wollte, wollte mit mir geh'n.
Doch sie konnte vor lauter Weinen
Den Weg nicht mehr seh'n.

„Lebe wohl, du mein schönes Mädchen,
Denn der Weg der ist ja viel zu weit,
Und der Tag fängt schon an zu grauen,
Und was sagen dann die Leut'.

Wenn du Lust hast an mich zu schreiben,
So versiegelst du den Brief mit rotem Lack,
Denn mein Schifflein fährt auf dem Rheine
Und mein Name heißt Matros.

Sterb' ich einstens wohl auf dem Rheine,
So bekommst du einen Totenschein,
Dann zerbrichst du den schwarzen Siegel
Und betrauerst mich allein.

Sterb' ich einstens im Hospitale,
So begraben sie mich hübsch und fein,
Und auf mein Grab da sollst du pflanzen
Einen Strauß Vergißnichtmein!"

Wie Gaston aufblickte, war Karen verschwunden. Er fand dies schön, dieses wortlose, leise Abschied-

nehmen der Schwester und ging, die Melodie des Volksliedes summend, zu Bett. Im ersten Schlaf war es ihm, als ob er wunderbar schöne dunkle Geigentöne vernähme, dann träumte er von einem Veilchenregen, der auf ihn hernieder fiel. Millionen tiefblaue kleine Veilchen wirbelten wie Schneeflocken im Winter weich und leise ringsum auf die Erde. In seine Verwunderung hörte er noch deutlich Karens Stimme rufen: „Das ist der Sommerschnee!" Mehr wußte er am anderen Morgen beim Erwachen nicht mehr von seinem Traume.

Karen war in ihre Stube gegangen grade über Gastons Zimmer. Sie war wie betäubt von der starken Luft und der Natur. Sie kleidete sich im Halbschlaf aus und löste ihr langes rotes Haar. Wie sie nackt dastand, trat sie vor den Spiegel, der die ganze Türe des Schrankes füllte. Sie strich das Haar zurück und betrachtete sich, seit langer Zeit wieder zum ersten Male, wie sie wirklich war, ohne Kleider, ohne Toilettenkünste, ohne Schildpattnadeln, von denen im vorigen Kapitel so viel die Rede war. Sie war sehr gut gewachsen, ein wenig zu zierlich vielleicht. Ihre Haut war äußerst zart und rosig, wie bei den meisten rothaarigen Frauen. Nur an den Schnürfalten am Leibe und oben an den Schultern, wo ihr Hemd immer hing, waren ein paar bräunliche Linien von der Farbe eines eben angerauchten Meerschaums in die Haut geschnitten. Oben auf der rechten Schulter hatte sie ein kleines rundes Muttermal. Ein dünner

rötlicher Haarflaum schimmerte über ihrem Nacken. Ein feiner Duft wie von frisch gemähtem Grase schien ihr aus ihrer Haut zu steigen. Ihre Beine und Kniee waren ein wenig zu männlich gewachsen; aber wunderschön waren die Brüste, breit angewachsen, klein und voll mit zitternden rosafarbenen Spitzen. Schließlich wurde sie es leid, ganz allein diese Herrlichkeit zu betrachten und ertrug die dummen sehnsüchtigen Gedanken, die ihr beim Anblick dieses ihres Spiegelbildes kamen, nicht mehr. Sie wandte sich ab, das Bild verschwand und sie hatte eine Empfindung dabei, als hätte sie eine Rose abgepflückt, wie sich sich selbst so von dem dunkelschimmernden Spiegelglas loslöste. „So nicht!" kam es von ihren Lippen. Sie bückte sich — die warme Abendluft an ihrem nackten Körper hatte sie wieder ganz erfrischt — und holte ihre Geige aus dem Kasten. Sie spannte etwas an den Saiten herum, ohne laut zu stimmen, und begann dann sich, nackt wie sie war, die Ciaconna von Bach vorzuspielen und dann noch ein Stück von Schumann und dann immer noch eins, bis sie, süße, nicht bittere Tränen dabei weinend, ganz ruhig geworden war. Sie wollte noch etwas von diesem Abend in ihr Tagebuch hineinschreiben, aber sie fürchtete, es würde zu sentimental werden, daß sie sich am anderen Morgen dessen schämen müßte. Und darum kritzelte sie nur mit Bleistift die zwei Zeilen hinein:

Ein Tag, an dem ihr nur geliebt,
Ist zu schön, daß ihr ihn beschriebt.

Die Geige auf den leeren Stuhl neben ihrem Bett feierlich hingelegt, schlief sie lächelnd ein.

* * *

Es stellte sich heraus, daß Bella Maßmann allerdings mit Gaston schon vordem Bekanntschaft gemacht hatte. Gleich als er sie mit Karen am Bahnhofe abholte, erkannten sie einander. Bella war ein wenig verlegen, aber Gaston rettete gleich mit einem harmlosen Scherze die Situation. Karen lachte, ihr verändertes Verhältnis zu Gaston von der Freundin zur Schwester ließ sie dieses Abenteuer jetzt nicht mehr allzuschwer nehmen. Sie gab dem Bruder ein paar tüchtige, aber spaßhaft gemeinte Ohrfeigen und zupfte ihn gründlich an seinen bernsteingelben Locken. Dann aber versöhnte sie die beiden, die sich nun herzlich die Hand schüttelten.

Viel zu diesem friedlichen Ausgang trug der junge, zarte Pfarrerslehrling ohne besondere Merkmale bei, der von aller Welt, jung und alt, nur mit seinem Vornamen „Neander" angeredet wurde. Gaston hatte ihn in einer guten Vorahnung gleich mit an den Bahnhof gebracht, und der liebenswürdige Jüngling war von dem Augenblick an, da Bella ihre kleinen Füße auf den fremden Erdboden drückte, ängstlich um das junge Mädchen bemüht. Dabei waren die beiden, sobald sie zusammen sprachen, äußerst schüchtern, fingen jeden Satz mit „Oh! Oh!" an und verwirrten sich völlig, wenn sie sich dabei ansahen. Es war

dann, als ob ihre Augen sich ineinander verwickelten, und sie wurden vor lauter Anstrengung, sie wieder los zu machen, ganz rot im Gesicht. Nur spielen konnten sie sonderbarerweise ohne die geringste Scham und Schüchternheit miteinander. Im Gegenteil, sie wetteiferte, die Geige fest unter ihr rundes Kinn gedrückt, mehr noch seinen Beifall als den Gastons zu finden und nur halb so schön als Neander zu spielen.

Sie übten jetzt zu vieren alle Tage und Stunden, an denen Neander nicht einen Menschen taufen oder einen anderen beerdigen mußte. In einem kleinen Nebensaal des Kurhauses hatte Gaston den besten Raum für seine Vorbereitungen zur großen Winterkampagne gefunden. Dort exerzierte er alltäglich sich und seine Soldaten ein, unter denen ihm freilich „der kleine Husar" am liebsten war. Nichts schien ihm schöner zu sein, als wenn sie sich so unterhielten, die Instrumente in der Hand, auf denen sie einander die heißesten Liebeserklärungen sagen, die süßesten Liebkosungen tauschen konnten, ohne daß Cello und Geige danach fragten, ob sie Bruder und Schwester wären. Hier fanden sich ihre Seelen, vermischten sich und paarten sich ohne Worte im Spiel, und beide wurden nicht müde, diese geistige Wollust zu genießen, ein übersinnliches Gefühl, das dem gleich ist, das der Priester empfindet, wenn er vom Weihrauch umduftet, von Schellen umläutet, den Kelch an die Lippen bringt, und den Wein, das Blut seines Gottes, in sich hineintrinkt. — Nur einer störte wieder die „völlige

Harmonie" der Viere, die, wie Gaston, lächelnd Leibnitz auf sie beziehend vor jeder Probe von neuem erklärte, beim Quartettspielen unbedingt „prästabiliert" sein müsse. Das war der alte Maßmann.

Dieser kleine dürre Spießbürger mit seiner großen Glatze und seiner goldenen Brille auf der kurzen Wurstnase hatte von vornherein erklärt, er würde seine „liebe, süße, pummelige Kleine" — er wurde auf einmal zärtlicher als selbst Madame la Comtesse Poczerewska — auf keinen Fall allein reisen lassen. Er hielt das Ganze für eine bloße Marotte, da er, der den ganzen Tag über in seinem Geschäft saß, seine Tochter kaum hatte Geige spielen hören. Außerdem haßte er dieses kratzende Katerinstrument, das seine Selige, die jetzt in effigie weich, voll und pummelig, aber mit einem langen nichtssagenden Gesicht aufgemalt über dem Sofa hing, einst in sein stilles Heim gebracht hatte. Herr Maßmann las gerne wohl einmal ein paar hübsche, harmlose Geschichten von Otto Ernst oder Gustav Falke aus der Leihbibliothek vor dem Nickerchen, blätterte wohl auch einmal im „Jörn Uhl" herum oder ließ sich friedlich schmunzelnd von einem Walzer auf dem Phonograph in den traumlosen Schlaf eines kleinen Beamten hineindudeln, aber klassische Musik, Gott behüte ihn, oder „Gud bevares!" wie die gute Frau Aamundsen, die auf Norwegisch mit ihrem Herrgott verkehrte, gesagt haben würde. Nur aus Besorgnis um seine liebe Kleine, die nicht den Hirngespinsten ihrer „verdrehten" Freundin

ausgeliefert sein sollte, hatte er sich Ferien gemacht und war mitgereist. Nun stand er mit seiner dicken Nase und seinen milden, glanzlosen Augen hinter der goldenen Brille als lästige Zugabe auf den Proben herum. Er hatte immer etwas zu nörgeln und zu knurren, wie ein Hund, dem man an seinen Knochen will. Er fand die ganze Idee verschroben und buckelig und überspannt und gar nicht geeignet, Geld zu machen, und darauf allein kam es doch an in der Welt. — Gaston suchte ihn zu Spaziergängen in der schönen Landschaft ringsum zu veranlassen, um ihn so bald und so gut es ging, los zu werden. Aber von der Natur schien dieser bebrillte Kleinbürger noch ungünstigere Ansichten zu haben, als von Gastons musikalischen Volksbeglückungsideen.

Da plötzlich zum Jubel aller viere ward Herr Maßmann nur äußerst selten mehr bei den Proben gesehen. Er schlief jetzt gewöhnlich bis gegen Mittag, er, der sonst alle Morgen punkt neun Uhr seine Wohnung verlassen hatte, und bekam von Tag zu Tag immer mehr Nerven. Abends um zehn Uhr, wenn das Konzert im Kurhaus verklungen war, verließ er mit zitternden Händen und Beinen den kleinen Gasthof, in dem er mit seiner Tochter Wohnung genommen hatte, und kehrte erst in der Morgenfrühe um die Bäckerstunde, grau im Gesicht, müde wie von einer Galeerenarbeit zurück.

Wer ihm abends auf seiner Wanderung gefolgt wäre, der hätte, sofern er nicht von dem sich häufig

umdrehenden Herrn Maßmann bemerkt worden wäre, gesehen, wie dieser brave Bürgersmann höchst aufgeregt ein paarmal wie ein Rabe um das Kurhaus herumstrich, um dann in einer kleinen dunkeln Türe zu verschwinden, die in den Hof eines Anbaus zum Kurhause führte. Eine eiserne Wendeltreppe stieg in diesem Hofe neben dem Gebäude in die Höhe. An dem zweiten Stockwerk machte Herr Maßmann pustend halt und klopfte dreimal an die eiserne Türe, die ins Haus hineinging. Die Türe öffnete sich, ein altes Weib, das ihm aufgemacht hatte, stieß eine zweite Ledertür für ihn auf, und Herr Maßmann stand in dem ersehnten Paradiese. Es war ein ziemlich kahler, viereckiger Saal, in weißem Stuck gehalten, ohne jedes Fenster, mit vielen Stühlen, die um einen langen grünen Tisch herumstanden. Links war eine Nische für die Bar vorbehalten, die nach zwei Uhr nachts hier eröffnet wurde. Ein Blinder hätte an dem feinen Klang der Geldstücke auf dem grünen weichen Tuch und dem heißen Atem der Menschen, die um den Tisch auf die Karten stierten, gemerkt, daß dies eine Spielhölle war. Und der Bankhalter, der Veranstalter dieser verbotenen Freuden, der kaltblütig vor allen gierigen Augen sein Trente et Quarante legte, war kein anderer als der liebenswürdige Graf Poczerewski, dieser edle Pole, dessen feurige, dunkle Blicke noch die Witwenruhe der armen alten Bolette Aamundsen aufgestört hatten, als er mit aristokratischer Nonchalance — polnische Grafen sind immer non-

chalant — gesagt hatte: „Aber ich bitte, meine Gnädige, behalten Sie Platz!" Seine Frau schien nicht in dem Badeort zu sein, wenigstens hatte man die beiden hier noch nicht zusammen gesehen.

In dieser Spielhölle verbrachte der wackere Herr Maßmann die untugendhaftesten, aber seligsten Stunden seines Lebens. Pünktlich wie in seinem sonstigen Dasein trat er allnächtlich um zehn Uhr zwanzig in diesen Saal hinein, um ihn als letzter gegen sechs Uhr in der Frühe zu verlassen. Nur der Geheimrat Liebenberg neben ihm spielte mit ähnlicher Leidenschaftlichkeit. Aber dieser kleine Jude war einer von den großen Herren und heimlichen Kaisern, wie Gaston ihn seinerzeit Karen geschildert hatte, besaß siebenzig Millionen, während der arme alte Maßmann nur ein kleines Vermögen seiner verstorbenen Frau, das für Bella bestimmt war, zu verwalten hatte, und außerdem nur noch kleinere Ersparnisse besaß, die er für seine alten Tage zurückgelegt hatte.

Gaston bemerkte zuerst die Veränderungen, die den Charakter des alten Maßmann in seinen Grundfesten bedrohten. Er hatte eines Nachmittags Neander vom Kirchhof abgeholt, der bei einem Kinderbegräbnis gepredigt hatte. Sie wanderten beide im Sonnenschein zur Probe zum Kurhaus, wo die Damen sie erwarteten, nebeneinander her. Neander trug seine Bratsche unter seinem Talar versteckt, den er sich über den Arm geworfen hatte. Die Bäume in der Allee, durch die sie gingen, waren schon braunrot geworden.

Hin und wieder fiel ein Blatt im goldigen Glanz der Herbstsonne wie an einem seidenen Faden sich kräuselnd von den Wipfeln zur Erde. Die beiden versuchten vergeblich im Takt zu einer Beethovenschen Sonate, die sie pfiffen, zu marschieren.

„Findest du nicht," unterbrach Gaston diese Bemühungen, „daß das Testament meines Vaters, das ich dir gestern zu lesen gab, ziemlich absurd ist?"

„Sicher! Sicherlich!" stotterte Neander in Erregung. „Folgerichtig müßte ja demnach ein unverheirateter Mann, ein Junggeselle mit ungebrochenem Rückgrat die Krone der Schöpfung sein. Schau sie dir an, diese Kronen! Lächerlich, als ob nicht der schöne Trieb, sich ein Nest, ein Heim zu bauen, und sich fortzupflanzen ein unversehrbarer Teil der menschlichen wie der ganzen Natur sei!"

„Bravo, Candidatus theologiae!" fügte Gaston hinzu. „Waren Goethe und Napoleon nicht ebenso Ehemänner, und lagen sie am Ende als Adler mit gebrochenen Flügeln am Boden, während die Gansfrau aufrechten Hauptes gackernd daneben stand, wie mein Vater, übrigens mit starker Anlehnung an Zarathustra, phantasiert hat?"

Als die beiden sich so parteiisch über den Wert der Ehe trösteten, kam ein von ferne schon seltsam anzuschauendes Paar ihnen durch die Allee entgegen gewandert. Eine auffallend gekleidete Dame mit einem bleichen wie gepuderten Gesicht und ein stark gebauter Herr im griechischen Phantasiegewand.

„Das ist ja Diomedes Sterz!" rief Gaston auf ihn zutretend, „und Sie, irre ich mich nicht, sind Tatjana Lewska!"

„Ja! Wir sind ein Paar geworden," erklärte der sächsische Neugrieche, „auf Probezeit wie in Japan, verstehen Sie!"

„Vorläufig auf zwei Jahre," rief die schöne Tatjana dazwischen mit ihrem alten, süßen, schamlosen Lachen.

„Aber was tun Sie hier in diesem Mauseloch?" fragte Gaston sie erstaunt.

„Dasselbe wie Sie!" entgegnete Diomedes mit einem Seitenblick auf Neanders Bratsche, die unter dem Talar hervorguckte, „wir spielen. Kommen Sie doch einmal hin um Mitternacht! Holen Sie mich ab! Ich führe Sie. Liebenberg, Ginsterling, den Hungerling, Quaste, die Hundeschnauze, toute la bande von der Maison Rémy, treffen Sie dort. Es gab heuer eine reine secessio der Geldplebs von Berlin in montem sacrum hierher, als man von diesem heimlichen Spielhimmel erfuhr. Sehen Sie, da kommt auch solch ein Engel, der die Wonnen der Hölle mitkostet!"

Diomedes wies auf eine kleine Gestalt, die wie verstört mit sich selber redend quer über das Feld auf sie zukam.

„Was! Der alte Maßmann, ein Spieler?" rief Gaston. „Das ist unmöglich. Sie scherzen wieder."

Aber Maßmann erkannte Gaston endlich, als er fast vor ihm stand, machte schleunigst kehrt und stolperte

wieder querfeldein, ohne zu merken, daß er seinen Hut dabei verloren hatte.

„Durchaus kein Scherz, mein Lieber!" meinte Diomedes. „Der Kerl schuldet mir noch einen Hundertmarkschein, den ich ihm gestern vorgestreckt habe. Aber vor Ihnen scheint er Angst zu haben wie vor seinem guten Gewissen. Eine drollige alte Schraube! Wir nennen ihn immer die Repetieruhr. Ich will ihm nacheilen. Komm mit, Tatjana!"

Und im Fortgehen rief er noch: „Also Sie holen mich ab! Übrigens, Ihr Herr Stiefvater hält die Bank. Au revoir."

Gaston und Neander waren beide sprachlos über dies Abenteuer. Sie sahen noch, wie Diomedes den alten Maßmann auf dem Felde stellte, während Tatjana Lewska lachend daneben stand. Dann hörten sie den alten friedlichen Maßmann mit einer wilden Stimme, die sie beide nicht an ihm kannten, schreien: „Falschspieler! Allesamt Falschspieler!" und sahen, daß er wie ein großer schwarzer, zerzauster Vogel sich weiter über das Stoppelfeld fortmachte. Ganz gespenstisch war es anzuschauen, wie der kleine, schwarz gekleidete Mann die Arme und Beine schwenkend und hebend wie vier fremde Flügel, über die er keine Macht mehr hatte, so herumsprang, ohne Hut, ohne Brille und immerzu: „Falschspieler! Falschspieler!" krächzte.

Am anderen Mittag nach dieser Begegnung kam Neander in großer Erregung zu Gaston gelaufen.

„Denk' dir, der alte Maßmann ist verschwunden, nicht mehr heimgekehrt seit gestern abend. Bella ist unten. Die Polizei ist benachrichtigt. Es muß etwas geschehen sein!"

Sogleich war Gaston bereit, mit zu suchen. Unten auf der Straße sahen sie den Schutzmann des Ortes mit einem großen Polizeihund sich anschicken die Umgegend und den Kurpark zu inspizieren. Bella schluchzte nur mehr. Auf Gastons Rat ging man nochmals zum Gasthof zurück. Ein paar neugierige Köpfe sahen mit dem wollüstigen Schauder, den die Menschen bei unaufgeklärten Begebenheiten empfinden, den Dreien nach. Noch einmal wurde das Zimmer, in dem Herr Maßmann wohnte, genau durchsucht, ohne daß man eine Spur entdecken konnte. Das einzig Auffallende, das sie unter heimlichem Lächeln Gastons neben seiner Bibliothek, die aus einem zerlesenen Band von Gerstäcker bestand, fanden, war eine Reihe von Heften und Broschüren mit den Titeln: „Wie werde ich ohne Mühe reich", oder: „Wie sprenge ich die Bank?" oder: „Rouge et noir", „Heute rot, morgen tot", oder: „Meine Erfahrungen in Monte Carlo", oder: „Sämtliche Gewinnchancen bei Trente-et-Quarante, vollständig in ein System gebracht von einem reich gewordenen Spieler", oder „Regeln für Glücksspiele" und noch viele andere ähnlich lautende Schriften. Dazwischen lag eine Briefmarkensammlung, aus der, wie Neander bemerkte, die wertvolleren Stücke mit der Schere herausgeschnitten waren. Ratlos gingen

sie wieder hinunter, und um nicht auf die Straße zurückzukehren, traten sie auf den Hof hinter dem Gasthof hinaus. Es war drückend schwül draußen unter den Kastanienbäumen, die einen blauschwarzen Schatten über den Hof warfen. Eine graue, große Katze putzte sich reckelnd die Pfoten und lief erschrocken vor den Dreien einen Baum hinauf. Hinten im hellen Licht lag grün der Gemüsegarten des Hauses. Die hohen Georginen leuchteten gelb und rot bis zu ihnen. Gedankenlos, abgespannt gingen sie, wie vom Lichte angezogen, in den Hausgarten hinunter. Ein paar Bienen schwebten verschlafen an den Blumen auf und ab, dazwischen summten viele dicke Herbstfliegen, die sich mit ihren grünlichen Flügeln immer zäh wie Gummi an die Menschen festklebten. Es war ganz still. Keiner der drei wußte etwas Rechtes zu sagen. Nur Bella schluckte bisweilen schluchzend auf, wie ein Kind, das sich erschrocken hat.

Neben dem Komposthaufen in der Ecke des Gartens hinten stand ein Bedürfnishäuschen aus früherer Zeit, das nun aber längst unbenutzt mit seinen morschen Bretterwänden, in denen der Schwamm saß, verfaulte. Von einer plötzlichen unheilvollen Ahnung erfaßt, ging Gaston schnell darauf zu. Aus dem Abfallhaufen nebenan, in dem Kohlblätter, welke Blumen und abgefallene Früchte moderten, wirbelte ein Schwarm von fetten Schmeißfliegen empor, die hier anscheinend ihr Hauptquartier genommen hatten. Gaston riß an der Tür, sie war innen zugeriegelt,

aber das faulige Holz gab bald nach. Da hockte der alte Maßmann, mit herabgesunkenem Kopf, die eine Hand auf sein Knie gelegt, die andere schlaff zur Seite hängend.

„Aber Herr Maßmann! Uns so zu ängstigen!“ rief Neander, der verwirrt hinzugekommen war.

„Väterchen!“ schluchzte Bella, und wollte trotz eines unangenehmen Gefühls der Beschämung an ihn herantreten.

„Zurück!“ schrie da Gaston, seinen Arm vor sie haltend. Er hatte im Dunkel der Behausung auf dem Holzboden unten eine schwärzliche, dicke, schon zähe Blutlache gesehen, in der mitten drin ein Revolver lag. Die Fliegen schwirrten, aufgescheucht durch diese fremden Menschen, zu Dutzenden aus dem rotschwarzen Brei und setzten sich dem Leichnam auf Haare, Bart, Kragen und Kleider, als hätten sie kund tun wollen, daß ihre Herrschaft über diesen toten Menschen begonnen hätte. Gaston schauderte bei ihrem triumphierenden Surren zusammen. Diesen häßlichen Ort hatte sich der alte Maßmann in der ganzen weiten Welt ausgesucht, seinem verfehlten kleinen Leben ein Ende zu setzen. Schweigend trugen die beiden Männer das ohnmächtig gewordene Mädchen ins Haus auf ihr Bett.

Es war nur ein kleiner Zug Menschen, der der unschönen Leiche zum Grabe folgte. Gaston und Karen gingen hinter dem Sarge her, ihm voran Neander ohne Ornat, der ihm von seinem christlichen

Vorgesetzten bei diesem Selbstmörder verboten worden war. Bella war noch zu schwach mitzugehen. Unter den Leidtragenden sah man Egon Ginsterling, der totenblaß und hager aussah, weil ihn die Sache furchtbar aufregte, und neben ihm Jakob Quaste, der fortwährend über den Unfug des Sterbens schimpfte. Diomedes Sterz war aus Wut über den Verlust der hundert Mark nicht mitgekommen. Ein paar alte Weiber, die aus Neugier wie die Krähen mit jeder Leiche gingen, machten den Beschluß des traurigen Zuges. Neander hielt am Grabe eine so schöne Rede, daß selbst der Himmel über ihnen gerührt davon wurde und eine tüchtige Regenschauer auf die entblößten Häupter hernieder weinte.

Sie waren schließlich noch froh, daß sie sich im Leichenwagen unterducken konnten, so goß es vom Himmel. Von allen Seiten rieselte das Wasser in das offene Grab. Die Totengräber standen fröstelnd unter einer Trauerweide und warteten die Regenschauer, die Himmel und Erde in ein melancholisches Grau verwebte, geduldig ab. Im Poltertrab rasselte der schwarze Wagen mit dem Trauerzug in die Stadt zurück. Sie sahen alle elend, verknittert und traurig aus, als ob sie von einer Hinrichtung kämen.

* * *

Es stellte sich heraus, daß der alte Maßmann nicht nur seine eigenen kleinen Ersparnisse, sondern auch Bellas von der Mutter ererbtes Vermögen bis

auf den letzten roten Heller verspielt hatte. Neander, der ein kleines Vermögen sein eigen nannte, teilte sich mit Gaston in die Sorge um Bellas Lebensunterhalt.

Auf eine besondere Weise wurde Graf Poczerewski in den Selbstmord des braven Spießbürgers verwickelt. Die Polizei entdeckte nämlich an dem Monogramm auf der Waffe, daß der Revolver, mit dem sich der alte Maßmann in den Mund geschossen hatte, das Eigentum des polnischen Grafen war oder doch gewesen war. Es gab eine gerichtliche Untersuchung, derzufolge Graf Poczerewski wegen gewerbsmäßigen Glücksspieles verhaftet wurde.

Gaston war eines Morgens als Zeuge auf das Gericht geladen, um über das Vorleben des Grafen Aussagen zu machen. Wütend darüber, eine Stunde zu spät zur Probe zu kommen und ohne Karen sein zu müssen, stürzte er in das Gerichtsgebäude. In seiner Aufregung rannte er eine knallrot gekleidete jüngere Dame an, die gerade aus dem Vernehmungssaal heraustrat.

„Verzeihen Sie vielmals," entschuldigte er sich, verlegen werdend.

„O Gaston, ich habe dir längst alles verziehen!" erwiderte die Dame mit stark geziertem Ausdruck. Es war Anna, seine Frau. Sie war vor nicht sehr langer Zeit nach Deutschland zurückgekehrt, da sie freilich nicht ewig in dem New Yorker Café Chantant bleiben konnte, und gleich zu ihrer Tante, der Madame Rémy, gezogen.

Gleich am ersten Abend hatte ihr diese den Grafen Poczerewski gezeigt, als den Mann, der ihre Kinder in sein üppiges Heim aufgenommen hatte. Freilich hatte sich Mouche Delon — so war der Künstlername der Gattin Gastons — im Einverständnis mit ihrer Tante wohl gehütet, dem Grafen gegenüber als die Mutter ihrer Kinder aufzutreten: die beiden befürchteten, sie unverhofft wieder zurück zu erhalten und waren froh genug, sie so gut los zu sein und sich mit dem besten Gewissen von der Welt sagen zu können, daß sie glänzend versorgt seien. Wohl aber interessierte sich naturgemäß Mouche Delon für den philantropen Grafen und versäumte keine Gelegenheit in dem leichtlebigen Hause, ihm den Hof zu machen. So waren denn weder sie noch ihre Tante überrascht, als der Graf sie eines Tages fragte, ob sie Lust habe, in einem intimen kleinen Spielerkreise die Bar zu übernehmen. Sie hatte zugesagt — und sie stand sich nicht schlecht dabei: in wenigen Wochen hatte sie schon eine nicht unbeträchtliche Summe erspart.

Ihrer mählich verblühenden Schönheit war noch der alte Maßmann zum Opfer gefallen, der in den letzten Nächten seines Lebens für mehrere Tausend Mark Sekt bei ihr getrunken und verschüttet hatte, in der Hoffnung, diese offene rote Rose an seine dicke Nase und Brust ziehen zu können. Ihre Sprödigkeit gegen ihn hatte seiner Verzweiflung den Rest gegeben.

Ehe sich noch Gaston luftschnappend von diesem unvermuteten Wiedersehen erholt hatte, wurde er von

dem Gerichtsdiener zur Vernehmung in den Saal gerufen. Er verabschiedete sich vor Nervosität grinsend von seiner wiedergefundenen Gemahlin und trat vor den Richter, einen freundlich aus seinen kleinen Augen schauenden alten Herrn, dessen Nase nicht vom bloßen Wassertrinken so rot und violett geworden sein konnte. Gaston machte seine Aussage.

„Ich kenne den Grafen Poczerewski fast gar nicht. Wir sind uns innerlich völlig fremd, wenn nicht unsympathisch. Beweis dafür ist, daß er mich hier nicht aufgesucht, sondern scheu gemieden hat, und daß ich nicht die geringste Lust verspürte, die Bekanntschaft mit ihm fortzusetzen. Die einzigen Beziehungen, die zwischen uns bestehen," fügte er lakonisch unter dem verstohlenen Lächeln des Gerichtsschreibers hinzu, „sind die, daß der Graf mit meiner Mutter verheiratet, also mein Stiefvater ist."

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche!" warf der alte Amtsgerichtsrat ein, „die Gräfin Poczerewska ist Ihre Mutter? Das dürfte wohl ein Irrtum sein, falls Sie der Sohn des verstorbenen Geheimen Medizinalrats v. Dülfert sind."

„Der bin ich allerdings," bestätigte Gaston vor Aufregung zitternd.

„Ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt, wir waren Studienfreunde, in meiner Wohnung hat er sein pessimistisches, fulminantes Testament, auf das er stolz wie ein Truthahn war, aufgesetzt. Die Gräfin Poczerewska Ihre Mutter! Sie sind der Sohn Ihres

Vaters und einer jungen, reizenden Französin, die Ihre Mutter, was sage ich? finde sich einer in diesen komplizierten Familienverhältnissen zurecht! — die die Geheime Rätin v. Dülfert als Gesellschafterin genommen hatte. Ihre wirkliche Mutter ist bei Ihrer Geburt gestorben. Glauben Sie mir, ich weiß gut genug darüber Bescheid, denn ich war es, der Ihrem Herrn Vater half, die Legitimierung eines außerehelichen — also Ihre Legitimierung in Ordnung zu bringen."

Gaston hielt sich an der hölzernen Barre fest. Das alles kam ihm so plötzlich, so unerwartet, daß er keine Worte zur Antwort zu finden wußte, kaum zu einer stummen Verbeugung konnte er sich zusammenraffen. Nie hatte er recht den gänzlich unmotivierten Schrei „Mutter!", der sich damals auf dem Krankenbett angesichts der Gräfin mit Urgewalt aus ihm gerissen hatte, verstehen können.

Ganz schwindlig wie einer, der sich mehrere Male am Turnreck um sich selbst gedreht hat oder auf der russischen Schaukel gefahren ist, trat Gaston aus dem Gerichtsgebäude wieder ans Tageslicht. Draußen auf der Straße trieb eine Windhose einen Haufen dürrer Herbstblätter mit Staub vermengt in einer grauen Spirale auf. Gaston rieb sich die von der Erregung brennenden Augen, in die der trockene Staub geflogen war. Er wunderte sich, daß draußen noch alles so stand und wuchs, wie er es vor einer jahrelangen Viertelstunde gesehen hatte: die halb schon

entlaubte, wie Altgold in der Morgensonne gefärbte Reihe Bäume, die schnurstracks zum Kurhaus führte, die dürren Felder, die nach Kartoffelkraut rochen und die blauen Berge am fernen Horizont, die im Dunst zu schwimmen schienen. Er hatte das Gefühl des maßlosen Erstaunens darüber, daß alles noch so unverändert war und lebte, wie man es hat, wenn man ein Examen bestanden oder eine erschütternde Nachricht gehört hat, und, in die Luft und das Leben herausgetreten, noch alles beim alten sieht.

In diesem Augenblick kam ein leichtes Gefährt von einem Rappen mit weißem Lederzeug und Veilchensträußen an den Schläfen im schnellsten Trabe angefahren, das schon einmal an einem sogenannten Wendepunkte seines Lebens erschienen war. Es trug die Gräfin Poczerewska, die, einen stummen dummen Diener neben sich, es selber lenkte. Sie war als Entlastungszeugin für ihren Gatten herbeigereist und hatte den ganzen ersten Stock im Kurhaus für sich gemietet.

„Oh, Gaston, mein Lieber, wie freue ich mich, dich so gebräunt wiederzusehen!" rief sie noch vom Einspänner herab. „Was sagst du zu diesem désastre? Übrigens deine Kleinen lassen dich grüßen, die lieben goldigen Geschöpfe! Diese brave Frau Aamundsen nimmt sich ihrer an, in meiner Abwesenheit natürlich nur. Sie hat ja auch meine teure Karen großgezogen, damals — —"

Gaston wußte nichts zu erwidern. Das Gefühl des Glücks darüber, daß diese alternde, geschminkte

und fette Frau mit ihren dunkelrot gefärbten Haaren nicht seine Mutter und damit Karen auch nicht seine Schwester war, erfüllte ihn plötzlich bis zum Rande mit Freude, schäumender Freude. Nicht einen Augenblick freilich hatte er an dieses geschwisterliche Verhältnis zu Karen glauben können, in das er plötzlich wie in einen Roman verwickelt worden war. Er mußte zu ihr hinjagen, ihr alles erzählen.

„Aber Gaston, hast du mir nichts zu sagen?" unterbrach sie seine stürmenden Gedanken.

„Jetzt nicht!" rief er und rannte von dannen. „Verzeihung! Ich bin in Pompadour-Stimmung. Après moi le déluge!"

Neuntes Kapitel.

Abgeklopft.

Die große Musiktournee, mit der Gaston von Dülfert Deutschland beglücken wollte, scheiterte; starb, ehe sie noch geboren war. Gaston tobte eine kleine Weile und ließ seinen Unwillen an den beiden aus, die seine Idee im Stiche ließen — an Bella und ihrem blonden Bräutigam. Aber seine Überredungskünste nutzten ihm nichts, wenn er auch den idealen Theologen leicht beeinflussen konnte, so fand er doch einen unerwarteten Widerstand bei der kleinen Bella Maßmann. Es war, als ob der Tod ihres Vaters, dieses erste schreckliche Ereignis, das wie ein Blitz in ihr Puppenleben schlug, das kleine Mädchen über Nacht gereift habe. Der praktische Sinn der Urberlinerin erwachte in ihr, sie übersah plötzlich mit ruhigen, klaren Augen die ganze Lage. Sie liebte Neander und er liebte sie — aber es war eine gesunde, biedere Bürgerliebe, eine Liebe, die ein Nest bauen wollte und weiter nichts. O ja, eine kleine, biedere Romantik, deren ja nie die Liebe entbehrt, war auch hier, aber sie beschränkte sich darauf, ein paar bunte Federn und Papierschnitzel zum Nestbau zu verwenden: Spaziergänge bei Sonnenuntergang, gemein-

sames Musikmachen und schöne Träume für die Zukunft. Das war alles. Und ihr Gefühl sträubte sich energisch dagegen, auf unsicherem Schifflein durch die Welt zu fahren. Bella Maßmann war in ruhigem, stillem Bürgerhause aufgewachsen und das Beispiel ihres Vaters zeigte ihr, daß es nicht gut tat für Leute ihres Schlages, sich hinaus zu wagen in die weite Welt. Das begriff sie wohl. Es mochte gut sein für Dr. v. Dülfert, gut auch für Karen, aber nimmermehr für sie und ihren blonden Bräutigam. Der Einfluß der Freundin, deren Worte bis dahin ein Orakel für sie waren, zerbarst wie eine Seifenblase: sie war nun ihr eigener Herr. Ein recht geringer Herr freilich, auf einer nur kleinen Scholle Erde — aber doch ihr eigener. Sie überlegte ruhig, daß diese Tournee für Neander unter allen Umständen den vollständigen Bruch mit seiner Laufbahn bedeuten würde und daß die Zukunft recht ungewiß sei. Nein, nein! Sein kleines Vermögen mochte für sie beide ausreichen, zumal er nun doch bald eine endgültige Anstellung bekommen würde — das bedeutete ein stilles, sattes, geruhiges Leben. — Und auf der anderen Seite eine Jagd, eine Hetze durchs Leben, ein Hinauf und Hinab — und am letzten Ende gewiß ein Unten — dessen war sie gewiß. So sagte sie: „Nein!“ und blieb bei ihrem „Nein!“

Und dann erklärte sie, daß sie nach Berlin zurückfahren würde. Es sei nicht schicklich, daß sie als alleinstehendes Mädchen an demselben Ort wohne

wie ihr Bräutigam. Gaston lachte, aber die Berlinerin erklärte ihm, daß es ja gar nicht darauf ankäme, wie er die Sachlage betrachte. Nur was „die Welt" sagen würde, sei hier maßgebend. Und „die Welt" — das seien in diesem Falle die Vorgesetzten Neanders, Prediger, Konsistorien, Kirchenräte, Presbyter der Gemeinden und Patronatsherren, bei denen Neander sich um eine Kanzel beworben habe.

„Eine nette Welt!" spottete Gaston.

Die kleine Bella sah ihm gerade ins Gesicht. „Es ist die Welt, Doktor, mit der wir rechnen müssen, mein Bräutigam und ich." Sie legte die Hände ineinander und ihr Atem flog. Und dann sagte sie etwas, das den blonden Neander leicht erröten ließ und Karen erstaunen machte — sie erkannte ihre kleine Freundin nicht wieder.

„Glauben Sie denn nicht, Dr. v. Dülfert, daß ich lieber heute nacht als morgen in seinen Armen liegen möchte? — Aber gerade, weil ich mich danach sehne, und den Tag, da ich ihm gehören darf, glühend herbeiwünsche — gerade darum bleibe ich keusch! Denn ich will für ihn und für mich ein Glück, das die Nacht überdauert; ich will festen Boden unter uns haben — *das* will ich!"

Karen sagte nichts, aber sie streckte der Freundin die Hand hin. Sie fühlte, daß die kleine Maßmann recht hatte in jedem einzelnen dieser ehrlichen Worte, aber sie empfand auch, mehr wie je, daß zwischen ihnen beiden eine Kluft lag, die nichts überbrücken konnte.

Sie schüttelte herzlich Bellas Hand, doch es war ihr, als ob das einen Abschied bedeute fürs Leben.

Auch Bella empfand etwas ähnliches. — Ihre Welt war nicht die dieser Menschen, und es klang, als ob sie der Freundin, von der sie für immer sich trennte, noch irgend ein Liebes erweisen wollte, als sie nun stotternd sagte: „Ich will — ich will — mich nützlich machen. Ich will unsere Wohnung in Berlin auflösen — vielleicht rette ich noch ein paar Möbelstücke vor Vaters Gläubigern. Und dann will ich — wenn ihr es erlaubt — mit Frau Aamund en zusammenziehen. — Ich will ihr mit den Kindern helfen, bis — bis —"

Neander unterbrach sie. „Bis wir uns heiraten können! — Bald — hoffentlich bald."

„Ja! Hoffentlich bald!" wiederholte Bella. „Aber bis dahin will ich mich nützlich machen."

* * *

Gaston ging herum wie ein trotziger Junge, dem man sein Spielzeug weggenommen hat. Er machte lange, einsame Spaziergänge und mied auch Karen, wo er nur konnte. An dem Morgen, als ihm der alte Amtsgerichtsrat die Aufklärung über seine Geburt gegeben hatte, war er spornstreichs zu Karen gelaufen, hatte ihr überschäumenden Herzens erzählt, daß sie nicht seine Schwester wäre. Er liebte sie und sie liebte ihn — das wußte er gut, und er hatte wohl unbestimmt erwartet, daß sie beide sich nun heiß in die Arme

sinken würden. Und hatte ganz vergessen, daß ja zwischen ihnen noch nie ein Wort der Liebe gewechselt worden war! Jetzt nicht — in Berlin nicht — und auch damals nicht in Italien. Und keines von ihnen tat den ersten kleinen Schritt. Sie wartete auf seine Worte, er auf die ihren. Und keines sprach.

So kam es, daß die Nachricht, die so plötzlich das unüberwindbar scheinende Hindernis, das zwischen ihnen stand, aus dem Wege räumte, sie einander nicht näher brachte, im Gegenteil sie voneinander entfernte. Sie hatten sich Zwang angetan, einander mit geschwisterlichen Blicken zu betrachten, hatten für die Gefühle, die sie zueinander hegten, ein Ventil gesucht und gefunden in leichten brüderlichen und schwesterlichen Zärtlichkeiten. Und so waren sie einander nahe gekommen, sehr nahe sogar, in dem sicheren Gefühle, daß zwischen ihnen ein nacktes, trennendes Schwert liege. Nun aber war dieses Schwert weggenommen.

Sie fühlten wohl, daß sie zueinander kommen mußten — aber auf einem anderen Wege. Und sie fanden diesen Weg nicht. Sie tappten im Dunkeln, liefen aneinander vorbei.

Einmal, als sie spazieren gingen, sagte Karen: „Du bist ja noch verheiratet."

Sie log; sie fühlte gut, daß diese Ehe auch nicht für einen Augenblick ein Ding war, das sie trennte, das sie abhalten konnte, einander in die Arme zu sinken. Und sie fühlte, daß auch Gaston so empfand, und daß er wohl wußte, daß sie log. Und doch sagte

sie es. Es war, als suchte sie nach Hindernissen für ihre Liebe — nun, da es keines mehr gab.

Und er seufzte und schwieg, schien einzugehen auf ihre Lüge. So gab er ihr die Beleidigung zurück.

* * *

Er lief durch die herbstlichen Alleen; er fühlte, wie der frische Wind ihm die alte Kraft zurückgab. Nun wurde er gesund und fand zu sich selbst zurück.

Und er sah seine Vergangenheit an sich vorübergleiten wie einen Roll-Film im Kinema. Aber er sah die Bilder wie ein Fremder, las die Geschichte seines Lebens wie das Buch irgendeines Dichters, der ihm völlig fern stand.

Da war die erste Kindheit und das Elternhaus. Jener Mann, der sich nie um ihn kümmerte, der ihn aufwachsen ließ, wie ein wildes Unkraut — das war sein Vater. Und die schöne große Frau war seine Mutter. — Ja, das war sie, dem Kinde galt sie als Mutter, aber der Knabe hatte keine Beziehungen in dem Hause, zu ihr nicht, noch zu ihm. Nur den großen gelben Bernhardinerhund liebte er, mit dem er im Garten spielte.

An die andere Frau, seine wirkliche Mutter, hatte er natürlich gar keine Erinnerung. Freilich war er noch einmal zu dem Amtsgerichtsrat, dem alten Freunde seines Vaters hingegangen, um sich eingehend das noch einmal wiederholen zu lassen, was ihm jener

in groben Zügen schon bei seiner Zeugenvernehmung gesagt hatte. Eines verstand er noch immer nicht: wenn sein Vater diese Frau — seine wirkliche Mutter — so heiß geliebt hatte, wie war er dann zu dem unglaublichen Testamente gekommen? Wie kam er zu seiner kalten, fast ebenso feindseligen Stimmung gegen ihn, seinen Sohn, wenn er doch ein Kind heißer Liebe war? Doch auch darüber hatte ihn der alte Rat aufgeklärt: man hatte einige Monate nach dem Tode der Gesellschafterin ihre Briefe gefunden — ihre intime Korrespondenz mit einem Dritten. Und der alte zynische Amtsgerichtsrat schmunzelte, als er sagte: „Ja, wissen Sie, mein lieber, junger Freund: La recherche de la paternité est interdite!"

Gaston lachte bitter auf. Wie Handschuhe wechselte er ja seine Väter und Mütter! So war er vielleicht nicht des alten Herrn v. Dülfert Sohn? Vielleicht — wer konnte das wissen? Sein Vater jedenfalls war Zeit seines Lebens nie über diesen Zweifel hinausgekommen und dieser Umstand war es gewesen, der ihn zu dem so eifrigen Studium des Burgunders trieb, bei dem ihn der Amtsgerichtsrat so manches liebe Mal überhört hatte.

Als er kaum sechs Jahre alt war, brachte man ihn fort. In Pension, zu einem alten Professor. Und es begann, durch zwölf endlose Jahre hindurch, die schreckliche Schulzeit. Dreimal war er weggelaufen — aber was nutzte es? Man brachte ihn in eine andere Stadt und in eine andere Schule. Er war

allein unter Fremden, und wenn er zu Hause war in den Ferien, war er erst recht einsam. So wuchs er auf.

Die Universität kam und die Freiheit. Er genoß sie in vollen Zügen und trank seine Jugend, bis der Trank ihm schal wurde. Gewohnt, vom Vater jede Summe zu empfangen, ward er von heute zu morgen ein Bettler, als dieser starb. Nichts war da, nichts. Nur Schulden — eigene und die des Vaters.

Da sprang er ins Leben. Und ward zum Manne in einer Nacht. Er dachte nicht daran, sich nach irgendeiner Stelle umzusehen, fest überzeugt, daß er doch nie auch die kleinste nur zur Zufriedenheit von Vorgesetzten ausfüllen würde. Nie würde er sich hinaufarbeiten können: wollte er oben stehen, so mußte er gleich oben anfangen. Das fühlte er gut.

Nichts nannte er sein eigen, als zwei große klare Augen, die sehen konnten. Aber das mußte genügen.

Er fuhr zum Rennen. Er kannte manchen beim Turf und verstand es bald, die Odds zu legen, die gut waren, und die Tips wegzuwerfen, die nur Phrasen bedeuteten. Er wettete und er gewann.

Er spielte an der Börse. Er machte Reisen für Stangen und für Baedecker; er war repräsentativ genug und hatte ein starkes Gefühl für Organisation.

Aber die Zwischengewinne, das war seine Force, das waren die eigentlichen Hauptgewinne! Er lachte, wenn er an die köstliche Terrainspekulation in der Schulzenstraße des Berliner Ostens dachte. Sie hatte ihm bei der Gründung zu einer Aktiengesellschaft

eine runde halbe Million solchen Zwischengewinns eingebracht. Freilich hatte die Zulassungsstelle der Börse auch zuerst ein etwas abweisendes Gesicht gemacht, aber er verstand sich wohl darauf, die Leutchen herumzubekommen. Da wurde eben der Prospekt ein wenig anders frisiert. Die Hauptsache blieb immer, den richtigen Instinkt für die Grenzlinie zu bewahren. Daran scheiterten so manche genialen Köpfe. Wie war es doch dem braven Daniel August Stöcklin ergangen, mit dem er damals in Baku zusammengetroffen war? Ein Mensch, voll von grandiosen Ideen, dem nur das Gefühl dafür fehlte, wie weit die bürgerliche Ordnung sich biegen lasse, ohne dem Bogenspanner mit hartem Schlage ins eigene Gesicht zurückzuschnellen. Nun mochte der im Zuchthaus über die glänzende Zeit nachdenken, während der er als Herr „von Eklin" bei der Sächsischen Maschinenfabrik Hartmann in Chemnitz den kleinen Herrgott spielte!

Und Gaston fühlte gut, daß er aus edlerem Holze geschnitzt war. Er schuf Werte, wo er hintrat, griff das Geld aus der Luft und blieb doch ein anständiger Mensch.

Aber nicht das Geld reizte ihn — nur das Leben. Er gewann Vermögen und warf sie wieder zum Fenster hinaus. Er ritt in allen Sätteln und alle Türen öffneten sich ihm weit. Und er fühlte wohl, daß er ein Herr war.

Dann aber war etwas da, das ihn immer wieder hinauswarf aus allem. Eine Sehnsucht, eine große,

unbezähmbare Gier nach Unmöglichkeiten, ein ewiges glühendes Träumen nach allen Sternen.

Einmal glaubte er, daß er ein Dichter sei. Da schrieb er. Aber er zerriß alles wieder, gleich nachdem es auf dem Papiere stand. Er kämpfte lange genug, aber es gelang ihm nie, das zu sagen, was er fühlte und dachte. Die Form erschlug ihn, die Form.

„Ich bin doch ein Dichter," dachte er, „ein Dichter des Lebens."

Ja, das mochte er wohl sein. Aber er erkannte gut, daß es das Gefährlichste war, das es geben konnte für einen Menschen: so ein Dampfkessel ohne Ventil. Der Dichter griff zur Feder, der Maler zum Pinsel und der Tondichter schlug seinen Flügel auf — da tobte die wilde Phantasie. Er aber war ein Künstler, der nicht dichten konnte, nicht malen und nicht komponieren: keinen Ausfluß gab es für die glühende Lava seiner Seele.

Wohl griff er manchmal zum Cello, aber auch da konnte er nicht das in Tönen sagen, was seine Brust schwellte. Nur einen fremden Sang durfte er singen, einen herrlichen, wunderbar schönen — — aber doch einen fremden. Und so kam es, daß oft genug sein Spiel ihn nicht beruhigte — nein, ihn noch tiefer, noch wilder hineinjagte in alle Strudel des Lebens.

Da ließ er sein Schifflein treiben. Das war die Zeit, als sein Hirn immer neue, immer abenteuerlichere Pläne entwarf; wo nur der Gewinn ihn reizen

mochte, der irgendeinen tollen, seltsamen Beigeschmack hatte. Er war für Pierpont Morgan herumgereist und hatte manches prächtige Kunstwerk aufgekauft und — was mehr war — herausgeschmuggelt aus Italien, trotz der scharfen Kontrolle. Er hatte Wildpferde gefangen für Hagenbeck im Hochplateau von Iran und hatte mit Leo Taxil, seinem guten Freunde, die Lady Diana Vaughan und ihren braven Teufel Bitru entdeckt. Er hatte South African Diamant-Shares gefixt und dem Marineministerium der Vereinigten Staaten eine neue Type von Unterseebooten verkauft. Er hatte — —

Aber alles, alles schien ihm nur ein Vorspiel. Was er auch anfing, interessierte ihn nur einen Augenblick und ließ ihn völlig gleichgültig nach kurzer Frist. Aus einem gewissen Eigensinne hinaus führte er einmal Angefangenes wohl zu Ende, nahm aber dann nie einen anderen Auftrag gleicher Art wieder an und lebte immer in einem großen Gefühle der Erwartung: Eines mußte noch kommen.

Was denn nur? Ja — was? — Das große Spiel des Lebens —

Er sann nach über all seine Streiche und Abenteuer und ließ sie der Reihe nach an sich vorbeiziehen. Merkwürdig — da war nicht einer, der ihn gereute, nicht einer, den er vermissen mochte in seinem Leben. — Oder doch vielleicht — — seine Heirat?

Ganz gewiß, das war sein dümmster Streich! Er hatte Mouche Delon in einer Londoner Music-Hall

kennen gelernt, und es war nicht zu leugnen, daß sie entzückend wirkte auf der Bühne. Er saß mit dreien in seiner Loge, flotten, reichen Jungen der Gentry. Sie kamen vom Klub, hatten Whisky getrunken und scherzten und lachten und sahen bewundernd und lüstern genug hinauf zu der schönen Diva.

„Ich werde sie haben!" rief Johnnie Davis.

Da lachte Cecil Graham: „Zehn zu eins! Ich bekomme sie!"

„Du? — Zwanzig zu eins, daß sie mein wird!" rief Lionel.

Und Gaston von Dülfert warf seinen Trumpf: „Hundert zu eins für mich!" So war ihr Spiel. Aber es wurde Ernst daraus, da sie wetteten. Sir Lionel Gronow zog sein Notizbuch heraus und trug die Odds ein. Und er legte zehntausend Pfund Sterling auf seine Karte. Sie gaben sich drei Wochen Zeit.

Nach der Vorstellung gingen sie zusammen in ihre Garderobe. Aber Mouche Delon war klug genug; sie kannte die jungen Herren von London und wußte gut, daß sie nichts mehr reizte, als da Strenge zu finden, wo man sie so gar nicht erwartete. Sie war kühl und sehr abweisend — bah, die Blumen schenkte sie der Friseurin.

Das Rennen begann, und sie nahmen es ernst wie gute Sportsleute. Sie begannen mit Rosen, waren bald bei Brillanten und endeten mit hübschen Autos. — — Aber die Diva schickte dieses zurück wie das

andere. Sie weinte jedesmal, wenn sie es tat, aber sie fühlte mit sicherem Instinkt, wie ihr Wert bei jeder Abweisung steigen würde. Und er stieg, mit jeder Woche, mit jedem Tage, jeder einzelnen Stunde. An einem Sonntage machte ihr Lord Graham einen Heiratsantrag. Sie schlug Purzelbaum vor Freude, als sie den Brief empfing, aber sie nahm doch nicht gleich an. Sie war so in der Gewohnheit des Abweisens, daß sie ihm kühl genug antwortete, sie bäte um drei Tage Bedenkzeit. Am nächsten Tage bekam sie gleich zwei Anträge auf einmal — — und sie gab Gronow und Davis dieselbe Antwort.

„Nun muß nur noch der Vierte kommen!" lachte sie laut. Und er kam auch, kam selber — Dr. Gaston v. Dülfert. Sie wollte auch ihn abweisen, wie die anderen, wollte freie Zeit haben, zum wählen. Sie zeigte ihm die Briefe der anderen und bat ihn, zu warten wie sie. Aber er ließ ihr keine Ruhe. Er wollte der erste sein am Ziele und sein Rennen gewinnen; so ließ er die ganze Macht seiner Persönlichkeit wirken, gab ihr kaum Zeit zu überlegen. Nur schwach, fast schon überrannt, betrachtete sie die Chancen. Reich — je nun, reich waren sie gewiß alle vier. Freilich, sie hätte sich erkundigen sollen —

Der da vor ihr hatte einen kleinen Schönheitsfehler, gewiß. Aber es war ein Deutscher. Wenn sie einen der anderen nahm, mußte sie sicher in England bleiben, diesem gräßlichen Lande, das sie haßte. So aber kam sie zurück nach Deutschland — —

„Frau Dr. v. Dülfert," dachte sie, „das klingt ganz nett!"

So sagte sie: ja.

Seine drei Freunde waren Trauzeugen. Als sie fortgingen vom Hochzeitslunch sagte Davis: „Kinder, ich habe mir ehrlich Mühe gegeben, meine Wette zu gewinnen, ich habe gekämpft wie ein Gentleman. Aber — Gott strafe mich — ich bin heidenfroh, daß ich sie verloren habe!"

Die anderen lachten; sie waren nicht weniger froh.

Nur Gaston lachte gar nicht. Und es gelang ihm nur sehr schwer, den Bekannten gegenüber die Maske des glücklich Liebenden zu tragen.

Aber auch die kleine Mouche — nun Frau Anna v. Dülfert — war bitter enttäuscht. Sie glaubte diesen Mann um den Finger wickeln zu können, sie glaubte an seine große Leidenschaft und war enttäuscht genug, als ihr Gaston ruhig die Ursache der vier Anträge erzählte. „Im übrigen," schloß er seine Rede, „ist es nun wohl das beste, die Suppe auszulöffeln, die man sich eingebrockt hat."

Und wirklich hatte sich Gaston eine gute Zeitlang eifrig bemüht, ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zwischen sich und seiner nunmehrigen Gattin herzustellen. Er hatte redlich versucht, sie zu sich emporzuheben, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihre recht mangelhafte Bildung ein wenig auszufüllen. Er reiste mit ihr in Europa und in Amerika, hoffte aus dem weichen Wachse, das er in jeder Frau sah, all-

mählich eine ganz hübsche Figur herauszukneten. Aber er täuschte sich sehr: über die äußeren Formen hinaus hatten seine pädagogischen Versuche herzlich wenig Erfolg.

So ließ er sie ihren Weg gehen und ging seinen eigenen. Wären die Kinder nicht gewesen, er würde ihr einfach adieu gesagt haben, ohne sich weiter um sie zu kümmern. So aber machte er immer wieder einen fruchtlosen Versuch über den anderen. Dann, als er einsah, daß jedes Zusammenleben mit dieser Frau eine Lüge sei, als er sah, wie sie fast vor seinen Augen mit jedem beliebigen Artisten intim wurde, packte er doch seine Koffer. Er gab ihr alles, was er in dem Augenblicke hatte, ließ ihr auch die Kinder, für die sie eine große Liebe zu haben vorgab, während er damals wenig genug für sie fühlte.

So zog er ab, wieder einmal ein Bettler. Aber nicht für lange Zeit: Bilderkäufe, die er zwischen dem Belgierkönig und Pierpont Morgan, Spitzenverkäufe, die er zwischen der Herzogin Amelie von Orleans und den Londoner Rothschilds vermittelte, Petroleumbohrungen, die er gemeinsam mit Liebenberg in Galizien entrierte, machten ihn bald wieder zum reichen Manne.

Dann kam das letzte Jahr, kam seine Bekanntschaft mit Adam Wisconsin, sein Flug und sein Fall. Kam die halbvergessene Karen, kam die wiedergefundene Mutter und der neue Stiefvater. Kamen seine Kinder zurück, trat Karen plötzlich als seine

Schwester vor ihn und endlich, um den tollen Wirbel voll zu machen, verlor er wieder die Mutter — als Mutter — und Karen — als Schwester!

Er lachte, das war ein bißchen viel auf einmal. Da hatten fremde Gewalten plump in sein Leben gegriffen, hatten grobe Mächte mit ungeschickter Schöpferlaune sein Schicksal gequirlt und gewirbelt, daß es aussah wie ein halbgarer Apfelstrudelteig. Und bei alledem hatte er sich selbst verloren, hatte sich hin und her zerren lassen von widerstreitenden Gefühlen, war sentimental, fast bürgerlich-banausisch geworden. Ah, es war hohe Zeit, daß er sich zurückfand zu sich selbst.

Er lief durch die einsamen Alleen, der frohe Herbstwind jagte das braune Kastanienlaub vor sich her. Er dehnte seine mächtige Brust und fühlte es wohl, daß er nun gesund war.

Er ging in ein Gartenrestaurant, daß da draußen lag, und ließ sich Tee geben. Die weite Terrasse lag menschenleer in der Nachmittagssonne, nur an dem Tische neben ihm saßen zwei junge Mädchen, letzte Sommergäste. Sie tranken Tee wie er, aber er sah, daß sie eben erst von der Arbeit kamen: Malkasten, Feldstühle, aufgespannte Keilrahmen, kleine Staffeleien standen um sie herum. Er warf einen Blick auf die farbenfrohen, halbfertigen Studien und erkannte die Art gleich. „Münchener Malerinnen" murmelte er.

Die beiden blonden Mädchen wendeten kein Auge nach ihm. Sie rechneten eifrig und er entnahm aus

den paar Worten, die er verstand, daß sie ausrechneten, wie lange sie wohl mit ihrem Gelde noch reichen würden und wieviel Tage sie also noch hierbleiben könnten. Die eine hatte aus zwei Börsen das Geld auf den Tisch geleert und zählte es, die andere addierte die noch notwendigen Ausgaben. Er hörte sie rasch und sorglos sagen: „Drei mal sieben ist einundzwanzig — höchstens zweiundzwanzig — es wird reichen, Lilly, es wird reichen!"

Die Malmädchen riefen den Kellner, zahlten, packten ihre Siebensachen zusammen und schritten lachend von dannen. Gaston sah ihnen nach.

„Ah, das ist das Leben!" flüsterte er. „Das ist das frische, frohe Leben. Das Leben, das sich stolz hinaushebt über alle Gesetze und Regeln und seinen eigenen Weg geht. Das einen Salto schlägt über dumme Steine, die ihm im Wege liegen, das auf Bäume klettert und mit Wonne unreife Äpfel ißt. Das mit den Beinen schlenkert und fröhlich lacht über alle Leute, die mit der Regel de tri Bescheid wissen!"

Die Sonne ging unter, ihre letzten Strahlen küßten die kräftigen Farben des herbstlichen Gartens. Freche Spatzen sprangen auf dem verlassenen Tische und pickten die Brotkrumen auf. Sie zankten sich und piepten laut in froher Lebenslaune.

Er sagte: „Drei mal sieben ist einundzwanzig — höchstens zweiundzwanzig!" — Hat je ein Weiser die Lebenslust auf eine bessere Formel gebracht als dieses blonde Mädchen? Hat je einer der instinktiven

Verachtung aller bürgerlichen Werte einen prachtvolleren Ausdruck gegeben? — Einundzwanzig — höchstens zweiundzwanzig! — Alle guten Götter mögen dich geleiten, du junges Ding — du bist in Wahrheit meine Schwester!"

An diesem Abende fühlte er eine ungeheure Lust zur Tat, einen starken, mächtigen Willen, irgend etwas zu schaffen. Er lief herum in seinem Hotelzimmer, suchte und suchte, ließ hundert abenteuerliche Pläne in seinem Hirne aufsteigen. Schließlich machte er es, wie die beiden Münchener Malmädchen: er setzte sich hin und rechnete, überschlug, wieviel Geld er zurzeit sein eigen nannte. Und es war ihm fast ein angenehmes Gefühl, endlich festzustellen, daß er wieder einmal nahezu fertig war: kaum ein paar Tausendmarkscheine waren noch da und seine Schulden mochten das Fünffache betragen.

„Also gut!" murmelte er, „so muß ich zuerst Geld schaffen!" Das befriedigte ihn. Nun war die Hälfte der Arbeit getan — er wußte, was er tun sollte. Und das „Wie" wollte er auch schon finden.

Das Gong schlug; er ging hinunter zum Abendessen. Karen war nicht an der Tafel; der Kellner sagte ihm auf seine Frage, daß die Gnädige das Essen auf ihr Zimmer bestellt habe. So aß er allein.

Dann ging er ins Lesezimmer, nahm ein gutes Dutzend Zeitungen und zog sich in einen Klubsessel zurück. Er rauchte stark, eine Zigarette um die andere,

dazu trank er Whisky und Soda. Und er las, las stundenlang — überall den Handelsteil.

Plötzlich sprang er auf. „Das ist es!" rief er. Er ging an den Schreibtisch und schrieb, überlegte dazwischen lange und schrieb wieder. Er schloß das Kuvert und adressierte: „Herrn Geh. Kommerzienrat Liebenberg. Durch Eilboten."

Er sah auf die Uhr: halb zwei. „Es wird gehen!" rief er, „In zwanzig Minuten bin ich am Bahnhofe." Er nahm seinen Hut und lief durch die Nacht.

Der Berliner Zug lief eben in die Halle, als er ankam. Er warf seinen Brief selbst in den Postwagen.

Lachend, singend ging er zurück und schlug mit seinem Stocke die Distelköpfe am Wegrande herunter. Dann kam er ins Hotel, spielte noch eine Weile mit den frechen Dackeln des Wirtes, die ihn anklafften, und ging auf sein Zimmer. Er zog sich aus, ging im Pyjama über den Flur ins Badezimmer und nahm ein kaltes Dusche-Bad.

Dann ging er zu Bett.

Und er schlief ein, froh und leicht, und beinahe glücklich.

* * *

Die Sonne stand hoch genug am Himmel, als er aufwachte. Jemand klopfte und er brüllte: „Herein!" Der Postbote kam an sein Bett und überreichte ihm eine Depesche.

Er riß sie auf und las: „Einverstanden. Halbpart. Liebenberg.“ Er sprang aus dem Bett und suchte in den Hosentaschen. Er nahm ein Zehnmarkstück heraus und gab es dem Boten.

„Da, mein Junge! Zur Belohnung! Nicht für dich — sondern für mich!“

Also Liebenberg war einverstanden! Sein Gedanke war also gut gewesen, da dieser alte Fuchs so freudig anbiß! Dann war es in der Tat ein Millionengeschäft, das er gestern abend aus den Fingern gesogen hatte — so zwischen einer Zigarette und einem Glase Whisky! — Er stand vor dem Spiegel und machte seinem Bilde eine höfliche Verbeugung. „Hochachtung! Allerhand Hochachtung!“ lachte er.

Er zog sich an; dann ging er zu Karens Zimmer, sie zum Frühstücke abzuholen. Er klopfte an und öffnete auf ihren Zuruf.

Er fand sie mitten in dem Raume stehen, im Hute und Jackett, vollkommen reisefertig. Die Koffer und Taschen standen um sie herum.

Er seufzte. „Du willst abreisen?“ fragte er.

Sie nickte. Hart und kurz klang ihr: „Ja! — Ich wäre schon vor zwei Stunden abgefahren,“ fuhr sie fort, „wenn du nicht so spät aufgestanden wärest. Nun stehe ich da und warte auf dich!“

Er setzte sich auf einen Stuhl. „Der Teufel soll mich holen —“ begann er. Aber er unterbrach sich. „Nein, Karen, ich will mich heute nicht ärgern. Ich bin in einer wunderbaren Stimmung und will sie mit

dir teilen und nicht deine schlechte Laune mittragen! — Ich sage dir, Karen, das Leben ist eine Komödie und eine lustige dazu. Ich habe einen hübschen kleinen Auftritt gefunden und deshalb freue ich mich."

Sie sagte: „Ich verstehe dich nicht."

Er lachte: „Glaube ich dir! — Also höre: gestern fiel mir ein guter neuer Job ein und ich teilte ihn, in der Nacht noch, dem Liebenberger mit! — Da, lies seine Antwort!"

Er reichte ihr das Telegramm, sie warf einen Blick darauf und gab es achtlos zurück.

„Was soll das?" fragte sie kühl.

Gaston sprang auf. „Was das soll? — Dreimal sieben ist einundzwanzig — — höchstens zweiundzwanzig — — das soll es!! Es bedeutet, daß ich wieder ich selber bin. Daß ich wieder auf meinem Boden stehe und wieder Lust habe zu neuen Lebensfahrten. Daß ich gesund bin, daß ich wieder frei atme und heraus bin aus dem Dunstkreise dieses letzten Jahres. Daß ich innerlich frei bin von der ganzen Gesellschaft und wieder erkenne, daß ein einziger fauler Witz, ein einziges Klingeln mit der Schellenkappe des guten Herrn Jakob Quaste unendlich mehr wert ist, als all eure bürgerliche Wohlanständigkeit! Daß ich genug habe von allen Bella Maßmanns und Neanders, allen Aamundsens und Poczerewskis! Daß — —"

Sie unterbrach ihn. „Verzeihe — so sehr bürgerlich scheint mir Graf Poczerewski und — — meine

Mutter gerade nicht zu sein." Sie sagte: meine Mutter, und betonte es scharf.

Er lachte. „Du hast recht, Karen! Bürgerlich sind sie wohl nicht! Aber das gute Wort würden sie doch nie begreifen lernen: Dreimal sieben ist einundzwanzig, höchstens zweiundzwanzig!" Und er erzählte ihr das kleine Erlebnis des gestrigen Nachmittags. „O Karen," schloß er, „das Wort war der goldene Schlußpunkt all meiner Meditation. Es war ein Vers, den mir das lachende Glück in meines Schicksals Stammbuch schrieb!"

Sie sah ihn groß an. Ja, das war der Gaston von früher, der da vor ihr stand. Dieser große, lachende, verträumte Junge, den sie lieb hatte. Dieser prächtige ehrliche Mensch, der dennoch ein wenig Blageur, ein wenig Aufschneider und Kennomist war. Dem nicht die Tat selbst die Hauptsache war, sondern nur der Gedanke, sich sagen zu können: „Seht doch, was ich für ein Hauptkerl bin!" Dem die Geste über alles ging, und der, um einer schönen Pose willen, die edelste Tat begehen konnte — aber auch recht zweifelhafte Streiche.

Sie fühlte gut, daß sie ihn so liebte — — so wie er da war. Und sie fühlte auch, daß dieser Mann eine Hand brauchte, die ihn lenken konnte, und daß sie selbst diese kleine Hand besaß. Und dennoch regte sich in ihr der alte Widerspruch. Seine Sicherheit, sein starkbewußtes Selbstvertrauen verletzten sie tief, sie begriff, daß dieser Mann nichts in der Welt

voll und ernst nahm. Aber ihre Eigenliebe verlangte sehr danach, ernst genommen zu werden. Das aber würde er nie tun, nie, nicht einmal für Augenblicke. Er würde immer nur ein Spielzeug in ihr sehen.

Die Tränen drangen ihr in die Augen, aber sie biß sich in die Lippen und bezwang sich mit ungeheurer Anstrengung. Ihre Hände zitterten, aber die Worte fielen kalt und hart: „Ich sehe, Gaston, du bist nun wieder gesund. Ganz gesund. Du brauchst mich nicht mehr. Da will ich gehen."

Er griff ihre Hände: „Karen," bat er, „Karen —"

Seine Stimme klang weich, wie eines Knaben Stimme. Sie hörte ihren Namen und jeder Stolz schmolz in ihrer Brust. Sie hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küssen. Sie fühlte, daß sie es tun mußte, daß sie seinem Leben notwendig war. Ja — das war es! Wenn er es ihr nur sagen wollte, nur ein einziges kleines Mal. Nur diese eine, kleinste Konzession sollte er ihrem Stolze machen.

Und sie fragte leise: „Brauchst du mich?" Es sollte weich klingen, lieb und gut. Aber es kam hart heraus wie das andere, klang wie ein letzter Aufschrei beleidigter Eigenliebe.

Er merkte es wohl. Er fühlte, daß er sie brauchte, gerade sie und sonst keinen, fühlte, daß er „ja" sagen mußte um jeden Preis. Aber er merkte auch, daß sie dieses „ja" hören wollte, daß sie es erwartete und ihn dazu zwingen wollte.

So sagte er trotzig: „Brauchen? — Nein! — Ich brauche niemanden."

Wie ein Peitschenschlag war es. Sie fühlte, wie das Blut ihr in die Schläfen schoß, wie sie rot wurde vor Zorn und Scham bis in die Haarwurzeln. Sie sagte nichts; schweigend standen sie einander gegenüber, ohne sich anzusehen.

Jedes wartete. Minutenlang.

Dann klopfte es. Der Hausknecht kam herein, ihre Koffer zu holen. Der Wagen warte — ob das Fräulein bereit sei? Sie nickte.

Gaston sagte: „Soll ich dich zur Bahn begleiten?"

„Danke." Tonlos, kurz, abgerissen.

Sie schritt aus dem Zimmer. „Adieu, Gaston" murmelte sie.

Und er sagte: „Adieu."

Das war ihr Abschied.

* * *

Gaston von Dülfert pfiff die Tonkinoise, als er aus Karens Zimmer trat. Aber er brach in der Mitte ab, seine Lippen verzogen sich zu einem häßlichen, bitteren Lachen. Er ließ sich seine Rechnung geben und schellte den Zimmerkellnern. Er befahl ihnen, seine Koffer zu packen und stand untätig im Fenster und sah ihnen zu.

Er wollte mit dem Vieruhrzuge fahren. Was sollte er nur anfangen in der Zwischenzeit?

Die Gräfin war nach zweitägigem Aufenthalte wieder abgereist, mit ihrem Gatten, der gegen Kaution aus der Haft entlassen war. Kurze Zeit nach ihnen waren auch Stertz und Tatjana, sowie Ginsterling zurückgekehrt; der Geheime Rat Liebenberg war überhaupt nur für Tage in dem kleinen Bade gewesen. — Sollte er Neander aufsuchen, ihm Lebewohl zu sagen? Er schüttelte den Kopf; er fühlte, daß er dem guten Jungen gegenüber heute ausfallend und beleidigend sein würde.

Er frühstückte ein wenig, ordnete an, daß man zur Zeit seinen Koffer auf den Bahnhof bringen und ein Billet nach Berlin für ihn lösen sollte. Dann nahm er seinen Hut und machte noch einen letzten Spaziergang.

Er ging weit hinaus aus dem kleinen Städtchen, seinen geliebten einsamen Weg durch den Park. Auf Umwegen kam er endlich wieder an dieselbe stille Gastwirtschaft, in der er gestern gewesen. Er trat nicht ein, ging im Bogen um das Gebäude und den Garten herum und schlenderte durch die herbstlichen, gelbstrahlenden Lupinenfelder.

Da sah er zwei Staffeleien stehen, dicht nebeneinander und dabei zwei große weiße Malschirme.

„Einundzwanzig — höchstens zweiundzwanzig!" dachte er. „Da sitzen ja meine Malmädchen."

Sie saßen hinter ihren Schirmen, kehrten ihm den Rücken zu und sahen ihn nicht. Langsam und leise genug kam er näher.

Er hörte ihr lautes Lachen; dann hob sich die Stimme der einen.

Sie sang:

„Wenn der Auerhahn balzt,
Wenn das Rotkröpf'l schnalzt,
Wenn der Kohlbrennerbua schreit,
Ist die allerschönst' Zeit."

Und schnell fiel die andere ein:

Blau is da Himmi,
Woaß is da Schnee,
Und daß di Liab brennrot is,
Sell woaß ma eh!"

Gaston war nahe genug herangekommen; kaum einen Schritt stand er hinter den Malschirmen. Er hörte ihr munteres Lachen und Plaudern.

„Immer noch so brennrot, Lili?"

„Immer noch!"

„Immer noch der Sepp?"

„Na, das weißt doch! — Immer noch!"

Und sie lachten und sangen das schöne Lied von dem „Schimmi, der noch am Leb'n is g'we'n".

Leise, wie er gekommen, schlich Gaston zurück. Ein Gefühl des Neides ergriff ihn. Ah, leben wie diese beiden großen Kinder, in den blauen Tag hinein!! Einundzwanzig — höchstens zweiundzwanzig!

Langsam ging er durch den Park zum Bahnhof hin. Dann hörte er die Kirchenuhr dreiviertel schlagen, da beeilte er sich, machte lange Schritte. Und er kam noch zurecht, im letzten Augenblicke, der Portier gab ihm sein Billet und den Gepäckschein, riß eine Coupé-

türe auf und trug die Handstücke hinein. Gaston lohnte ihn ab und stieg selbst ein, als der Zug schon anzog.

Eine Dame saß in der anderen Ecke. „Verzeihung!" sagte Gaston leichthin.

„Verzeihung — —" wiederholte er noch einmal, etwas stockend. Die Dame lachte — es war Mouche Delon, seine ihm angetraute Frau, Anna v. Dülfert.

„Aber bitte sehr!" sagte sie. „Nichts zu entschuldigen. Seit wann bist du so schüchtern?"

Schüchtern — nun das war er gerade nicht, aber regelrecht verlegen. Er hätte sich am liebsten in seine Ecke zurückgelehnt und geschwiegen, aber er fühlte doch, daß er einer Auseinandersetzung kaum entgehen könne. Instinktiv versuchte er also, möglichst leichte Konversation zu machen; er deutete auf das Heft, das sie in der Hand hielt und fragte gleichgültig: „Was liest du denn da?"

Sie hielt ihm lachend das Buch vor das Gesicht, er las: „Du darfst ehebrechen. Von Herbert Eulenberg."

„Eine nette Lektüre," sagte sie, „was? — Der Autor gefällt dir doch? Ein sauberes Früchtchen, so wie du?"

Gaston zog die Lippen hinauf. „Meinst du? — Wahrscheinlich wird er ein höchst anständiger Mensch und sehr braver Ehemann sein. — Hunde, die bellen, beißen nicht." Er unterbrach sich, versuchte von dem Thema abzukommen. „Du warst hier bis jetzt?"

fragte er. „Ich dachte, du wärest längst über alle Berge."

Sie lachte wieder: „Du bist gerade kein aufmerksamer Gatte, sonst hättest du dich doch einmal nach mir umgesehen! Aber freilich — du hattest andere Dinge zu tun!"

Er fuhr auf: „Was ich zu tun habe, geht dich nichts an! — Ich denke ja auch nicht daran, mich um deine Angelegenheiten zu kümmern."

„Nun, geliebter Mann," spottete sie, „reg dich nur nicht auf! Du fragst, was ich noch hier zu tun hatte? Ich habe den gräflichen Herrschaften geholfen, ihre Angelegenheiten hier in Ordnung zu bringen! — Feine Leute!" schloß sie mit ehrlicher Bewunderung. „Du hättest dich auch ein wenig um sie bekümmern können."

„Freilich!" nickte er. Er dachte, daß er sich gewiß um sie hätte bekümmern müssen; die einfachste Höflichkeit gebot es. Er hatte in ihrem Hause Aufnahme und Pflege gefunden, durch lange Wochen hatte er da gelegen. Aber eine instinktive Abneigung gegen diese große aufgetakelte Frau, seine Mutter — nein — aber doch seines Vaters Frau — war so stark gewesen, daß er mit Absicht jeder Annäherung aus dem Wege gegangen war.

„Willst du nicht hingehen, um Entschuldigung zu bitten?" fuhr sie fort. „Dann wird noch alles gut werden."

Aus ihrem Ton klang eine solch bewußte Überlegenheit, daß er erstaunt aufsah.

„Was wird gut werden?“ fragte er.

„Nun, sie sind ein wenig böse auf dich!“ fuhr sie fort. „Das kannst du ihnen nicht übel nehmen!“

Er lachte. „Gewiß nicht! — Aber es ist mir völlig gleichgültig, ob sie böse sind oder nicht!“

„Nun, wie du willst! Sie haben uns ihre Villa zur Verfügung gestellt; sie haben eine sehr schöne Villa am Gardasee, ich habe die Photographien gesehen. Da hätten wir so schön wohnen können — du auch! — Nun müssen wir wohl allein hinziehen.“

Er sah sie groß an. „Wer — wir?“

Sie erwiderte seinen Blick ruhig. „Wer? — Nun ich und die Kinder. Ich habe deiner Mutter Bescheid gesagt über dich und mich — —“

„Sie ist nicht meine Mutter!“

Sie lachte. „Das weiß ich! Aber sie hat ein gutes Herz und fühlt sich doch als deine Mutter — trotz des Fehltrittes deines Herrn Vaters! Und trotz deines undankbaren Benehmens, Gaston, hängt sie dennoch an deinen — an unseren Kindern!“

Er fuhr auf. „Meine Kinder gehen die Gräfin Poczerewska nicht das allergeringste an!“

„Nein?“ sagte sie. „Nun, aber mich gehen sie jedenfalls etwas an, nicht wahr, lieber Mann?“

Es war ihm, als ob er eine Ohrfeige bekäme, als er dieses prononcierte „lieber Mann“ hörte. Er biß sich in die Lippen. „Was soll das heißen?“ fragte er heiser.

Sie zuckte die Achseln. „Nichts Besonderes! Nur, daß ich jetzt auf dem Wege nach Berlin bin, mir meine Kinder wieder zu holen!"

Er schrie sie an: „Du bist verrückt, Anna! Was willst du mit den Kindern? Du liebst sie nicht und sie sind dir nur zur Last! Jetzt sind sie ganz ausgezeichnet aufgehoben und ich schwöre dir, daß es ihnen nie an etwas mangeln soll!"

Sie zog ein elegantes goldenes Etui heraus, nahm eine Zigarette und brannte sie an.

„Du erlaubst doch? — Bitte, bediene dich!"

Er dankte.

„Sie mögen noch so gut aufgehoben sein," sagte sie, „sie sind doch immer bei fremden Leuten, sie entbehren das Mutterherz."

Er spürte ihren höhnischen Ton; er hätte sie am liebsten ins Gesicht geschlagen. Aber er bezwang sich. „Ich bitte dich, Anna," begann er, „spiel mir doch um Gottes willen keine Komödie vor! Die Kinder sind dir völlig gleichgültig, das ist sicher! Höre zu, ich will dir einen Vorschlag machen; es ist besser für uns beide, wenn wir endlich reinen Tisch machen. Wir wollen uns scheiden lassen; selbstverständlich nehme ich alle Schuld auf mich. Böswillige Verlassung — das ist bald gemacht. Bedingung ist nur, daß du mir die Kinder läßt. Ich werde dir dafür soviel Geld geben, daß du anständig von den Zinsen leben kannst!"

Sie sah ihn kühl an. „Wieviel also?"

Er antwortete: „Hm, sagen wir — zweimalhunderttausend Mark."

Sie lachte auf. „Nun — nach meinen Informationen hast du augenblicklich nichts als Schulden. — Aber selbst wenn du Geld hättest — oder bekommen würdest — das ist ja leicht genug möglich bei dir — so würde ich dein Anerbieten doch glatt zurückweisen."

Aus ihren Worten klang eine solche Bosheit, daß er starr war. Er glaubte diese Frau doch gut genug zu kennen — bei allen ihren Fehlern war sie immer gutmütig und im letzten Grunde leidlich anständig gewesen. Woher kam dieser plötzliche Widerspruch? Und es schien ihm, als hörte er aus der Stimme der jungen Frau heraus das schrille Lachen der Poczerewska.

„Zurückweisen —?" fragte er. „Sag' mal, haben dir das deine gräflichen Freunde eingeblasen?"

Sie sah ihm frech in die Augen. „Wir haben allerdings auch diese Möglichkeit besprochen, daß du mit derartigen Anerbietungen kommen würdest. Und wir haben beschlossen, sie glatt abzuweisen."

Er schwieg einen Augenblick; da fuhr sie fort: „Da du so hübsch offen zu mir redest, will ich dir auch reinen Wein einschenken. Ich werde mich also keinenfalls von dir scheiden lassen und auch alle Sorge tragen, daß du keinen Scheidungsgrund gegen mich findest. So, nun weißt du's!"

Gaston richtete sich auf. „Ja — aber am Himmels willen, Anna, was soll denn das alles? Was hast du — oder vielmehr was habt ihr denn eigentlich vor?"

Sie klopfte die Asche ihrer Zigarette ab und pfiff einen Gassenhauer. „Ach, Gaston," lachte sie, „wie du dumm bist! Begreifst du denn gar nicht, um was es sich handelt? So höre zu, dann wird dir wohl ein Licht aufgehen! Also deine Mutter fand dich wieder, sie pflegte dich und war sehr gut zu dir — richtig?"

Er gab keine Antwort. „Richtig?" fragte sie noch einmal.

„Ja, ja!" brummte er nervös.

„Nun also!" fuhr sie fort. „Der Graf entdeckte bei Madame Rémy, meiner Tante, die Kinder und sie wurden auch ins Haus genommen — es läßt sich nicht leugnen, daß die Poczerewskis sehr, sehr gut auch zu ihnen waren!"

„Ich leugne es ja auch gar nicht!" fuhr er auf. „Aber ich versichere dich, daß meine sogenannte Mutter das nur um einer Augenblickslaune willen tat!"

Sie zog die Schultern hoch. „Das geht mich nichts an! Sie taten es — und das ist genug. Und zum Dank dafür schnitteſt du sie, wo du konntest, als du selbst noch glaubtest, daß die Gräfin deine Mutter sei, und tratest ihnen geradezu feindlich gegenüber, als du erfuhrst, daß sie es nicht sei."

„Feindlich?"

„Ja! Der Graf hat deine Aussage vor dem Untersuchungsrichter gelesen — sie ist nicht gerade entlastend für ihn!"

„Zum Teufel, ich habe die reine Wahrheit gesagt, und so milde wie möglich!"

„Das ist Geschmackssache; jedenfalls sind die Poczerewskis wenig damit zufrieden. Sie schieben dein Betragen dem schlechten Einfluß deiner neuesten Flamme zu — der Karen Holmsen!"

„Ja — aber! Da du so genau in die Familienverhältnisse eingeweiht bist, Anna, so wirst du auch wissen, daß Fräulein Karen Holmsen die einzige Tochter der Gräfin aus ihrer Ehe mit einem norwegischen Herrn Holmsen ist!"

„Allerdings weiß ich das! — Aber dieses Fräulein Karen ist deiner Mutter — ihrer Mutter — in einer Weise entgegen getreten, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie hat sich nicht die geringste Mühe genommen, ihre Abneigung zu verbergen. — Zu ihrer Gesellschafterin hast du ja auch die Kinder bringen lassen — da werde ich sie abholen!"

„Das wirst du nicht tun!"

„Das werde ich doch tun! — Und ich will dir sagen, was ich weiter tun werde — vorausgesetzt, daß du nicht auf unsere Bedingungen eingehst!"

„Auf welche Bedingungen?"

„Wir würden sie dir in den nächsten Tagen brieflich mitgeteilt haben, aber ich kann sie dir auch gerade so gut jetzt sagen. Also wir verlangen, daß du diese norwegische Dame endgültig aufgibst und ebenso endgültig mit mir wieder zusammenziehst."

Er lachte ihr voll ins Gesicht: „Sag' mal, Anna, hast du einen Augenblick daran gedacht, daß ich darauf eingehen würde?"

Sie bot ihm wieder ihr Etui, diesmal nahm er eine Zigarette.

„Gewiß nicht!“ antwortete sie. „Es war nur eine Form! Aber nun will ich dir sagen, was ich weiter tun werde! Vorderhand will ich mit den Kindern in die Villa am Gardasee ziehen — aber nur für wenige Wochen, bis die alberne Geschichte, die der Tod des alten Esels dem Grafen eingebrockt hat, beigelegt sein wird. Dann komme ich nach Berlin zurück. Der Graf — der schon seit Jahren Teilhaber des Hauses Rémy ist — kauft meiner Tante nun noch ihren Teil ab und überträgt ihn mir. Und ich werde das Haus führen — ich kenne den Betrieb, glaube mir, der ist viel mehr wert, als deine 200000 Mark! Natürlich lassen wir die alte, gute Firma Rémy, aber wir werden ihr noch einen neuen Klang geben, wenn wir hinzufügen: Inhaberin Frau Dr. Anna v. Dülfert! — Denn dein Name, lieber Mann, ist ja recht bekannt in allen möglichen Kreisen Berlins! Das ist Gold wert! — Und was nun die Kinder angeht — —“

Sie stockte absichtlich. Atemlos fragte er: „Nun — die Kinder?“

„Sie sollen frühzeitig das Geschäft kennen lernen. Die Gräfin meinte, daß das Mädchen es wohl später einmal übernehmen könnte, wenn sie alle Praktiken des Hauses genügend kennen gelernt habe. Für den Jungen wird der Graf selbst sorgen — er hat ja noch eine Reihe anderer interessanter Geschäfte, Pfandklappen, Spielsalons und noch besseres, das viel Geld ein-

trägt. — Und er wird mit der Zeit schon eine tüchtige Hilfe gebrauchen können!"

Gaston starrte sie an. So — so — sollten seine Kinder aufwachsen? Das Bild seines Vaters trat ihm vor die Augen und er begriff nun den furchtbaren Haß, den der Alte gegen diese Frau gefaßt hatte.

Er spie aus. „Pfui Teufel!" flüsterte er.

Sie lächelte ihn sorglos an. „Was meinst du?"

Er nahm sich zusammen, griff ihre Hand. „Anna," sagte er, „all das ist nicht in deinem Kopfe gewachsen. Es ist eine maßlose Infamie, die die Gräfin ausgeheckt hat und du wirst dich nicht dazu hergeben. Für dich kannst du tun und lassen, was du willst — das geht mich nichts an. Wenn du meinst, auf diese Weise Reichtümer zu erwerben — meinetwegen! Aber was haben die Kinder dabei zu schaffen? — Ich bitte dich also — laß mir die Kinder?"

Sie entzog ihm rasch ihre Hand. „Gaston," erwiderte sie kopfschüttelnd, „du bist heute begriffsstutziger wie je! — Die Kinder soll ich dir lassen? Sie sind ja mein Haupttrumpf und der einzige, den ich in der Hand habe! Glaubst du denn, daß die gräflichen Herrschaften mir um meiner schönen Augen willen solche Propositionen machten? Bietest du mir die 200000 Mark um meinetwillen? Du willst doch auch nur die Kinder! Na und bildest du dir ein, daß die Herrschaften menschenfreundlicher wie du seien? Du Narr! — Du und deine Liebe, ihr habt die Gräfin an der einzigen Stelle verletzt, die sie schmerzen mag.

Hättet ihr die wahnsinnigsten Geschichten über sie erzählt, sie würde gelacht haben. Aber ihr habt ihr — alle beide — gezeigt, daß ihr in keiner Weise etwas zu schaffen haben wollt mit ihr. Ihr wolltet sie ignorieren, einfach ignorieren! Und das ist das einzige, was deine Mutter nicht vertragen kann: man soll sich mit ihr beschäftigen! Einerlei wie — aber sie will ein Faktor sein, mit dem man rechnen muß, im Guten oder im Bösen — sie kann es nicht vertragen, übersehen zu werden! — Und daß ihr beiden das zu tun versuchtet — das ist es, was sie so maßlos verletzt! Und sie will ihre Rache — sie will euch zwingen, an sie zu denken! Darum machte sie mir diese Vorschläge: wenn sie mich hat, hat sie die Kinder — und sie weiß recht gut, daß du sie liebst! So steht die Sache, Gaston! Die Gräfin ist klug, sie kennt die Stelle, wo du verwundbar bist!"

Er sah sie an, verwirrt, niedergedrückt: „Du scheinst sie gut zu kennen, Anna," sagte er. „Weiß der Himmel, du bist klüger geworden, seit ich dich nicht sah!"

Sie lachte: „Meinst du? Je nun, ich habe eben von dir gelernt."

Gaston lachte. Er dachte daran, daß er dieser Frau einmal, um sie zu bilden, O. J. Bierbaums „Nemt, Frouwe, disen Kranz" vorgelesen hatte. Daher mochte sie wohl kaum ihre Weisheit haben. Er wandte sich wieder zu ihr. „Noch eins sollst du mir sagen. Warum gibst du — du Anna — dich dazu her? Ich weiß nun, wie wenig du an

den Kindern hängst, obzwar du mir damals in New-York ein ganz anderes Lied vorsangst. Aber das ist doch kein Grund, um die armen Geschöpfe bewußt in — in — nun in solche schmutzige Verhältnisse hineinzudrängen?"

Sie blieb völlig ruhig und gelassen. „Geliebter Mann," antwortete sie höhnisch, „auch darauf will ich dir Antwort geben. Wenn du vor wenigen Wochen noch zu mir gekommen wärest, so hätte ich gewiß alles getan, was du gewünscht hättest. Ich war dumm und gutmütig und wäre es vermutlich geblieben mein Leben lang. Aber die Gräfin hat mir gründlich den Star gestochen — heute bin ich nicht mehr blind! Ich weiß heute nur zu gut, daß die Frau nur einen Feind auf der Welt hat — und das ist der Mann. Wenn wir schlecht werden, so geschieht es nur durch den Mann. Der Mann — jeder Mann — haßt die Frau und tritt sie mit Füßen, wo er nur kann — —"

Er unterbrach sie: „Aber, Anna, das sind Phrasen, wie sie die Gräfin in Frauenversammlungen zum besten gibt! Sie glaubt ja selbst nicht daran und du wirst mir doch nicht solche lächerlichen Ansichten zutrauen!"

„Dir nicht? Gerade dir! Die Gräfin zeigte mir eine Abschrift von deines Vaters Testament, soll ich dir wiederholen, was da steht? Der Mann ist das Ebenbild Gottes, der Mann —"

„Danke, danke!" rief er, „ich weiß Bescheid. Ich bin selbst oft genug mit diesem Testament hausieren gegangen und kann dich versichern, daß ich gern

darauf verzichte, es mir auch von anderen immer und immer wieder vorbeten zu lassen."

„Um so besser!" fuhr sie fort. „Aber ich sage dir, Gaston, dreh' alles hübsch um — dann mag's eher stimmen."

„Ich bitte dich, Anna, laß meinen alten Vater nun schon im Grabe schlafen; er hat manches geleistet auf dieser Welt und seine Ruhe immerhin verdient. Und schließlich handelt es sich doch um mich und nicht um ihn."

„Ganz gewiß um dich, mein lieber Mann! Um dich, den die Gräfin mich nun mit ganz anderen Augen ansehen gelehrt hat! Was bist du denn anders als der rechte Sohn deines Vaters? — Erinnere dich doch nur, warum du mich eigentlich geheiratet hast! Weil du mich liebtest? Keine Spur! Nur weil du mit ein paar anderen herzlosen Burschen eine Wette um mich gemacht hattest! Du warst ja so zartfühlend, mir es selbst zu erzählen!"

„Na, und damals schien es dich nicht sonderlich zu kränken, Anna."

„Nein, damals nicht! Weil ich ein dummes, blindes Gänschen gewesen bin, das gewohnt war, in jedem eleganten Kavalier so eine Art Herrgott zu sehen! — Aber nun weiß ich besser, welch gemeine Beleidigung es war! Gespielt habt ihr um mich, so wie die Kegelbrüder eine Gans auskegeln. Nur ein Mensch in Deutschland kann die edle Frauenseele begreifen, nur Peter Altenberg — —"

Der Zug hielt mit einem mächtigen Ruck. Gaston blickte aus dem Coupéfenster hinaus und sah die hell erleuchtete Halle des Schlesischen Bahnhofes.

„Ah — schon?" murmelte er. Er wandte sich zu seiner Gefährtin. „Wo wirst du aussteigen?"

„Ich werde an der Friedrichstraße erwartet."

Er lehnte sich in seinen Sitz zurück; schweigend fuhren sie durch Berlin. Am Alexanderplatz sagte er: „Anna, überlege es dir. Ich will dir eine halbe Million geben. Laß mir die Kinder."

Sie gab ihm keine Antwort.

Er fuhr fort: „Anna, ich werde arbeiten für dich. Laß mir nur etwas Zeit. Du sollst eine volle Million bekommen!"

„Nein!" rief sie. „Nein! Nimm unsere Bedingungen an, oder gib die Kinder auf."

„Und wenn ich deine Bedingungen annehmen würde?"

Sie lachte spöttisch: „Dann ist's gut! Aber vergiß nicht, daß ich heute eine andere bin, als die Frau, die du heiratetest. Da war ich dein Spielzeug — nun wirst du meines sein!"

Er sah sie voll an, aus ihrem Gesicht sprach ein wilder, fanatischer Haß.

„Weißt du, wie es enden würde?" fragte er halblaut. „Ich würde das Testament meines Vaters noch einmal schreiben."

Bahnhof Friedrichstraße. Wieder hielt der Zug.

Sie nahm eine Handtasche und eine Hutschachtel. „Du willst also nicht?" fragte sie spöttisch.

„Schweig," sagte er, „ich habe keine Lust, mich an dir zu vergreifen."

Sie stieg aus, achselzuckend, ohne Gruß. Er trat ans Fenster und zog die Coupétüre hinter ihr wieder zu. Er sah sie mit langen Schritten über den Bahnsteig eilen — den Poczerewskis entgegen. Der elegante Graf zog höflich seinen Hut und streckte ihr die Hand entgegen. Aber die beiden Frauen fielen einander lärmend in die Arme und bedeckten sich mit schallenden Küssen.

Angewidert drehte Gaston sich um.

* * *

Er stieg am Zoologischen Garten aus und fuhr zum Parkhotel. Er ließ sich ein paar Zimmer geben und machte Toilette. Dann telephonierte er mit Liebenberg.

„Kann ich Sie heute noch sprechen?" fragte der Geheime Rat.

„Ja — wo?"

„Nun — vielleicht im Maison Rémy?"

Er fuhr zurück, als habe er eine Ohrfeige erhalten. „Nein!" schrie er. „Nein! Da nicht!"

„Also nicht? Bei Fredrich? Um zwölf Uhr?"

Gaston bejahte und hängte schnell das Hörrohr ein.

Maison Rémy — mußte er denn heute immer wieder diesen widerlichen Namen hören?!

Eine plötzliche Unruhe erfaßte ihn. Seine Kinder — die Kinder! Es war ihm, als ob er jetzt zum

ersten Male fühlte, daß er sie liebte, nun, da er wußte, daß ihnen Gefahr drohte. O gewiß, er mußte sie sehen, heute abend noch sie in Sicherheit bringen, so schnell wie möglich! Er eilte aus dem Hotel und stieg in ein Auto, fuhr zur Kurfürstenstraße, wo Frau Bolette Aamundsen für sich und ihre beiden Pflegekinder eine kleine möblierte Etage gemietet hatte.

Hastig stieg er die Treppen hinauf. Er klingelte; ein Dienstmädchen öffnete die Tür. Aus dem Zimmer hörte er ein lautes Klagen von Frauenstimmen; rasch schritt er durch den Flur und trat ohne anzuklopfen in das Zimmer. Da saß Frau Aamundsen, den Kopf in die Ellenbogen gestützt, auf einem Lehnstuhle, während Bella Maßmann wie ein Ball hin und her durch den Raum flog.

„Die Kinder? Wo sind die Kinder?" fragte er atemlos.

Frau Aamundsen stöhnte: „Die Kinder —! Gud bevares! Die Kinder — — —"

Er trat dicht zu ihr und schüttelte sie an der Schulter. „Wo sind die Kinder?"

Aber die alte Frau schluchzte nur unaufhaltsam.

Bella Maßmann gab ihm Auskunft. Aufgeregt genug, stockend und alles durcheinander werfend. Aber doch Auskunft.

Darnach waren vor einer guten Stunde der Graf und die Gräfin Poczerewski dagewesen, mit einer anderen Dame, die sich als Frau Dr. v. Dülfert, seine Frau, vorgestellt habe. Sie seien von zwei Polizei-

kommissaren begleitet gewesen und hätten die sofortige Herausgabe der Kinder verlangt. Sie, Bella, und Frau Aamundsen hätten sich geweigert, aber die Kommissare hätten ihnen dargelegt, daß die Mutter in vollem Rechte sei, und daß sie, wenn man die Kinder nicht gutwillig herausgeben würde, Gewalt anwenden müßten. So hätten sie die armen Kleinen aus ihren Bettchen holen und anziehen müssen, um sie den Fremden zu übergeben. Der Abschied sei schrecklich gewesen, die Kinder hätten geheult und geschrien, hätten durchaus nicht mitgewollt und wären immer wieder zu Frau Aamundsen zurückgelaufen, bis endlich die Schutzleute die weinenden und strampelnden Kleinen auf den Arm genommen und hinausgetragen hätten.

Frau Aamundsen lag immer noch schluchzend und wehklagend in ihrem Sessel. Aber dann erhob sie sich plötzlich, schritt auf Gaston zu und ließ eine lange Redeflut über ihn niedergehen. Er trage die Schuld, er allein! Warum habe er sie nicht rechtzeitig gewarnt? Sie hätte ja nach Grönland gehen können mit den Kleinen, da würde man sie ihr gewiß nicht abgenommen haben! Aber diese Frau — warum habe er nie etwas von dieser Frau gesagt? Kein Mensch habe je gewußt, daß er überhaupt eine Frau habe —

Trotz allem mußte Gaston lächeln: „Ich kann doch die Kinder nicht allein bekommen haben, Frau Aamundsen," sagte er.

Nun freilich, das sei wohl richtig! Aber wenn

er nun eine Frau habe — so könne er doch nicht zwei haben — zwei auf einmal! Und es sei eine Gemeinheit und Falschheit gegen Karen — —

Er sprang auf. — Karen! „Wo ist Karen?" fragte er.

Die Frauen sahen ihn an. „Das fragen Sie uns?" antwortete Bella Maßmann. „Ich denke, sie war mit Ihnen zusammen?"

„War!" rief er. „War! Aber sie ist heute mittag zurückgefahren!"

Frau Aamundsen trat dicht auf ihn zu: „Allein gefahren? Nicht mit Ihnen, Herr Doktor?"

Er sagte unsicher: „Nein, ich fuhr mit einem späteren Zuge."

Aber sie ließ nicht nach: „Warum denn? Und warum ist sie dann nicht hier?"

Gaston suchte nach Worten und Gründen, aber er fand keine. „Ich weiß nicht," murmelte er.

Die alte Dame griff mit beiden Händen nach seinem Rocke. „Doktor," rief sie, „Doktor, ist etwas vorgefallen zwischen Karen und Ihnen?"

Er wehrte ab. „Nein, nein — nichts sonderliches."

„Doch, doch!" jammerte Frau Aamundsen. „Doch, doch! Ich fühle es!" Sie fiel wieder in ihren Sessel und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Bella Maßmann winkte ihm, zu gehen. Er sagte ihr rasch seine Adresse, bat sie, ihm zu telephonieren, falls irgendwas passieren sollte und versprach, am anderen Morgen wiederzukommen.

„Bleiben Sie hier?" fragte er. Sie nickte: „Ja, ich wohne schon seit drei Tagen hier."

Rasch lief er die Treppen hinunter. Aber auf der Straße blieb er stehen. — Was sollte er tun? — Wohin sich wenden? — Wohin?

Wo waren die Kinder?

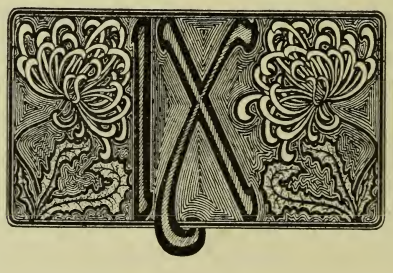
Und wo war Karen?

* * *

Wie ein Nachtwandler lief er durch die Gassen. Instinktiv, fast unbewußt griff er in die linke Westentasche und nahm ein kleines Tulabüchschen heraus. Er öffnete es und entnahm ihm ein paar graue Pillen — Haschischpillen.

Seit Jahren hatte er sich dieses Giftes enthalten, nun, in haltloser Verwirrung, griff er wieder dazu. Schnell schluckte er den Haschisch herunter und schritt weiter, geradeaus, durch die Nebel der Nacht, in ein ungewisses, gefährliches Land — —

Träumen — vergessen — —



Zehntes Kapitel.

Piefke.

Wenn in eines Menschen Kopfe Fragen sich durch Fragen, Zweifel sich durch Zweifel winden, kann ihn, vorausgesetzt, daß er einige geniale Anlage besitzt und somit dem Wahnsinn entfernt verwandt ist, das höchst fatale Gefühl übermannen, als spüre er körperlich die Windungen seines Gehirnes.

So geschah es Gaston von Dülfert (an dessen Genialität niemand zweifeln wird), als er, ewig sich fragend: „Wo sind die Kinder? Wo ist Karen? Was wird aus meinem neuen, großen Coup? Wie komme ich von Anna los?" die Kurfürstenstraße entlang ging.

„Ist denn mein Schädel ein Topf mit lebendigen Aalen?" rief er plötzlich aus.

„Junge, Junge, Junge!" erklang eine Stimme neben (unter? über?) ihm: „laß 'n dir bei Kempinski'n kochen, und du hast Kalbskopp mit Aalsuppe!"

Gaston sah sich um. Es war niemand in der Nähe, der diese vulgären Worte gesprochen haben konnte.

„Mir scheint, ich schnappe allmählich völlig über," dachte sich der bernsteingelbe Doktor; denn, wenn ich

mich nicht irre, so war das eben der genius loci, dessen Stimme ich vernahm. Recht niedlich! Aber im Grunde nicht unangenehm. Erstens bringt es mich von diesen endlosen Ungewißheiten ab, und dann finde ich es interessant, daß, wenn der Dämon aus mir spricht, seine Klangfarbe sowohl wie seine Symbolik den Berliner verrät. Den Berliner, d. h. den Ironiker; den Ironiker, d. h. den Menschen, der um die Dinge herum sieht. So habe ich eben, wenn ich nicht irrig bin, entdeckt, daß auch meine Seele bucklig ist. Kalbskopp nannte ich mich. Wenn ich noch weiter überschnappe, werde ich vermutlich entdecken, daß ich ein ausgewachsenes Rindvieh bin.

„Biste ooch!" sagte die Stimme. „Merkste denn jar nich, was de tun mußt, daß de hinter die janzen ellen Jeschichten kommst?"

Dieser Unterbewußtseins-Piefke ist reichlich grob, empfand, jedoch nicht widerwillig, der vom „Albatroß" gefallene; man sollte damit fortfahren, ihn empor zu kitzeln.

Und Gaston dachte nach.

Was muß ich denn nur um Gottes willen tun, überlegte er. Ich: Gaston, bin offenbar zu sehr Kulturmensch, um auf den rechten Weg zu kommen; aber ich: Piefke, der Natur dieser slavisch-deutsch-jüdisch-französischen Ansiedelung beträchtlich näher, weiß es ja bereits! Es kommt alles darauf an, mich zu piefkisieren.

„Hast du 'ne Ahnung!" grölte jetzt die Stimme: „Burgunder saufen mußte! Biste denn etwa nich der Sohn vom alten Jeheimrat?"

„Kutscher! Kutscheeer!" schrie Gaston einen vorüberfahrenden Droschkenführer an, „fahren Sie mich so schnell, als es Ihnen und Ihrem Häckfel-Motor möglich ist, in die nächste ordentliche Weinstube!"

„Rinfahren jeht nich," sagte der Kutscher (oder war es Pieffke?), „aber vorfahren will ick Ihnen jerne."

Und tappel, tappel, klopp, klopp, klopp,
Ging's fort im klappernden Galopp,
Daß es auf dem Asphalte
Beinah dämonisch schallte*).

In einer alten Weinstube der Potsdamerstraße (geheiligt durch die zwei Gegenpole der mittlerweile von A. J. Meier-Gräfe endgültig aus der Kunstgeschichte in die Anektodenliteratur verwiesenen deutschen Malerei: Böcklin und Menzel) geschah es, daß die bernsteingelben Haare Gaston von Dülferts sich tiefer und tiefer zum Meduſenblutrot eines alten Burgunders neigten, der genau in dem Jahre aus dem Maischbottich in die Gärtonne geronnen war, als die französische Geliebte des offenbar sehr

*) Die Verfasserin bedient sich hier der gebundenen Rede, um damit paradox, aber mit dem urtiefen Ursinn alles Gegensinns anzudeuten, daß sich Gaston jetzt in einem Zustande ungebundendster Aufregung befand.

franzosenfreundlichen Burgunderverehrers den kleinen Gaston mit den Worten zur Welt gebracht hatte: „Mon dieu, il a son paquet!“

Mochte es nun dieser gleichsam sympathetische Umstand der Gleichaltrigkeit, mochte es Vererbung vom Vater her, oder mochte es ganz einfach Direktionslosigkeit infolge seiner aus der Balance gebrachten Stimmung sein, was ihn dazu trieb, — kurz: Gaston betrank sich. Und zwar bis zu einem solchen Grade von Bewußtlosigkeit, daß selbst sein Unterbewußtseins-Piefke schwieg, — wenigstens phonetisch.

Und doch hatte dieser ihm gut geraten, obwohl er, vielleicht, an etwas anderes, gröberes gedacht hatte. (Dies zu entscheiden, muß den Mystopsychologen überlassen bleiben. Auch trägt es zu unserer Geschichte selber nichts bei.)

Nämlich: Als Gaston auf die Potsdamerstraße hinaustrat, befand er sich in einem höchst merkwürdigen Zustande, — in einem Zustande, der alles weit hinter sich ließ, was Burgunder Nuits jemals hervorgebracht hat, und der sich auch in der Tat keineswegs allein auf Gastons Beburgunderung zurückführen läßt. Der gleichaltrige Wein hatte lediglich die für das Schicksal unseres Helden (und somit für diesen Roman) höchst wichtige Bestimmung gehabt, bisher latent gebliebene Folgen seines Albatrossturzes zur Erscheinung zu bringen, deren Erklärung wiederum, als außerhalb des dichterischen Amtes liegend, einer wissenschaftlichen Feder vorbehalten bleiben muß, dies-

mal einer psychopathologischen. Denn das läßt sich nun nicht verhehlen, dieser Zustand überschritt die Grenze dessen, was wir bei Gaston als genial zu bezeichnen gewiß gerne bereit wären, durchaus, und bewies, daß, wenn ein Genie von einem Flugapparat fällt, die Gehirnerschütterung höchst merkwürdige Symptome zeitigen kann, — zumal, wenn Burgunder Nuits hinzukommt.

Gaston trat rasch auf die Straße hinaus. Er wankte nicht im mindesten und zeigte wie immer das Air eines modernen, vornehmen Mannes von korrekter Haltung und soigniertem Äußeren. Nur sein bernsteingelbes Haupthaar war feuchter, als es schicklich ist, und der Hut saß ihm eine Nuance zu schief, als daß man hätte sagen dürfen, es liege der berechtigte Ausdruck eines Sondermenschen darin. Und so fest hatte sich dieser ungewöhnliche Mensch trotz aller Burgunderbelastung in der signorilen Hand, daß man auch seinen Gesichtszügen und Blicken nichts von dem ansah, was jetzt in ihm vor sich gehen mußte, da er sah, was niemand sah, und nicht sah, was alle sahen.

Denn dies war sein Zustand: Er erblickte wohl die Potsdamerstraße, das heißt die Häuser, Laternen, Bäume, das Pflaster: alles Lebloſe; aber er sah kein lebendiges Wesen. Alle die Hunderte, Tausende, die an ihm vorüberströmten, blieben ihm unsichtbar. Und nicht bloß die Menschen: auch die Tiere. Leere Droschken ratterten an ihm vorüber, scheinbar von

sich selbst bewegt; so auch schwerfällige Omnibusse und Lastfuhrwerke, Schiebewagen, Hundekarren. Dabei hörte er das Geschwirre, Gesurre, Gebrause von Stimmen, hörte das Auftreten der Füße, das Rascheln der Kleider (die ihm, um exakt zu berichten, genau so unsichtbar blieben, wie die von ihnen umschlossenen Menschen), hörte husten, spucken, sich räuspern: kein menschlicher und tierischer Laut ging ihm verloren. Aber das Gesicht für das Leben war ihm völlig abhanden gekommen. — Dafür sah er Tote lebendig.

Der alte Maßmann ging in lächerlicher Einsamkeit langsam einher, gerade auf ihn zu.

„Ah," sagte er, „aus Ihrer berühmten Tournée ist also glücklich nichts geworden? Ich dachte mir's ja. Was war auch mit so einer verrückten Idee anzufangen!"

„Steh'n Se doch nich auf 'm Trottoir rum!" rief eine weibliche Stimme; „Sie versperren ja die ganze Passage!"

„Pardon!" entschuldigte sich Gaston, der übrigens das feinste Gefühl für die Nähe der Menschen hatte, die er nicht sah, und durchaus nicht etwa ohne weiteres den unsichtbaren Passanten auf die Füße trat.

Aber Herr Maßmann war schon weg. Dafür kam sein Vater, ein bißchen torkelnd, quer über den Fahrdamm, mit unbegreiflicher Sicherheit zwischen zwei sich kreuzenden Trambahnwagen ganz langsam durchfindend.

„Na, mein Junge," sagte er, „hatte ich nun recht oder nicht? Du siehst schon recht ramponiert aus. Das da, um die Augen rum, kommt von den Weibern. Dafür riechst du recht anheimelnd nach Burgunder."

Eine Schutzmannsstimme: „Bitte, weiter zu gehen, mein Herr!"

Gaston hielt seinen Vater, der sich entfernen wollte, am Arme fest und rief: „Sag' mir um Gottes willen: stimmt das sicher mit der Französin? Bin ich wirklich nicht der Sohn von deiner Frau? Bist du wirklich mein Vater?"

Eine Baßstimme: „Herr, sind Sie von Sinnen? Was insinuieren Sie mir?"

Eine weibliche: „Er ist betrunken. Pfui! So 'n feiner Mann!"

Gaston hielt es für geraten, sich an einen Ort zu begeben, von dem er annahm, daß die Unsichtbaren dort weniger fluktuierten. Aber der Geheimrat war wieder weg.

Wie schade, dachte sich der Doktor; jetzt hätte ich am Ende einiges erfahren können, was mich angeht.

Und er schlängelte sich zwischen der unsichtbaren Menschheit mit wunderlichem Instinkte durch, die Potsdamerstraße hinunter bis zum Kanal. Dort bog er rechts ein und wartete.

Irgendwer kommt sicher, empfand er.

Und er hatte sich nicht geirrt. Immer noch (und jetzt vielleicht erst recht) nur Sehnen und Knochen,

kam Mister Wisconsin, als sei er niemals tot gewesen, auf der anderen Seite der Straße einher, griff sich ein Zeitungsblatt aus der Luft (denn einen Verkäufer sah Gaston nicht) und begann zu lesen.

Sein Mitflieger eilte zu ihm und rief ihn an: „He, Wisconsin! Wisconsin!"

„Oh! Sie," sagte der, kaum aufblickend.

Gaston streckte ihm die Hand entgegen. Aber der Amerikaner schien mit der Reise ins Nichts alle Höflichkeit verloren zu haben. Er machte nicht die geringsten Anstalten zum shake-hands.

„Haben Sie was gegen mich?" fragte der Doktor.

„O ja," antwortete der Amerikaner. Und nun entspann sich das folgende seltsame Gespräch:

Gaston: „Was denn? wenn ich bitten darf."

Wisconsin: „Daß Sie noch am Leben sind."

Gaston: „Teufel, ja ... ich hatte weiß Gott vergessen, daß Sie eigentlich tot sind. Uneigentlich sind Sie aber da."

Wisconsin: „Ja, uneigentlich! Was kauf' ich mir dafür! Kann ich mich etwa uneigentlich an der Fliegerkonkurrenz auf der ‚Ila' beteiligen? Kann ich uneigentlich vom Herrn August Scherl, G. m. b. H., Honorare für Aufstiege auf dem Tempelhofer Felde beziehen? Kann ich uneigentlich diesem Tölpelpaar Wright beweisen, daß ihr Fliegkasten ein ekelhaftes Insekt ohne alle Schönheit ist neben meinem ‚Albatroß'? — Was ich in meiner Uneigentlichkeit kann,

ist eigentlich nur das: ich kann mich mit dem größten Hornochsen der Ära Wilhelms II., dem unbeträchtlichsten Deutschen des 20. Jahrhunderts, unterhalten: mit Ihnen."

(Hier erfolgte ein Stoß gegen Gastons Magenpartie, der mit unerwünschter Deutlichkeit bewies, daß der Uneigentliche keineswegs astraler Natur war.)

Gaston: „Warum Sie so wahnwitzig grob und ungezogen gegen mich sind, Herr Wisconsin, begreife ich eigentlich nicht recht. Schließlich war ich doch der einzige, der es riskiert hat, mit Ihnen Ihren ‚Albatroß' zu besteigen. Daß ich dabei nicht gleich Ihnen kaputt gegangen bin, ist am Ende kein Grund, mir Magenstöße zu versetzen."

Wisconsin: „Sie verdienten, dafür übergelegt und gleich einem Schulknaben heftig auf das Gesäß geschlagen zu werden. Nein doch, mehr: Sie verdienten dafür, daß man Sie einer Fürsorgeanstalt der Stadt Berlin übergäbe!"

Gaston: „Sonderbar, wie genau Sie in der Zeitgeschichte Bescheid wissen."

In diesem Augenblicke lachte Mister Wisconsin höchst dreckig auf, und zwar auf spezifisch berlinische Manier, ohne jeden Beiklang von Amerikanismen, und einen Moment war es dem Doktor, als sähe der Amerikaner — ihm ähnlich.

Doch er sollte bald noch mehr Grund zum Erstaunen haben, denn von nun an redete der unglückliche Erfinder aus Amerika durchaus berlinisch.

Nämlich so: „Jlooben Se denn, ick sorje nich für meine Bildung? Seh'n Se denn nich, daß ick den ‚Lokalanzeiger' lese? Sin' Se denn janz dußlig?"

„Herr!" schrie Gaston, „ich fordere Sie auf, mir zu sagen: Sind Sie Wisconsin oder mein Piefke!?"

Eine sächsische Stimme: „Wenn Se mersch nich iebel nähm: Mein Name is Emil Schwengke aus Dräsden."

„Pardon! Pardon!" flüsterte Gaston beschämt.

„Ä, da is doch weiter nischt drbei," begütigte der unsichtbare Sachse; „enne Bersonalverwechslung kann jeden bassiern. Säh'n Se, mir is Sie emal folgendes vorgekomm' . . ."

Und der entsetzlich tolerante Sachse, dessen süßer Gesang, wie er so aus der vollkommenen Leere säuselte, etwas schauerlich Lemurenhaftes hatte, erzählte eine völlig uninteressante, aber sehr ausgedehnte Geschichte, die sich mit ihm vor sechs Jahren in Potschappel ereignet hatte.

Unterdessen war der Amerikaner auf die andere Seite gegangen, wo er in ein offenes Haus trat, um dort, durch die Treppenbeleuchtung begünstigt, die Lektüre des ‚Lokalanzeigers' fortzusetzen.

Gaston überlegte nicht lange, sondern sprang ihm nach. Zwar sagte er sich, daß dieser Mensch ihm jedenfalls weiterhin Injurien an den Kopf werfen werde, aber es drängte ihn geradezu, Beleidigungen zu erfahren. Allzu oft hatte er es sich selber und

hatten es ihm andere gesagt, daß er ein genialer Ausnahmemensch sei. Jetzt taten ihm Invektiven wohl wie eine Massage.

„Und wenn Sie mich mit Reibeisen striegeln," rief er, „Sie müssen fortfahren, mir Ihre Meinung zu sagen. Ob es was hilft, weiß ich ja nicht. Aber es könnte doch sein, und ich habe die allerdeutlichste Empfindung, daß irgend etwas in mir nicht stimmt, was zurecht gesetzt werden muß."

Der Leser des Lokalanzeigers ließ sich nicht lange bitten. Bald sprach er berlinisch-, bald amerikanisch-deutsch, aber immer sagte er Grobheiten.

Ein paar Proben: „'n Schenie wolln Se sin? 'n Fatzke sin Se. Was ham Se denn jemacht? Nischt ham Se jemacht. Jequasselt ham Se. Und 'n mal sin Se ‚mitjeflogen'. Kunstschticke! ‚Reklame-hengst!'"

„Das mit der gläsernen Stadt, Herr Doktor, ist typisch. Ein Dichter hat eine Idee. Wunderschön das, — als Idee. Aber man muß ein ganz verruchter Tölpel sein, wenn man eine Vision materialisieren will. Die Vision ist sublim und fein. Was für eine Plumpheit aber, ihre Spiritualität materialisieren zu wollen! Statt Geld aufzutreiben, dazu bestimmt, eine seiner Ideen zu karrikieren, sollten Sie Geld für Paul Scheerbart zusammenbringen, damit er uns weiterhin die Ideallandschaften und Phantasiekonstruktionen seines Gehirnes zeige."

„Biecher haste jeschriem und schämst dir deswejen? Jlob' ick! Se wern danach jewesen sin. Macht eich bloß nich so mausig ieber de Literaten! Der Kleenste von ihn' is mehr wert, als ihr hochnäsijet Jesindel alle zusammen jenomm."

„Posieren Sie bloß nicht auch Goethe! Es ist schon schlimm genug, daß Sie und Jhresgleichen Nietzsche in Mißkredit gebracht haben. Lassen Sie überhaupt alle Allüren und haben Sie die Gnade, zu arbeiten. Aber ordentlich! Und, wenn das nicht geht, so werden Sie wenigstens wirklich und perfekt ein Hochstapler. — Ach, wenn ich doch meinem Jnstinkte gefolgt wäre und hätte dich Anhängsel als Ballast 'runtergeschmissen. Du hast mich gehindert, hochzukommen, verfluchter ‚Mitflieger', — und das ist wieder typisch: ihr, ihr verfluchten Snobs, Mitreder, Mitläufer, Mitmacher, ihr seid das Gewicht, das mitgeschleppt werden muß von allen tätigen Kräften, und ihr verlangt noch Bewunderung dafür, und schließlich muß der Wirkende verrecken, während ihr euch bloß ein bißchen Ruhm an die Nase fallt."

Gaston stand wie unter einer Dusche, wortlos, den Kopf gesenkt. Plötzlich aber gab er sich einen Ruck, hob den Kopf, breitete die Arme aus und flüsterte: „Jch danke, danke dir! Gottlob, daß ich dich getroffen habe!"

„Da ... was war das? ..." er fühlte etwas weiches ... roch etwas wie „Roger et Gallet: Idéal", plus Peau d'Espagne plus noch was ...

und ... und ... und ... ihr ewigen Götter ...! er wachte mit sehenden Augen am Busen der Gräfin auf und fühlte ihre Hand an seinem rechten Ohrzipfel und sah, daß er mit ihr in diesem fremden Hausflur stand, und hörte, wie sie sprach:

„Wie lieb von dir! Wer hat dir denn mein Buen Retiro verraten?"

Er mußte sich selber ins linke Ohrläppchen kneifen, um sich zu vergewissern, daß er nicht träumte.

Aber nein, er war wacher als bisher. Ein Blick auf die Straße belehrte ihn, daß er nicht mehr bloß das Lebloſe sah, und auch die Gräfin war entschieden nicht tot.

Sie ergriff seine Hand und führte ihn, der nicht die Kraft besaß, sich loszumachen, die Treppe hinauf. Im ersten Stock schloß sie eine Tür auf und geleitete ihn in einen höchst angenehm ausgestatteten Salon.

Sie nahm ihm Hut und Mantel ab und klingelte.

Ein Chineſe, mit nichts bekleidet als einem gelbseidenen Lendenschurz, erschien und nahm die Sachen in Empfang.

Gaston sah ihn mit großen Augen an.

„Gefällt dir mein Mongole?" fragte die Gräfin. „Ich bilde ihn zum Missionar aus."

Gaston war noch viel zu blöde, um darauf etwas sachgemäßes zu erwidern.

„Er ist sehr talentvoll," fuhr die Gräfin fort; die letzte Broschüre von Fräulein Dr. Benita Ulm kann

er bereits auswendig. Ich hoffe, daß er das Licht der Wahrheit durch ganz China verbreiten wird."

Gaston stutzte.

„Wie?" fragte er, „ist Fräulein Ulm fromm geworden?"

„Ach so," lachte die Gräfin; „du meinst, er soll das Christentum predigen? Was für eine Idee! Nein, er soll den Chinesinnen ihre Männer verekeln."

„Gibt es wirklich einen Mann, der so dumm ist, sich dazu herzugeben? Denn ich darf wohl annehmen, daß dein Mongole kein Eunuch ist?"

„Jamais de ma vie! Aber, was die Dummheit der Männer in diesem Punkte betrifft, so geht sie ins bodenlose. Den ganzen Blödsinn mit der Weiberbewegung habt doch überhaupt bloß ihr Männer angerichtet."

„Blödsinn? Aber du machst ihn ja mit."

„Es ist jetzt das modernste. Da es nicht dazu verpflichtet, einen Hosenträgerrock, genannt Eigenkleid oder deutsche Reformtracht, zu tragen, so sehe ich nicht ein, warum ich mir diese kleine öffentliche mise-en-scène nicht leisten soll. Übrigens handle ich dabei streng logisch. Da ich am liebsten alle Männer für mich allein haben möchte, ist es nur vernünftig, sie den anderen Weibern zu verekeln. Aber es gibt noch einen ernsteren Grund: man muß die Männer aufstacheln, daß sie wieder Männer werden. Die Cerebralmännchen haben überhand genommen, und die Cerebralweibchen (Gehirndamen, wie sie der entzückende

Möbius genannt hat, den ich gar zu gerne verführt hätte, wenn er nur ein bißchen anmutiger gewesen wäre), also die Cerebralweibchen haben ganz recht, wenn sie an denen nichts besseres finden, als womit sie selber aufwarten können. Aber die anderen, deren Männlichkeit nicht bloß in einem zweifelhaften Plus an Gehirnmasse besteht, werden, hoffe ich, das Geschrei der Tintenamazonen bald als Aufforderung zum Kampf der Geschlechter mit den richtigen Waffen auffassen und uns wieder Respekt vorm Maskulinum beibringen. So lange ihr, euern Schiller travestierend, der übrigens ein ganzer Kerl war, indem er von sich sagte, man könne seine Männlichkeit schon an seiner Leier riechen, Laura am Papier verhimmelt, beweist ihr, daß sie recht hat, wenn sie euch ihre betinteten Papiere um die Ohren schlägt. — Aber du siehst ja aus, als wenn du gar nicht zuhörtest!"

Gaston hörte in der Tat nur halb, was die Gräfin sagte, denn es begann in ihm wieder das Geschiebe jener Fragen, die durch das erwachende Unterbewußtsein und den sonderbaren Anfall unterbrochen worden waren, in dem er übrigens anfing, ein Weiterklingen des Unterbewußten zu erblicken.

Die Gräfin, sein Schweigen falsch deutend, fuhr fort: „Aber du hast natürlich recht. Zum Anhören schöner Reden bist du nicht zu mir gekommen. Jetzt sag' mir bloß, wie hast du mein Buen Retiro ausfindig gemacht? Du weihst es als der erste ein! Gerade heute ist es fertig geworden! Ich kann dir

nicht sagen, wie glücklich ich bin, daß gerade du es einweihen mußt!"

Sie stand auf und warf sich mit wütenden Küssen über ihn.

Anfangs gedachte Gaston sich zu wehren, aber das war nicht allein physisch unmöglich, weil die Gräfin gut neunzig Kilo wog, sondern es gab auch etwas in ihm, das der Abwehr entgegen war. Er hörte zwar keine Stimmen mehr, aber er vernahm gleichsam geistig Piefkes Stimme aus der Tiefe. Und die sprach: „Jetzt bist du an der Quelle der Klarheit! Hier wirst du alles erfahren, was du wissen mußt, um endlich aus dem Nebel ins Licht zu kommen."

Und er fühlte, daß es sein Dämon selber gewesen war, der ihn hierher geführt hatte.

„Es hilft nichts," sagte er sich, „ich muß diesen Kelch leeren."

Aber er versuchte doch noch einen Einwand, und dieser machte seiner Moral alle Ehre.

„Ich bitte dich," stöhnte er, „laß mich! Bist du auch nicht meine Mutter, so warst du doch die Frau meines Vaters!"

Und siehe: die Moral wurde auf der Stelle belohnt.

Die Gräfin, indem sie sich von ihm löste, lachte laut auf, tätschelte ihm die Wangen und sagte: „Ich kann dich beruhigen, mein Junge! Ich war auch nicht die Frau deines Vaters."

„Was?“ rief Gaston und sprang auf, „du warst gar nicht Frau von Dülfert?!“

„Doch, das war ich schon. Aber Geheimrat von Dülfert war nicht dein Vater.“

Und mit unverhohlener Geringschätzung fügte sie hinzu: „Du lieber Gott, der! Das war ein Cerebralmännchen; ich würde sagen: vom reinsten Wasser, wenn es nicht richtiger heißen müßte: vom reinsten Alkohol.“

Gaston faßte sich an den Kopf. Dann sagte er mit tonloser Ergebenheit: „Vielleicht bist du so gütig und stellst mir nun den wirklichen vor.“

„Das ist unmöglich,“ antwortete sie; „deine kleine Mama, mit der der Burgundermann so tat, als ob, weil er sich mir gegenüber ein Air geben wollte, war natürlich kein Cerebralweibchen; sonst hätte ich sie auch nicht als Gesellschafterin engagiert. Ich fand einmal drei Männer auf einmal in ihrem Zimmer: einen im, einen unterm Bett und einen zur Reserve im Kleiderschrank. — Ich hoffe sehr, daß du ihr nachgeraten bist.“

„Dann wird sich die Frage kaum jemals lösen lassen,“ meinte Gaston resigniert.

„Kaum,“ bestätigte die Gräfin, „es sei denn, daß Lisettes Worte bei deiner Geburt, Il a son paquet einen Fingerzeig geben. Sie sagte das nämlich, als sie dein Buckelchen sah, und so sollte es wohl heißen: Er hat seinen, nämlich des Vaters Buckel.“

„Mein Gott, mein Gott!“ stöhnte Gaston, „so muß ich auf die Buckelsuche gehen!“

Die Gräfin hatte ganz recht, wenn sie darauf sagte: „Wozu?“

„Jedenfalls,“ wiederholte sie, „darfst du aufs Allerbestimmteste überzeugt sein, daß der Mann, von dem ich mich fluchtartig entfernen mußte, an deiner Existenz unschuldig ist. Der konnte bloß Worte machen. Daher das Testament. — Und nun komm!“

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein Zimmer, über dessen Tür in imperativischer Fassung ein Zitat aus R. Dehmels sämtlichen Werken stand:

VERSINKE IN DEN TEPPICH MEINES LEIBES.

Für so geschmacklos hätte ich die Gräfin nicht gehalten, dachte sich Gaston, als er das las.

Der Geschmack des Zimmers entsprach zum Glück nicht dem Zitate, obwohl auch in ihm demselben Dichter eine Huldigung dargebracht war in Form eines Frieses, der in ornamentaler Verwertung das tiefste Wort des märkischen Kosmikers in unendlicher Wiederholung zeigte: Wrwltwrwltwrwltwrwlt. Im übrigen: ein prachtvoller Raum, dessen Ausgestaltung zwar nicht der Moral, aber dem Schönheitssinne der Gräfin alle Ehre machte. Das Problem, ein Zimmer mit einem einzigen Möbel vollkommen auszustatten, war glänzend gelöst. Aber dieses eine Möbel, ein ungeheures Bett, war auch ein Monument.

„Ewige Götter!“ rief Gaston aus, „welch ein Bett!“

„Die Erfahrungen eines ganzen Lebens stecken in seinem Aufbau, seinen Maßen, seinem Material, seiner Farbe, seinem Schmuck,“ sagte mit dem Tone ruhiger Genugtuung die Gräfin.

„Und die Phantasie einer Messaline“, fügte der Doktor hinzu. „Schade, daß man es nicht in der ‚Woche‘ abbilden kann.“

Aber die Gräfin sagte: „Das würde ich mir denn doch recht sehr verbitten. Die nächste Folge wäre, daß es in schlechter Imitation in die Warenhäuser käme. Nein, das beste, was der Mensch aus seinem Wesen für sich gestaltet hat, soll er für sich behalten und dem Pöbel niemals preisgeben. — Nun aber bitte ich dich, einen Augenblick dort einzutreten.“

Sie hob eine Portiere auseinander und schob Gaston in einen kleinen, blau erleuchteten Raum, wo ihn der Chinese mit feierlichem Grinsen in Empfang nahm.

Ehe er sich's versah, hatte ihn der Gelbliche entkleidet und sanft auf ein kühles Ruhebett gelegt.

„Was wünschen Sie mit mir zu beginnen?“ fragte Gaston.

Die Antwort kam aus dem Nebenzimmer: „Fürchte nichts, mein Liebling. Er wird dich nur ein bißchen chinesisch massieren. Das mit dem Missionar war natürlich bloß ein Witz. Pan-fei-sching ist bloß mein Masseur.“

„Also nicht Missionar, sondern Massionar," kalauerte in Gaston der latente Piefke. „Spricht er Deutsch?" fragte er dann.

„Nein, bloß Pidjin-English," antwortete die Gräfin. „Aber du wirst nicht daran denken, zu reden, während er massiert. Man redet ja auch nicht im Opiumrausche."

Da fühlte Gaston die Hände des Mongolen auf seiner Stirn und verlor das Bewußtsein, fürderhin nur zugänglich für die höchst angenehmen magnetischen Ströme, die die Striche dieser glatten, gleichsam mit Lebenskräften geladenen Hand ihm zuführten. Er schloß die Augen und gab sich dieser rauschartigen Füllung seiner Lebensbatterie wonnig gelassen hin. Ein eintöniger Gesang des Chinesen und der sonderbare Duft der Salbe, mit der ihn dieser von Zeit zu Zeit einrieb (Moschus? Champaka? Kuromojiöl? Odeur de femme?), trugen des weiteren dazu bei, seine äußeren Sinne traumhaft einzuschläfern, wobei er aber doch aufs deutlichste das rieselnde Einrinnen einer drängenden Kraft in sein innerstes Leben spürte.

Pong-fu, miao, pu-hang,
Pong-li, hsiao, fu-pong,
Schen-hsi, schen-hsi, miao-nü-tzö,
Schong, schong, ta,

sang in jambischem Takte der Chinese, und die Verfasserin würde über alles gerne die deutsche Übersetzung gleichfalls mitteilen, wenn die moralischen

Grenzen, die der chinesischen Lyrik gesetzt sind, nicht gar zu weit außerhalb derer lägen, über die der deutsche Staatsanwalt wacht. Es wird auch genügen, zu erfahren, daß Gaston, ohne Chinesisch zu verstehen, den Sinn dieser Worte vollkommen begriff.

Als er zu sich kam, war er gleichzeitig zu der Gräfin gekommen, deren junonische Schönheit ihn aufs äußerste staunen machte. Selbst der Kopf schien ihm jetzt weniger garstig, als sonst, aber es gab so viel anderes, was seinen Blick von einer angenehmen Überraschung zur anderen lenkte, daß er die Gesichtszüge, die ihm ja ohnehin bekannt waren, keiner sonderlichen Betrachtung würdigte.

Kein Wunder, daß er völlig vergaß, weshalb er sich eigentlich entschlossen hatte, den „Kelch zu leeren". Er trank.

Erst als sie wieder im Salon saßen, von Panfei-sching mit wundervollem Tee bedient, erinnerte er sich der höheren Zwecke seines Besuches und sagte: „Nun wollen wir aber, da wir gute Freunde geworden sind, auch als gute Freunde miteinander reden."

„Ich bin immer deine gute Freundin gewesen," entgegnete die Gräfin, „und du würdest schon lange alles mögliche gute von mir haben erfahren können, wenn du nicht, wie die meisten anderen, mich für Gott weiß was für ein Scheusal gehalten hättest. Warum eigentlich?"

„Nun, was mich betrifft, so ist es wohl begreiflich: das Testament . . ."

„Richtig! Das Testament! Oh, dieser wundervolle gelehrte Herr und Burgundermann! Was hat er mir nicht alles zugefügt! Aber ich will mich nicht beklagen. Schließlich ist er es gewesen, der mich auf den richtigen: meinen Weg geführt hat. — Aber auch die anderen Menschen scheinen sich darin einig zu sein, daß ich ein Scheusal bin. Z. B. diese . . . diese Karen."

„Mir scheint, da handelt es sich um gegenseitige Antipathie?"

„Ich bin doch ihre Mutter!"

„Erlaube, daß ich daran zweifle."

„Bitte."

„Ihr seid einander zu unähnlich."

„Hast du sie schon einmal ohne Enveloppe gesehen?"

Diese unmoralisch-moralische Ohrfeige saß. Und Gaston bemerkte plötzlich, daß seine neuesten Beziehungen zur Gräfin eine höchst unkorrekte Nuance besaßen, wenn er daran dachte, daß er einmal Karens Mann werden wollte.

„Lassen wir das!" rief er unwirsch aus.

„Gerne," entgegnete die Gräfin. Aber nach einer Weile fragte sie doch: „Liebst du das Mädchen?"

Gaston erstaunte nicht wenig, als er sich, gleichsam wie einen Fremden, antworten hörte: „Ich weiß nicht."

„Das freut mich," sagte die Gräfin.

„Warum?"

„Weil ich eifersüchtig auf sie war."

„Ah, so."

„Ja, und dann . . ."

„Und dann . . .?"

„Jetzt muß ich eine Lüge eingestehen."

„Nun?"

„Ich war doch die Frau deines Vaters."

„Himmelherrgottsdonnerwetter noch einmal!" schrie und sprang Gaston wie ein Besessener auf. „Steht denn dieses verfluchte Karussell nicht endlich stille?!"

Und, sie mit Glasaugen anstarrend: „Bist du am Ende doch auch meine Mutter?"

Die Gräfin nahm ihn an einer bernsteingelben Locke, führte ihn zu seinem Stuhle, gab ihm einen durchaus unmütterlichen Kuß und sagte: „Unsinn! Ich bin immer noch so wenig deine Mutter, wie der Geheimrat dein Vater war. Aber . . . Holmsen hatte einen kleinen Buckel, und deine Mutter hat auch mit ihm ein Verhältnis gehabt."

„Hahahahaha! Hahahahaha!" lachte der Doktor wie ein Irrsinniger. „Dann ist Karen wohl auch bucklig?"

„Holmsen hatte bloß einen ganz winzig kleinen Höcker. Vielleicht hat er bloß für dich gelangt."

„Du hast recht, die Sache ironisch zu nehmen. Das ist ja wirklich alles schnurz und piepe!"

„Was ist es?"

„Schnurz und piepe."

„Willst du mir diese Fremdwörter nicht vielleicht übersetzen?"

„Ach Gott, das ist Piefke-Deutsch. Gott weiß, warum mich heute dieser infame Jargon heimsucht. Es muß innere Gründe haben. Soviel ist gewiß: von dem buckligen Herrn aus Skandinavien habe ich diese Sprachkenntnisse nicht geerbt!"

Gaston sann vor sich hin. Dann hob er sehr ernsthaft den Kopf und sagte: „Übrigens interessiert mich das alles gar nicht. Aber das, Frau Gräfin, interessiert mich sehr: Was wird aus meinen Kindern? Wo sind sie? Was haben Sie mit meinen Kindern gemacht? Was gedenken Sie weiterhin mit meinen Kindern zu machen?"

„Nu, nu, nu," entgegnete die Gräfin, „bloß nicht so feierlich, Herr von Dülfert Holmsen!"

„Hier hat aller Scherz ein Ende! Mein Fleisch und Blut ..."

„Um Gottes willen, nicht so metzgermäßig!"

Und die Gräfin lehnte sich im Stuhl zurück und lachte, daß man der Elastizität ihres Korsetts alle Bewunderung zollen mußte, denn es hielt dem Wogenprall stand.

„Sie lachen!?!" schrie Gaston und stieß die Fäuste in die Luft.

„Ja, mein Junge, ich lache, und, wenn du nochmal sagst: ‚Mein Fleisch und Blut!', dann lach ich mich auf der Stelle tot."

„Willst ... du ... etwa ... sagen ... daß sie ... nicht ...!?"

„Ja ... ich ... will ... sagen ... daß sie ... nicht. Nämlich durchaus und ganz und gar und nachweislich nicht!" wiederholte die Gräfin parodistisch.

„So!" stieß Gaston zwischen den Zähnen vor. „So! Na! Schön! — Und darf man vielleicht erfahren, wer ...?"

„Aber natürlich. Johnie Davis hieß der eine, Cecil Graham der andere. Das heißt, beim ersten Baby war sich Annachen nicht ganz sicher. Denn der eine Leberfleck ..."

„Hör auf! Mich interessieren die Leberflecke fremder Kinder nicht!"

„Das ist gescheit."

Gaston stand auf und sah nach der Uhr. „Mein Gott, schon halb eins. Wenn Liebenberg nicht gewartet hat, ist eine Million futsch."

„Billiger machst du's nicht? Weißt du was? Assoziiere dich mit uns! Wenn dich's geniert, daß Anna mit im Geschäft ist, dann geben wir ihr die Brüsseler Filiale."

„Aber erst laß ich mich von ihr scheiden."

„Du willst also?"

„Was denn?"

„In unsere Firma eintreten."

„Ich will arbeiten, Frau Gräfin, arbeiten."

„Na, na, na, na!“ machte die Besitzerin des Monumentalbettes.

Aber da war er auch schon zur Türe hinaus und die Treppe hinunter.

Pan-fei-sching mußte ihm den Schlüssel nachtragen.

Als Gaston ihn ins Schloß steckte, erklang es von oben: „Du kannst ihn gleich mitnehmen!“

Elftes Kapitel.

Allerlei Enthüllungen.

Der Geheime Kommerzienrat Liebenberg hatte die Gewohnheit, wenn er als erster in das verabredete Restaurant trat, seinen Stock mit dem schweren Goldknauf quer über den von ihm gewählten Tisch zu legen und dann so liegen zu lassen, bis der von ihm Erwartete kam.

Der Goldknauf funkelte von weitem wie das gleißende Aushängeschild einer Firma. Wer den Goldknauf kannte — grüßte ihn. Ehrfürchtig und hoffnungsvoll. Er repräsentierte siebzig Millionen, dieser Goldknauf. Um ihn herum stank es nach Geld. Ein schmieriger, klebriger Geruch, der den einen den Nacken herunterzog, daß sie wie das liebe Vieh auf dem Boden herumkrochen, den anderen in die Nase fuhr, wie englisches Riechsalz, oder in tollem Rausch zu Kopfe stieg wie Haschisch.

Oh, die Leute wußten genau, warum sie den Goldknauf des kleinen Kommerzienrats so ehrfurchtsvoll grüßten, ehrfurchtsvoller noch als eine Hofequipage . . .

Wenn die Hüte der vorübergehenden Bekannten von den Köpfen flogen, wippte das Abendblatt, das der kleine Liebenberg nach englischer Art mit aus-

gebreiteten Armen vor seinem Gesicht hielt, zu leichtem Gegengruß. Mehr gab er nicht von sich in Lokalen wie Frederich. Bei Adlon war er liebenswürdig, im Maison Rémy ließ er sich verulken. Seine Frau hatte es nie verstanden, daß der kleine Liebenberg ein systemvolles Chamäleon war, dessen Farbenspiele selbstregulierten Gesetzen unterworfen blieben.

Der Tag, der ihm den „Geheimen Kommerzienrats"-Titel brachte, trennte ihn von seiner Frau. Tagsüber waren Depeschen und Gratulanten gekommen, die vom Ehepaar mit vornehmem Scherzen und Lachen empfangen und abgefertigt wurden. Abends sagte Frau Selma, indem sie in einem funkelnagelneuen Nachtgewand in das frisch überzogene, französische Ehebett stieg, das in Liebenbergs Schlafzimmer stand: „Siegmundchen, heute schlafe ich mit einem Geheimen Kommerzienrat." Darauf schlüpfte der kleine Liebenberg in seine Morgenschuhe und antwortete: „Selma, du gehörst in die Fliegenden Blätter und nicht in mein Bett" ... Sprach's und verließ das Schlafgemach, um die Nacht im Hotel zu verbringen.

Das war das Ende dieser dreißigjährigen Ehe. Er streifte sie ab wie einen Anzug, aus dem er herausgewachsen war, ging aus ihr heraus, wie aus einer möblierten Wohnung, in der kein einziges Stück von persönlichem Leben und Erleben sprach.

Gleichmütig bezog er ein langweilig pompöses Appartement in einem ersten Hotel, gleichgültig zog

er in ein anderes, als man ihm zweimal im selben Monat Côtelette á la Soubise vorgesetzt hatte. Sein ganzes Gepäck bestand aus drei großen Kofferschränken, die seine von Hoffmann gelieferte Garderobe, und einer Kofferkommode, die seine seidene oder aus feinster holländischer Leinwand angefertigte Unterwäsche enthielt.

Der kleine Liebenberg, mit seiner putzigen Eleganz, war koketter als eine australische Tänzerin. Eine ausgediente Kammerfrau der Otero teilte sich mit dem ehemaligen ersten Gehilfen des berühmten Pariser Coiffeurs François, den er sich als Kammerdiener von einem seiner Pariser Ausflüge mitgebracht hatte, in die Pflege seiner kleinen Person. Er gab ihnen genügend Gelegenheit, ihn zu bestehlen, um sie dauernd an sich zu fesseln. Und daran lag es ihm, denn sie konnten etwas, das den Menschen im allgemeinen am schwersten fällt und dienenden Leuten fast unmöglich ist — sie konnten schweigen.

Mit einem plötzlichen Ruck ließ Liebenberg die Zeitung fallen. Der Geschäftsführer des Lokals stand vor ihm und fragte mit all der Devotion, die man siebzig Millionen entgegenzubringen pflegt, ob der Herr Geheimrat nicht vielleicht Herrn Dr. von Dülfert erwarte; Herr Dr. von Dülfert säße bereits seit einer Stunde im letzten Zimmer links.

„... Nu, was sagt ein Mensch! ..."

Liebenberg klopfte mit dem Goldknauf auf den Tisch und sprang auf.

Einen Augenblick später stand er vor Gaston, der auf einem roten Sammetsofa hingerekelt lag. Sein Gesicht war bleich, seine wasserhellen Augen starrten wie verglast vor sich hin, eine Strähne seines bernsteingelben Haares fiel ihm bis auf die Spitze seiner schmalen, langen Nase, seine dünnen, festgeschlossenen Lippen waren in den Mundwinkeln tief herabgezogen, wodurch sein Goethekopf plötzlich einen seltsamen Zug von Melancholie erhielt.

Der kleine Liebenberg betrachtete ihn erst verdutzt, dann vertraut angemutet von diesen seltsamen Gesichtszügen, die ihm selbst unbewußt ein Gefühl der Nähe, fast der Zuneigung, auslösten, wie er es sonst bei aller äußeren Freundschaftlichkeit für den blonden Riesen nie empfunden hatte.

Er konnte sich kaum entschließen, den Doktor aus der Lethargie zu wecken, in die er versunken schien, als wäre es ihm leid, mit seinem Erwachen das Aufsteigen der unsichtbaren Mauer zu fühlen, die sich immer trennend zwischen beiden erhob. Doch die starre Unbeweglichkeit Gastons fing an, ihn zu ängstigen.

„Dülfert! Mensch . . . was döfen Sie? Wachen Sie auf!"

Und leise schlug er ihm mit dem Goldknauf seines Stockes auf die Schulter.

Er hielt gerne Distanz, der kleine Liebenberg, und wäre es auch nur die Distanz einer Stocklänge gewesen. Denn jeder Mensch — alles, was ihn tot

oder lebendig umgab, war nur Ware für ihn, und die Distanz, die er hielt, war immer nur die eines Taxators.

Gaston schreckte zusammen bei der vorsichtigen und doch harten Berührung, blinzelte ihn wie schlaftrunken an, fuhr sich dann mit einer hastigen Bewegung über die Stirn, und hätte beinahe, wie ein aus der Ohnmacht erwachendes Frauenzimmer gerufen „wo bin ich", wenn er nicht im selben Augenblick die wohlvertraute Umgebung des Frederichschen Lokals und die kleine putzig elegante Figur des heimlichen Kaisers erkannt hätte.

„Donnerwetter ja ... ein Glück, daß Sie gekommen sind, Liebenberg — es war Zeit. Welch ein wüster Traum — brrrrr!"

Er schüttelte sich und fuhr sich in einer Art von schuldbewußter Hilflosigkeit mit dem Daumen unter das Kinn.

„Dabei ist mir ganz pappig auf der Zunge und kloßig in der Kehle ... rrruch ...!"

Der kleine Liebenberg musterte kopfschüttelnd die Weinflaschenbatterie, die auf dem Tische aufgefahren war.

„Tja, lieber Freund, wenn Sie das hier als Burgunder Nuits und noch dazu in solchen Quantitäten trinken, dann dürfen Se sich nicht wundern, daß Sie Albdrücken bekommen! Den Wein kenn' ich! Das ist nichts anderes als Grünberger mit Berliner

Verschnitt und künstlichem Bukett: Fleur de Grunberg plus Chateau d'Eppan plus noch was . . ."

Er schlug mit seinem Platinaring, in welchem ein von Brillanten gerahmter, dunkelgrüner Topas wie der Scherben einer Bordeauxflasche schimmerte, gegen ein Glas und bestellte ostentativ:

„Zwei Gläser und eine Fürstenbrunn . . ."

Es machte ihm oft ein boshaftes Vergnügen, da, wo eine Zeche von hundert Mark von ihm erwartet werden würde, nur für 50 Pfennig zu bestellen und dem verdutzten Kellner einen Sechser als Trinkgeld auf den Tisch zu werfen: er kannte die Menschen. Er kannte ihre Gier und wußte, daß sie vor seinen siebzig Millionen auch dann buckeln würden, wenn er statt eines Groschens einen Hosenknopf in den Automaten hineinschmisse. Denn wenn es heute ein Hosenknopf war — morgen war es vielleicht ein Hundertmarkschein.

Die Launen der Millionäre sind heilig.

Mit dem Ernst eines mittelalterlichen Alchemisten schüttete der kleine Liebenberg eines von den drei Brausepulvern, die er immer nebst seinem Scheckbuch in der linken Rocktasche trug, in das Glas mit Mineralwasser und schob dieses dem Doktor zu.

„Trinken Sie, lieber Freund, das wird Sie abkühlen!"

Aber bevor Gaston noch das Glas an den Mund führte, packte er den kleinen Liebenberg am Arm und fragte zitternd, mit weitaufgerissenen Augen:

„Haben Sie einen Leberfleck und wo?..."

Der heimliche Kaiser verfärbte sich.

„Bin ich ein Weib, daß Sie mich nach meinem Leberfleck fragen?... Wo soll ich einen Leberfleck her haben? Mein ganzes Gesicht ist, wenn Sie wollen, ein Leberfleck. Ich bin ein Spaniole. Unsere Hautfarbe ist gelb und vornehm wie Ihre Haarfarbe. Aber ein Leberfleck..."

Mit einer unwillkürlichen Bewegung fuhr er sich an die linke, dann an die rechte Schulter. Sollte Hoffmann...?

Nein, es war alles in Ordnung.

„Trinken Sie, Doktor," fügte er ruhig hinzu. „Sie delirieren."

Das Brausepulver tat seine Schuldigkeit, führte die toll durcheinander wirbelnden Gedanken allmählich aus dem Bettgemach der Gräfin Poczerewska in die nüchterne Alltäglichkeit einer Weinkneipe der Potsdamerstraße.

„O diese Weiber!" stöhnte Dülfert. „Mein Vater hatte recht: sie zermahlen die Knochen des Mannes und tragen ihm das Hirn aus!"

Der Geheimrat lächelte fauniſch.

„Wir sind doch nicht hier, um über Weiber zu sprechen. Weiber kosten Geld und bringen nichts ein. Solange auf der Börse nicht in Weibern gehandelt wird, rechnen sie für mich nicht mit in der Weltordnung. Und wie kommt es denn, daß sie sich zu allem drängen, zu allen Wissenschaften, allen

Berufszweigen, zum Wahlrecht, zum Reichstag —? Zur Börse melden sie sich nicht! He?"

„Schicken Sie das als Preisrätselfrage an die Morgenpost," unterbrach Gaston völlig ernüchtert. „Eine angenehme Sonntagsbeschäftigung für Leute, die sich eine Prämie verdienen wollen. Ich hab' andere Sorgen!"

„Sorge ist auch weiblichen Geschlechts und kostet Geld," fuhr Liebenberg kaltblütig fort, „Wieviel?..."

Die ganze Misère seiner augenblicklichen Situation stieg Dülfert klar und deutlich vor Augen. Er war gekommen, um mit dem Kommerzienrat gemeinsam ein Millionengeschäft zu machen, und nun war er gezwungen, ihn um ein paar tausend Mark anzupumpen, wie ein verkrachter Offizier, bevor er Weinagent wird.

In diesem Augenblick scherte er sich den Deuwel um alles, was nicht mit Karen, was nicht mit seinen Kindern zusammenhing.

Die Katastrophe in der Kurfürstenstraße hatte vollendet, was die Begegnung mit seiner Frau an Verantwortungsgefühl den Kindern gegenüber, an Sehnsucht nach dem reinen, edlen Weibe, wie Karen es war, in ihm aufgewühlt.

Das harte cynische „Wieviel" würgte ihm die Kehle zusammen, als hätte ihm der kleine Liebenberg die gelblichen Finger um den Hals gelegt.

Er nahm sich zusammen.

„Ich habe zwei Kinder, lieber Geheimrat."

„Ich auch .. kondoliere," sagte Liebenberg lakonisch.

„Sie mißverstehen mich ... zwei reizende kleine Kinder."

„Kleine Kinder sind immer reizend," meinte Liebenberg mit leichtem Spott. — „Denken Sie, lieber Doktor, sogar ich soll reizend gewesen sein. Ich kenne Mütter, die ihre verkrüppelten Kinder als ‚schöne Kinder' bezeichnen. Auch bei Vätern soll das vorkommen: furor parentium."

„Schön. Nennen Sie es so! Meine Frau..."

Liebenberg sah ihn aufmerksam an.

„Ach was! e Frau haben Sie auch?..."

Manchmal brach bei ihm atavistisch die Urnatur durch.

Dülfert stürzte sich, an den verletzenden Worten und Bosheiten vorbei, in die Schilderung seiner kurzen Ehe und der letzten Vorgänge.

Liebenberg schlürfte unterdes sein abgestandenes Mineralwasser, als wäre es seine Lieblingsmarke Chablis beim Austermeyer. Er kalkulierte so:

Der Doktor ist ein heller Kopf. Wenn er mir macht e Proposition, ist die Proposition wert eine Million oder zwei. Wenn ich ihm pumpe zweitausend Mark, wird er mir zurückgeben zweitausend Mark und teilen die zwei Millionen. Wenn ich ihm de Idee abkaufe, wird's mich kosten hunderttausend Mark — werde ich also profitieren eine Million und neunmalhunderttausend Mark.

Des Geheimrats stumme Sprache mit sich selbst hatte immer jene pittoreske Note ursprünglicher Gemütlichkeit, die er in seinem offiziellen Leben nach Tunlichkeit zu vermeiden pflegte.

Dülferts Geschick war schon nach den ersten zehn Minuten entschieden.

Und als er eine Stunde darauf das Weinlokal verließ, hatte er eine Anweisung auf hunderttausend Mark in der Tasche, aber auch die Überzeugung, daß Liebenberg ihn nach weniger als zwei Wochen um seine Unterstützung bitten würde, da niemand so wie er ihm die Beziehungen zu dem belgischen Herrscher ebnen konnte, ohne dessen Zustimmung die geplante große geschäftliche Transaktion undenkbar war.

Er hatte doch Unrecht mit seiner Weiberverachtung der kleine Liebenberg, und es gab Fälle, wo man als Freund einer ehemaligen Portierstochter schneller und sicherer zum Ziel kam, als mit dem betäubenden Geklapper von siebzig Millionen. Und Liebesstunden waren auch im Liebenbergschen Sinne nicht immer verlorene Stunden.

Mit dem Scheck in der Tasche fühlte Dülfert sich wieder einmal als den Herrn der Welt. Er fuhr ins Parkhotel zurück. Dann ging er in den Speisesaal hinunter und bestellte trotz der späten Stunde ein exquisites Diner.

Jener wüste Rausch, der ihn auch äußerlich einem jener stockbetrunkenen Provinzbummler gleich gemacht hatte, die halbverdaute Literaturerinnerung und Er-

lebnisse sentimental zu einem dicken Brei vermanschten, verlangte seine Ausgleichung.

Er speiste langsam, mit stark betonter Korrektheit äußerer Form, und nippte nur feinschmeckerisch von den drei Weinen, die ihm in kundig gastronomischer Folge auf seinen Befehl eingeschenkt wurden.

Dabei dachte er ununterbrochen alle Möglichkeiten durch, die ihm zur Wiedererlangung seiner Kinder und des geliebten Mädchens offen blieben.

Er hatte es in seinem wildbewegten Leben gelernt, mit der Zeit als einem dehnbaren Begriff zu rechnen, und kaum je hatte ihn das Ziel an sich — und mochte er es noch so leidenschaftlich herbeisehnen — stärker angereizt, als die Hindernisse, die es dabei zu besiegen galt. Er war ein Temperament, dem in heißen Teig eingebackenen Gefrorenen vergleichbar, ein Gemisch von Eis und glühender Lava — kalt, wo man Glut bei ihm erwartete — versengend, wo man auf Kühle gefaßt war.

So allein ließ sich auch sein seltsames Lieben erklären, das zum ersten Male ehrlich — sein ganzes Wesen erfaßt hatte und damit auch die schroffen Gegensätze seines inneren Menschen rückhaltlos offenbarte.

Wie hätte er sonst Karen „Adieu" sagen können in demselben Augenblick, da nur ein heißer Wunsch in ihm Raum hatte: sie in seine Arme zu schließen und nie von sich zu lassen! Wie hätte er jetzt mit der Gelassenheit eines englischen Snobs die delikate

Zusammenstellung eines Diners angeben können, während sein Hirn und sein Herz zermartert waren von dem Gedanken: wo sind meine Kinder?

Als er den kleinen Löffel langsam in den nach türkischer Art bereiteten Mokka versenkte, dem er ungewöhnlich viel Zucker und einen Schuß Kognak beizumischen pflegte, fiel ihm eine leichte Erregung der Kellner auf, die zerstreuter, als es sich für das Personal eines ersten Hotels schicken mochte, die Gäste bedienten, ab und zu miteinander tuschelten und des öfteren in einen großen Nebensalon verschwanden, aus dem heraus beim Öffnen der Tür Stuhlrücken und die leisen Klänge eines Harmoniums herausdrangen.

Dülfert bequemte sich schließlich zu einer Frage, obgleich Fragen nicht in sein heutiges Verhaltungsprogramm paßte.

„Findet da jetzt noch Konzert statt?"

Der Kellner, froh, sprechen zu dürfen, wurde mitteilsam. Kein Konzert — eine hypnotische Séance. Seit acht Tagen weilte der Marchese Torinelli bereits im Hotel, ohne von der Behörde die Genehmigung zur Abhaltung einer öffentlichen Séance erhalten zu können. Heute abend nun sollte eine Sitzung vor geladenem Publikum stattfinden. Der Marchese wäre ein wahrer Hexenmeister. Auch ohne Hypnose hätte er bereits unerhörte Beweise seiner übernatürlichen Kräfte abgelegt. So sei vor acht Tagen der Prinzessin von Isenstein im Hotel ein Brillantenkollier im

Werte von fünfhundertausend Mark gestohlen worden — da hätte der Italiener den Ort genannt, wo es zu finden wäre.

„So? Und wo war es denn?" fragte Dülfert.

„Unter dem Fenster, in der Regenrinne."

„Ach was! Und der Dieb?"

Der Kellner lächelte nachsichtig.

„Nach dem wurde gar nicht weiter geforscht, denn der Marchese sagte, der Dieb wäre seit drei Tagen verschwunden und würde zehn Jahre lang verschollen bleiben."

Der Kellner wollte augenscheinlich noch etwas sagen, unterdrückte es aber und lächelte nur vielsagend.

Der Marchese bewohne übrigens die sogenannten Fürstenzimmer, und die Prinzessin hätte ihn in den letzten Tagen in der höchsten Gesellschaft Berlins eingeführt, die Equipagen mit Kronen und Wappen lösten sich nur so ab vor dem Hotel.

Dülfert fragte, ob er nicht auch der heutigen Sitzung beiwohnen könnte, und der Kellner, der nicht unempfindlich blieb gegen das Zwanzigmarkstück, das Gaston ihm in die Hand gleiten ließ, sagte, daß er sich von der Sekretärin eine unausgefüllte Pressekarte geben lassen wollte, auf die hin der Herr Doktor sich unbehindert im Salon einen Platz sichern könnte.

Dülfert glaubte wohl noch manchmal, daß „Mitfliegen — Fliegen" hieße, er wollte auch glauben, „daß 3×7 einundzwanzig, höchstens zweiundzwanzig" machen, nur an übernatürliche Kräfte eines

Torinelli mochte er nicht glauben, seitdem er einmal in Rom einen „großen Spiritisten", namens Conte Carrare, mit dem er aus einer Gesellschaft heimging, wie einen Irrsinnigen um Hilfe hatte schreien hören, weil sich ihm zwei betrunkene und im übrigen harmlose Strolche in den Weg gestellt hatten. Dülfert war der Meinung, daß es natürlicher gewesen wäre, die übernatürlichen, zu Gebote stehenden Kräfte zur Abwendung der Gefahr anzuwenden, anstatt sich knieschlotternd an die Häusermauer zu lehnen und „Soccorso! Soccorso!" zu rufen.

Ein paar kräftige Ohrfeigen hatten damals die Strolche verscheucht, und der kleine Conte Carrare hatte sich in tausend Danksagungen erschöpft und geschworen, seinen Lebensretter nie zu vergessen, ihm „für ewige Zeiten" mit „Leib und Seele" ergeben zu sein. Am anderen Morgen reiste Dülfert ab und später hörte er, daß Conte Carrare — in eine nicht sehr saubere Angelegenheit verwickelt — Rom bei Nacht und Nebel verlassen hätte.

Gaston hatte eben Pech mit seinen gräflichen Beziehungen.

Die hypnotische Sitzung war erst für zwei Uhr in der Nacht anberaumt, und Gaston beschloß, vorher noch einen kleinen Spaziergang zu machen und die blauen Kringel einer schweren Upmann in den linden Oktoberwind hinauszublasen.

Als er über den Kaiser Wilhelm Gedächtnisplatz schreiten wollte, sauste ein Auto an ihm vorüber.

Es war ein von innen erleuchteter Bedag, und was er im Fluge erfaßte, war die Silhouette eines großen schwarzen Federhutes und eine Welle kupferroten Haares, dessen Anblick ihm alles Blut zu Kopfe trieb.

„Karen!" entfuhr es seinen Lippen.

Aber im nächsten Augenblick schoß ihm der Gedanke durch das Hirn, daß nicht Karen, sondern vielleicht seine Frau in dem Auto vorübergesaust war.

Karen ... Anna ... Die zwei so grundverschiedenen Frauen schwammen in diesem Augenblick vor seinen Augen in Eins zusammen! Wie entgeistert sah er dem Wagen nach, der ein weibliches Wesen mit schwarzem Federhut und einer Welle kupferroter Haare entführte.

Karen ... Anna ...

Das Weib seiner Liebe — das Weib seines Hasses.

Beide hielten sie sein Leben in ihrer Hand. Beide entwanden sich ihm — eigensinnig und selbstquälerisch die eine — perfid die andere. Beiden jagte er nach — der einen, um sie selbst für sich zu gewinnen, der anderen — um ihr die Kinder zu entreißen.

Eine Viertelstunde irrte er in den Straßen, und seine Gedanken, die erst wie ein aufgescheuchter Vogel immer nur um einen schwarzen Federhut und eine Welle kupferroten Haares kreisten, flogen von da ab zu der massigen, geschminkten Gräfin, die wie ein Zerrbild der Beiden ihn grinsend und hohnlachend

aus der geraden Bahn seines neuen Lebensprogramms herausgepeitscht hatte, um ihn in einen Abgrund von Aufregung und Verzweiflung zu stürzen.

Das wußte er — seine Frau war nur das Sprachrohr seiner gefährlichen Feindin, eine schillernde Seifenblase, die vom Gifthauch der Gräfin abhing und in nichts zerplatzte, wenn die Poczerewska des Spieles überdrüssig wurde. Aber er kannte jetzt dieses verbrecherische, in seiner verbrecherischen Rücksichtslosigkeit beinahe grandiose Weib.

Sie wurde ihres Rachespiels nicht eher überdrüssig, bis sie es nicht zu einer infernalischen Rachetragödie gewandelt, bis nicht das Opfer ihrer Ränke vernichtet vor ihr im Staube lag. Und auch dann noch versetzte sie ihm nicht den Gnadenstoß, sondern weidete sich an seinen letzten Zuckungen...

Nicht seine dumme, alberne Frau mit den eingelernten Phrasen, die sie mit dem rasselnden Lärm eines Phonographen wiedergab, mußte er treffen, sondern ihren „spiritus rector", die Frau, die zur Hyäne geworden war, weil er das Weib in ihr mißachtet hatte...

* * *

Es war gerade zwei Uhr, als er ins Hotel zurückkehrte und sich leise in den parfümgeschwängerten, halbdunklen Salon hineinstahl, auf dessen provisorisch errichtetem Podium ein kleiner Herr im Frack mit

grell leuchtendem, weißen Hemd auf das ein schwerer schwarzer Bart niederfiel, seltsame Bewegungen vollführte.

Zwei bläulich brennende elektrische Birnen gaben seiner Erscheinung etwas Unwirkliches, Gnomenhaftes, seine weißgeschminkten Hände schwebten wie die Hände eines ekstatischen Orchesterdirigenten im Raum umher, und seine schwarzen Augen glühten wie Kohlen aus dem kunstvoll untermalten Kreis seiner tiefen Augenhöhlen hervor.

Die sehr elegante Gesellschaft, die hier versammelt war, verharrte in lautloser Stille, als vollführten die schwebenden Hände eine geisterhafte Musik, die vor dem leisesten irdischen Laut verstummen mußte.

In einem Sessel auf dem Podium lag hingegossen das Medium — ein hageres, blondes weibliches Wesen, das ohne jede Theatralik den Gesetzen magnetischer Kraft verfallen zu sein schien.

Gaston konnte nicht umhin, die geschickte Regie des Marchese anzuerkennen. Nachdem dieser die verschiedensten Experimente zur tiefsten Erbauung seiner Gäste vorgeführt hatte, forderte er in süßlichem Französisch alle jene auf, das Podium zu betreten, die an sich selbst die Wirkung seiner hypnotischen Kunst erproben wollten.

Dülfert horchte auf. Die Stimme kam ihm bekannt vor.

Und wie er genauer zusah und sich den langen Bart wegdachte, stutzte er.

Im Publikum löste sich unterdes die Spannung, und ein eifriges Hin und Her von erregten Worten bewies, daß ernsthaft die Frage diskutiert wurde, ob man nicht doch das Wagnis, sich hypnotisieren zu lassen, riskieren sollte.

Der Marchese stützte sich auf einen kleinen, runden Tisch, der seitwärts vom Podium stand, und lächelte starr herab.

„Eh bien?“ sagte er endlich.

Da stand eine große Dame auf, über deren mächtig vorgewölbter Büste sich in roter Lockenfülle das wie von einer Mauerkrone geschmückte Haupt einer antiken Stadtgöttin erhob. Die reichlich und geschickt angewendete Schminke sowie das bläuliche Licht zauberten einen letzten Rest untergehender Jugend auf das etwas schwammige Antlitz.

„Marchese, ich stelle mich Ihnen zur Verfügung,“ schrillte die aufdringliche Stimme der Gräfin Poczerewska durch den Saal.

Und ohne auf ihren Mann zu achten, der seine feurigen, dunklen Augen in noch größerer Verlegenheit von ihr abwandte als damals, da er als Angeklagter vor das Forum des Gerichtshofes trat, ohne sich um die vornehme Gesellschaft zu kümmern, erklomm sie die zwei teppichbelegten Stufen, die zum Podium heraufführten, und wiederholte leise, indem sich ihre Augen gierig in die des interessanten Marchese festsaugten:

„Je suis à vous!“

In demselben Augenblick zuckte der Marchese zusammen.

„Conte Carrare," hatte jemand ganz leise zu ihm hinaufgerufen. Und noch einmal, halb warnend, halb drohend: „Conte Carrare". Die Augen des Italieners weiteten sich, und sein bleiches Gesicht wurde noch fahler in der schwarzen Rahmung seines Bartes. Da wurde aber auch sein irrender Blick festgehalten von zwei wasserhellen Augen, die starr auf ihn gerichtet waren.

„Nun," rief die Gräfin, „fangen Sie an, Marchese . . ."

Aber er rührte sich nicht. Seine weißgeschminkten Hände fielen wie kraftlos herab und er murmelte: „Es geht nicht . . ."

Man brauchte der Poczerewska nur etwas zu versagen, damit sie das Verweigerte auf alle mögliche Art zu erreichen suchte.

„Oh, warum geht es nicht? Ich bin gesund . . . Fühlen Sie mein Herz . . ."

Sie riß die Hand des Hypnotiseurs an sich und drückte sie gegen ihren Busen.

Der Marchese suchte vergeblich sich ihr zu entwinden.

„Gewiß, Signora, aber ein Etwas in Ihren Augen . . . ein Zug um Ihren Mund . . . nein, Signora, lassen Sie das . . . Ich tue es nicht . . ."

Das Publikum wurde unruhig. Sie kompromittierte sich wirklich, diese Poczerewska — benahm sich wie eine Deklassierte!

Der Graf fühlte, daß die Gesellschaft sein Einschreiten erwartete.

„Meine Liebe ... quäle doch den Marchese nicht. Ein ander Mal ..."

Die Gräfin spielte Baby, biß und zerrte an ihrem Taschentuch, trampelte mit den Füßen.

„Dann erkläre ich, daß alles Humbug, Unsinn ist ..."

Stühle wurden heftig zurückgeschoben, seidene Schleppen raschelten, einige Herren umringten die Estrade — wieder flog ein verzweifelter Blick des Marchese zu dem blonden Riesen hinüber, der ganz im Hintergrunde des Saales an der Wand lehnte und die Augen nicht von ihm abließ.

„Licht ..." rief er endlich, „... Licht ..."

Taghell flutete das elektrische Licht durch den Raum. — Dülfert verschwand unbemerkt, wie er gekommen war.

Wie von einem Alb befreit, atmete der Italiener auf. Nun war er wieder ganz selbstsicher, ganz Weltmann, mit einem leisen Unterton nervöser Erregung, die durch die von der Gräfin geschaffene Situation völlig erklärt schien.

Und in dem strahlenden Licht, wie absichtlich jeder Mystik entkleidet, sagte er:

„Die Signora ist zu nervös für solche Experimente. Sie würde danach an heftigsten Kopfschmerzen leiden. Meine Experimente sollen aber keine Leiden schaffen, nur Freude — vor allem aber Nutzen. Denn ich

will der Wissenschaft dienen und dem Wohle der Menschheit."

Einen besseren Abschluß für diesen im Grunde verdorbenen Abend konnte sich der Marchese nicht wünschen. Herren und Damen jubelten ihm zu, die „Halsband-Prinzessin", wie sie nach der Entwendung und Auffindung ihres Kolliers genannt wurde, zerdrückte eine Träne der Rührung und des Stolzes zwischen ihren blonden Wimpern, und der Graf Poczerewski konnte nichts anderes tun, als seine extravagante Gemahlin aus dem Bereich all der spöttischen und mißbilligenden Blicke fortzuführen.

Die Gräfin tobte. Es war wieder einmal, daß ihr Wille an einem stärkeren Willen abgeprallt war. War es möglich, daß dieser kleine, schmächtige Mann ihr grundlos einen so unbeugsamen Widerstand entgegensetzte . . .?

Sie träumte die ganze Nacht von ihm. Nicht in den Jahren ihrer tollsten Leidenschaften, ihrer leichtsinnigsten Streiche hatte sie ähnliches empfunden. Die schwarzen Augen des Italieners verfolgten sie überall. Sie hätte sich schlagen mögen.

Um acht Uhr morgens klingelte sie der Zofe und ließ sich Tee mit Arak bringen, um halb neun hatte sie den Plan gefaßt, den Marchese in ihr Haus zu ziehen, koste es was es wolle, um neun erwog sie die Möglichkeit einer Verheiratung mit ihm, und um halb zehn die einer Scheidung vom Grafen.

Es ging nicht immer ganz folgerichtig zu in ihren Zukunftsprojekten, dafür aber temperamentvoll und in beschleunigtem Tempo.

Sie war in Gedanken also bereits auf der fünften Hochzeitsreise, als sie sich die Frage vorlegte, welchen halbwegs gültigen Scheidungsgrund gegen den Grafen sie wohl angeben könnte. Er war „ritterlich und nonchalant" wie alle polnischen Grafen und hatte ihr nie Ursache gegeben, sich über ihn zu beschweren, nie ... bis ...

Wie ein Blitz durchzuckte sie plötzlich ein Name: Anna von Dülfert.

Sie war nicht eifersüchtig veranlagt, die Poczerewska — vielleicht nur weil sie sich so ausschließlich mit sich selbst beschäftigte, aber jetzt, wo sie so krampfhaft nachdachte, den Sympathien des Grafen nachspürte und seinen Wegen außerhalb des Hauses — jetzt fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.

Natürlich Anna von Dülfert! Seit Wochen und Monaten rannte ihr Mann der kleinen rotgefärbten Mouche nach. Seine Idee war es gewesen, der Remy das Geschäft abzukaufen, um es Anna von Dülfert zu übergeben. Sie selbst hatte nur ja gesagt, um ihr Mütchen zu kühlen an Gaston, ihn zu erniedrigen in seiner Frau, in seinen Kindern, seiner Ehre, seinem Namen ... Aber der Graf ...

Sie sah plötzlich ganz klar, sah die kleine kokette Mouche vor dem Grafen auf und ab scharwenzeln,

mit jenem verdächtigen Hüftenwiegen, das sie selbst aus ihren Jugendtagen so gut kannte, sie sah ihren Mann, wie er ihr mit plötzlich erwachter Geschäftlichkeit auseinandersetzte, wie nützlich ihm Mouche damals gewesen war, als er sie als Bardame engagiert hatte, wie tapfer sie dann auf seiner Seite gestanden bei jenem scheußlichen Prozeß, sie erinnerte sich auch einiger Juwelierrechnungen für Schmuck, den sie selbst nie bekommen hatte, ihr fielen noch viele andere große und kleine Merkmale ein, die auf eine nähere Beziehung zwischen Anna von Dülfert und Poczerewski hinwiesen.

Sie breitete in überschwenglichem Frohgefühl beide Arme aus, wie um ein Etwas an ihren Busen zu pressen. Sie fühlte, wie die ihr plötzlich verhaßten Poczerewski-Ketten von ihr abfielen, und schauerte wollüstig bei den Vorstellungen, unterzutauchen in einen fremden Willen, entrückt zu sein aller Erdenschwere, und von weichen weißen Händen durch alle Regionen übersinnlicher Extasen geleitet zu werden.

In diesem Augenblick pochten kleine Kinderfäuste an die Tür ihres Schlafzimmers, und gleich darauf traten zwei Kinder über die Schwelle.

„Ist das wahr, Großmutter, daß Tante Aamundsen tot ist? Mama sagte, Tante Aamundsen ist tot und Tante Bella auch und wir fahren jetzt weit weg ...", rief der Knabe, und die Kleine fügte heulend hinzu: „Ich will nicht weg, Großmutter, ich will nicht ..."

Es war bitter, aus süßen Liebesträumen durch die Anrede „Großmutter" gerissen zu werden.

Aber alles, was von diesen Dülferts kam, war immer nur Böses und Unangenehmes.

„Heult nicht und macht, daß ihr rauskommt," gebot die Poczerewska mit imperatorischer Armbewegung, vor der die Kinder davonliefen, als hätte die böse Märchenhexe ihren Besen nach ihnen geworfen.

Die Gräfin aber sank in einen Sessel und preßte die weiße, fleischige Hand vor die Stirn.

Nein ... Anna von Dülfert war kein Scheidungsgrund. Wurde ihretwegen die Ehe geschieden, dann war auch Gaston frei. Dann lag auch seiner Scheidung nichts im Wege, und die Kinder würden ihm von Rechts wegen zugesprochen. Das aber — das hatte sie sich zugeschworen — das durfte nicht sein! Klein wollte sie den Mann vor sich sehen, der es sich herausnahm, sie zu verachten.

Es gab kein noch so subtiles Mikroskop, das die erwünschte Kleinheit Gaston von Dülferts hätte sichtbar machen können.

Die Poczerewska renkte sich die Hände aus in angestrengtem Grübeln.

Nachdem diese Gedankenarbeit eine Stunde gedauert hatte, kam sie zu dem Schluß, daß es ein Glück auch neben der Ehe geben konnte, und mit dem programmartigen Refrain eines Chantantliedes,

das sie vor vielen Jahren in Paris gehört hatte, setzte sie sich vor ihren Toilettentisch, um ihren Lockenbau aufzutürmen:

„Ugène, Ugène, tu me fais languir!
Ou il 'y a d'la gêne, d'la gêne
'y a pas d' plaisir!"

* * *

Noch in derselben Nacht, nach der vorzeitig abgebrochenen hypnotischen Seance klopfte Dr. v. Dülfert an eine der Türen der Fürstenzimmer seines Hotels.

Ein Mohr, der arg berlinerte, aber sonst ganz waschecht war, öffnete ihm. Gaston hatte noch nicht Zeit gehabt, ihm seine Karte einzuhändigen, als der Marchese selbst aus dem Nebenraum trat und den blonden Riesen mit einer hastigen Bewegung mit sich fortzog.

„Ich weiß, was Sie sagen werden, Herr Doktor, ich weiß alles. Was soll ich tun, um Ihnen gefällig zu sein. Sie haben mir einst das Leben gerettet. Ich gehöre Ihnen."

„Danke, danke. Verlange ich gar nicht," unterbrach Gaston kühl. „Und was ich Ihnen sagen will, können Sie auch nicht wissen, weil Sie nicht wissen, wieviel mir von Ihnen bekannt ist."

Der Marchese verfärbte sich.

Gaston machte eine abwehrende Bewegung.

„Ihre hypnotischen Fähigkeiten sind das einzig — ich möchte sagen, Reelle an Ihnen. Sie haben auch zugelernt, wie ich bemerkt habe."

Der Italiener verneigte sich, geschmeichelt, wie ein Tenor, indem er die Hand gegen das Herz drückte.

„Im übrigen," fuhr Gaston unbeirrt fort, „— sind Sie derselbe Abenteurer geblieben, der vor den plumpesten Mitteln nicht zurückschreckt. Die Halsbandgeschichte ist wirklich naiv. Da haben Sie in Rom besser gearbeitet ... gründlicher."

„Man wird vorsichtig," murmelte der Marchese.

„Dennoch nicht vorsichtig genug — selbst wenn man in zwei harmlosen Strolchen verkappte Polizisten vermutet ...! An jenem Abend hatten Sie sich von der Marchesa Skuderi in der Hypnose ein Brillantendiadem aushändigen lassen, mit der Weisung, ein Frauenasyl in der Nähe von Florenz zu gründen. Sie reisten hin, kauften auf einem Hügelabhang eine halbverfallene trattoria, setzten zwei vertrottelte Ziegenhirtinnen hinein, denen Sie die pompösen Titel ‚Schwester Oberin' und ‚Schwester Beschließerin' gaben, und ließen sich von den Weibern einen Vorrat sentimentaler Dankesschreiben anfertigen. Der ganze Scherz kostete Sie 1000 Lire. Mit dem übrigen Gelde verschwanden Sie — und drei Monate später zündete die ‚Schwester Oberin' das ‚Asyl' an und kam mit ihrer Genossin in den Flammen um."

Der Marchese nestelte an seinem Kragen.

„Vielleicht behaupten Sie noch, daß ich auch an der Messinakatastrophe schuld bin."

„Meine Hochachtung wäre nur größer vor Ihnen, wenn ich das glaubte. Aber die Fernwirkung Ihrer

hypnotischen Kraft auf ein paar alte Weiber genügt mir. Was Ihnen mit der Ziegenhirtin gelang, wird doch wohl noch einmal zu wiederholen sein ..."

Der Italiener fuhr sich mit der Hand durch den Bart, und Gaston sah, wie kleine Schweißperlen ihm langsam aus den Poren traten.

„Die Marchesa war übrigens nicht zu bewegen, Sie anzuzeigen, wie ich gehört habe, obwohl ganz Rom Sie als einen Schwindler erkannt hatte. Sie haben es von jeher verstanden, Ihre Interessen mit denen Ihrer Opfer zu verknüpfen, und die Furcht der anderen vor dem Skandal baute Ihnen den Thron Ihres Verbrechertums."

„Was wollen Sie von mir?" kam es halberstickt von den Lippen des Italieners. „Ich werde Berlin morgen verlassen — Geld biete ich Ihnen nicht an, denn ich stehe vor einem Abgrund. Vor einem Jahr war ich ein reicher Mann, verfehlte Spekulation haben mich um mein Vermögen gebracht."

Gaston lachte laut auf.

„Ach so ... Sie haben es mit dem ‚ehrlichen Erwerb' versucht? Das, mein Lieber, müssen Sie hübsch bleiben lassen. Dabei geht das ‚Genie' zugrunde, und ein bißchen Genie sind Sie trotz allem — würdig in meine früher erträumte Sammlung aufgenommen zu werden. Manolescu starb, als er sich gerade anschickte, seine ersten Steuern zu zahlen, Cora Pearl, die berühmteste Hetäre des dritten Kaiserreichs krepierte auf faulem Stroh, als sie zu begreifen anfing, daß

Blumen süßer duften, wenn sie aus einer Hülle von einfachem Seidenpapier, als aus einer schmierigen Tausendfranksnote herausgeschält werden. Sie, lieber Conte oder Marchese, wie Sie sich jetzt zu nennen belieben, werden an dem ersten Stück Brot ersticken, das durch ‚ehrlichen Erwerb' in Ihre Hände fällt. Lassen Sie die Finger davon. Wenn Sie nicht so jämmerliche Angst vor verkappten Polizisten hätten, würde ich Sie bewundern. Aber schließlich geht es den Rockefellers, Carnegies u. a. nicht besser. Sie fürchten alle für ihr Leben und noch mehr fürchten sie sich, daß man ihnen abnimmt, was sie anderen abgenommen haben. Geben Sie mir die Hand, Marchese — so. Auch in Ihnen begrüße ich einen heimlichen Kaiser, und wenn Ihnen etwas zur völligen Größe fehlt, so ist es nur die Fähigkeit, die Fäden Ihrer komplizierten Handlungen zu verwirren. Sie arbeiten zu einfach, Marchese, zu offen. Ein bißchen zu plump. Nehmen Sie es mir nicht übel. Sie stellen sich hin und schreien: ich hypnotisiere — ihr habt alle keinen Willen außer dem meinen. Kindisch, lieber Marchese, wirklich kindisch. Und zum Schluß sind Sie gezwungen, um als Held zu gelten, das gestohlene Gut wie ein Domestik herauszugeben."

Dr. von Dülfert weidete sich an der tödlichen Verlegenheit des kleinen Mannes, fühlte es, daß — je länger er sprach, seine Wirkung eine immer größere, vernichtendere wurde.

Hart und sachlich schloß er.

„Und nun hören Sie einmal genau zu. Zwei Jahre nach unserer interessanten Begegnung in Rom, war es mir bei einem neuerlichen Aufenthalt dort — beschieden, die Marchesa Skuderi von Ihrem Bann zu erlösen. Sie starb in meinen Armen und gab mir ein Belastungsmaterial gegen Sie in die Hände, das — in welchem Lande Sie sich auch aufhalten mochten — genügen wird, um über Sie die einem jeden Lande eigene Todesstrafe zu verhängen. Ich versichere Ihnen, lieber Marchese, wäre ich nicht so mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, es hätte mir einen Genuß eigener Art bedeutet, Sie geographisch durch alle Todesängste durchzujagen und Ihnen schließlich die Kardinalfrage zu stellen: ziehen Sie den österreichischen Galgen, die französische Guillotine, das deutsche Richtbeil, den elektrischen Stuhl Amerikas vor oder wünschen Sie etwa, in China lebendig abgehäutet zu werden, wie die indischen Schlangen?"

„Wenn Sie nicht aufhören, alarmiere ich das Hotel!"

Der Italiener war käsebleich, seine weiße Hand, auf der sich die Schminke breiig mit dem kalten Schweiß vermischte, tastete nach der elektrischen Klingel.

Beinahe zärtlich legte ihm Gaston die Fingerspitzen auf den Arm.

„Nicht doch, Marchese ... Wir sind ja unter uns, und ich bewundere Sie. Es täte mir leid, wenn Ihnen auch nur ein Haar gekrümmt würde ... Und

dann sehen Sie — wie merkwürdig, Marchese ... ich wende keine Gewalt an, meine Finger berühren kaum Ihren Frack — Sie aber machen die verzweifeltsten Anstrengungen, loszukommen, mich abzuschütteln ... und es geht nicht! Nein, sehen Sie wirklich ... es geht nicht ..."

Starr blickten die wasserhellen Augen des blonden Riesen in die schwarzumränderten Augen des Italieners.

„Lassen Sie mich — ich ersticke ... lassen Sie mich ..."

Dr. von Dülfert trat zurück, ein spöttisches Lächeln legte sich um seine schmalen Lippen, und als wäre nichts geschehen, entnahm er seinem Etui eine Zigarette.

„Seltsam ... nicht, Marchese? Es scheint, daß von uns Zweien — ich der Stärkere bin? Haben Sie das nicht schon vorhin bemerkt, als Sie die Dame hypnotisieren wollten, und ich Sie anrief ‚Conte Carrare' und leise den Kopf schüttelte?"

„Ja ... die Arme wurden mir lahm ... meine Kraft war wie weggeblasen ... Gewichte hingen an jedem meiner Finger."

Keuchend fielen die Worte von den fahlen Lippen des Italieners, und in abergläubischer Furcht streifte er die schlanke, hochschulterige Gestalt.

Gaston nickte.

„Schade, wenn zwei Kräfte sich entgegenarbeiten, statt sich zu vereinen," sagte er langsam.

Er nahm einen Stuhl und rückte ihn ganz nahe an den Sessel des Marchese heran.

„Halten Sie es für möglich, Marcheſe, daß ein Wille, der noch ſtärker iſt als der Ihre, durch das Medium Ihrer Perſon den Willen einer dritten Perſon beherrſcht?"

Der Marcheſe dachte nach.

„Ja... das iſt möglich. Es hat Fälle gegeben, wo der Hypnotiſeur unbewußt den Willen eines anderen, von dem er ſelbſt hypnotiſiert worden war, auf ſein Medium übertrug."

Dr. von Dülfert nickte befriedigt.

„Schön. Die Sache iſt alſo denkbar einfach." Und faſt befehlend fuhr er fort: „Die ſtarke Dame von vorhin iſt die Gräfin Poczerewska — der Inbegriff der Erbärmlichkeit, die Verkörperung des Scheins, der Lüge und der Niedertracht. Ich kenne dieſe Frau durch und durch. Sie iſt zur Stunde gewiß ſchon in Sie verliebt. Sie wird Sie in ihr Haus ziehen und alles daran ſetzen, von Ihnen hypnotiſiert zu werden. Natürlich vor einem großen Kreiſe. Denn ſie will, daß man immer von ihr ſpricht, daß ſie im Mittelpunkt des Intereſſes ſteht. Nur Feigheit hinderte ſie bisher, als erſte Aviatikerin ſelbſtändig in die Lüfte aufzuſteigen. Dieſe Angſt werden wir ihr nehmen, Marcheſe."

Der Italiener ſprang auf.

„Und dann? ..."

Ein kalter, grauſamer Zug legte ſich um die Mundwinkel Gaſtons.

„Dann wird ſie Ihnen in die Arme fliegen,

Marcheſe ... Es handelt ſich nur darum, ſie aufzufangen," fügte er ſpöttiſch hinzu.

„Herr Doktor, ich hatte mir geſchworen ..."

„Kann ich mir denken, ſchon gut," ſchnitt Gaſton kurz ab. — „Schwören Sie wieder zurück. Und nun hören Sie, was Sie zu tun haben: Sie werden fortab ſtändiger Gaſt bei der Gräfin ſein, ſie hypnotiſieren, ſo oft ſie es verlangt, aber immer nur ſcherzhafte Dinge von ihr fordern, kleine Salonſpielereien! Verſtanden? Jedes ernſtere Experiment werden Sie ſtets ablehnen. Gleichzeitig werden Sie mich in die Geheimniſſe Ihrer Kunſt einweihen, und ich werde mir den Spaß machen, unſichtbar, aber durch Ihre Vermittelung, und Ihnen und der Gräfin unbewußt, die Poczerewska ein wenig nach meiner Pfeife tanzen zu laſſen. Soweit ich Ihre Wirkung auf das Temperament der Gräfin berechnen kann, wird die Fernhypnoſe bereits nach der fünften oder ſechſten Einſchläferung in Kraft treten können. In acht Tagen ſomit können Sie Berlin verlaſſen mit einer Barſumme von ..."

Dülfert ſah den Marcheſe fragend an. Der wollte ſich winden, ſuchte Ausflüchte, gab Nervenerſchlaffung vor. Dülfert lächelte nur.

„Ein Wort von mir, lieber Freund — und Sie ſind verhaftet."

„Hunderttauſend Mark," ſtammelte der Marcheſe.

„Sie ſind ein Dummkopf, dafür hätten Sie das Dreifache verlangen können," meinte Dülfert gleich-

mütig und erhob sich. — „Also schön, hunderttausend Mark. So, und nun versuchen Sie nicht, sich aus dem Staube zu machen. Beim ersten Fluchtversuch ist die Polizei von fünf Ländern auf Ihren Fersen. Guten Abend."

Damit verließ Dr. von Dülfert das Zimmer und begab sich zum Nachtportier, um ihm zu sagen, daß er ihn sofort zu benachrichtigen hätte, falls der Marchese noch in der Nacht ausginge, da er sich ihm dann anzuschließen versprochen hätte. Er brauchte nur hinaufzutelefonieren.

Es war vier Uhr, als er endlich sein Zimmer aufsuchte, um sich wie gerädert zu Bett zu legen.

* * *

Am nächsten Morgen, als er seinen Tee schlürfte, klopfte es an seine Tür und Neander trat über die Schwelle.

„Meine Braut ist unten. Ich dachte, es sei nicht schicklich, sie in das Zimmer eines Herrn mitzubringen," sagte er ein bißchen salbungsvoll und fast eheherrlich streng, „aber sie hatte durchaus mitkommen wollen, um Ihnen selbst zu sagen, was sich gestern noch in der Kurfürstenstraße ereignet hat."

Gaston ließ ihn kaum aussprechen.

„Mensch, Sie sind ein Dauerredner, Ihre Gemeinde kann mir leid tun. Wo ist Bella ... unten? Ich komme."

Und ehe noch Neander ein Wort entgegnen konnte, war er aus der Tür heraus und raste die zwei Etagen hinunter in das Lesezimmer.

Die kleine Maßmann, die schon jetzt etwas bedrückend Pastorenhaftes an sich hatte, hielt ein einfach zusammengelegtes Taschentüchlein zwischen den Fingern, dem nur das Gesangbuch als Stützpunkt fehlte.

„Wo ist Karen ... wo sind meine Kinder?" rief Dülfert ihr atemlos entgegen.

Noch bevor sie antwortete und trotz der Erregung des Augenblicks warf die kleine Maßmann einen strafenden Blick auf ihn, der in der Hast vergessen hatte, sich sorglich die Krawatte umzubinden.

Sie rückte etwas von ihm ab und erzählte mit gemessener Kühle, daß gestern spät abends Karen Holmsen in der Kurfürstenstraße erschienen wäre. Sie war bei Liebenberg gewesen und befand sich in hochgradiger Erregung.

Gaston stutzte. Was hatte Karen bei Liebenberg zu suchen ...?

„Weiter, weiter ..." drängte er.

Liebenberg hatte Karen erzählt, in welchem Zustand von Verkommenheit er ihn, Gaston, angetroffen hätte ...

Die kleine Maßmann schlug die Augen nieder. Die fehlende Krawatte war ihr wie eine Bestätigung dieser Gesunkenheit.

Sie fuhr fort:

„Karen fing bei dieser Schilderung Liebenbergs zu weinen an, und Liebenberg versuchte sie zu trösten und sagte ihr schließlich, daß er ihr für jede ungeweinte Träne eine Perle von der Größe einer Erbse schenken wollte, wenn sie künftighin ihre Aufmerksamkeit ihm widmen würde."

„Das hat der Schurke gewagt . . ."

„Oh, er hätte noch mehr gewagt, wenn nicht Karen wie ein gejagtes Wild davongelaufen wäre," sagte die kleine Maßmann.

„Ja, was hatte sie denn bei Liebenberg zu suchen, zum Donnerwetter nochmal?"

„Sie konnte es vor Sehnsucht nach Ihnen nicht aushalten! Sie wußte, daß Sie mit Liebenberg zusammentreffen wollten, da wollte sie sich nach Ihrem Aufenthalt erkundigen."

„Die liebe, gute . . ."

Die kleine Maßmann gebot ihm Einhalt.

„Täuschen Sie sich nicht, Herr Doktor, Karen ist aufs tiefste verletzt durch Ihr unwürdiges Benehmen. Sie wollte es ja erst nicht glauben, daß Sie wie ein . . ."

„Daß ich wie ein Schwein besoffen war," ergänzte Dülfert. — „Herrjöhses, das kommt doch bei jedem mal vor!"

„Sie vergessen, Herr Doktor, Karen ist Norwegerin. Dort wird allenfalls Punsch getrunken, aber selten Wein. Sich am Wein zu betrinken, gilt dort als ein Laster schlimmster Art. Punsch habe ich auch schon

mit Karen getrunken und gesehen, wie ihre feine, zarte Haut rote Flecke bekam. Dann schämte sie sich aber immer entsetzlich. Und es waren doch nur kleine rote Flecke, während Sie, Herr Doktor ..., eine Stunde wie tot in der Kneipe gelegen haben ..."

Oh, diese furchtbare, kleinbürgerliche Moral! Gaston hätte in diesem Augenblick den verbrecherischen Marchese wie einen Bruder ans Herz drücken können und die kleine Maßmann morden mögen.

Neander schlich sich still herein und setzte sich ergeben auf eine Stuhlecke.

„Mein liebes Mädchen, rege dich nicht auf, ich will statt deiner sprechen."

Und er sprach ... mit schönen rhetorischen Floskeln und sanftem Augenaufschlag, wie Fräulein Holmsen, aufgelöst vor Schmerz und Beschämung, in der Kurfürstenstraße angekommen war, wie die Schilderung des Kinderraubes ihre Empörung über den Doktor ein wenig gemildert, und wie sie schließlich erklärt hatte, in einem Lande wie Deutschland nicht mehr leben zu können.

„Pack' deine Sachen, Bolette," sagte sie zu Frau Aamundsen, „du gehörst nicht zu fremden Kindern, du gehörst zu deiner Karen Holmsen. Morgen, mit dem ersten Frühzug fahren wir nach München, von da an den Gardasee."

Dabei räumte sie selbst die Kommoden und Schränke aus und warf sogar die Missionsnäharbeit, die ihr sonst immer auf die Nerven fiel, in den Koffer. Ver-

geblich redeten wir ihr zu, nichts zu überstürzen, denn die Wege Gottes sind unerforschlich, und auch Noah..."

„Genug, genug," schrie Gaston, am Ende seiner Geduld und faßte sich an den Kopf, als wäre er in einem Tollhause oder in einer Versammlung der Heilsarmee.

„Noch etwas," sagte die kleine Maßmann. „Als wir heute früh Karen und Frau Aamundsen auf die Bahn brachten, da sahen wir eine kleine Dame mit brennend rot gefärbten Locken und zwei Kindern in denselben Zug steigen. Karen wurde halb ohnmächtig bei diesem Anblick und wollte aussteigen, aber der Zug setzte sich in Bewegung.

Eine kleine Pause entstand.

„Das ist nun alles, was Ihr mir zu sagen habt?" fragte Dr. v. Dülfert tonlos.

Neander erhob sich.

„Nein, Herr Doktor. Das Schönste und Beste kommt noch."

Gaston verzog das Gesicht. Der gute Pastor war aus den Kinderschuhen noch nicht heraus und imstande, auch bei Tisch das „schönste und beste Stück" auf seinem Teller für den letzten Bissen aufzusparen.

„Nun," fragte er, ohne Spannung, fast mit jener lässigen Müdigkeit, die als Reaktion nach allen großen Katastrophen eintritt.

„Fräulein Holmsen läßt Ihnen folgendes sagen," sprach der Pastor bedeutsam, „sie ist bereit, Ihnen alles

zu verzeihen, wenn Sie ihr binnen zweimal vierundzwanzig Stunden nachfolgen. Dies ihr letztes Wort. Sind Sie nach zweimal vierundzwanzig Stunden nicht bei ihr — dann ist jedes Band zwischen ihr und Ihnen zerschnitten. Auf ewig. — Amen."

Er räusperte sich, denn das „Amen" war ihm nur so gedankenlos, aus alter Gewohnheit, herausgerutscht.

Dülfert rieb sich die Stirn. Seine Karen, seine kluge, liebe, kleine Karen, hatte dieses unsinnige Ultimatum gestellt. Sie auch — „eine Gans, die mit endlosem Geschnatter über den Hof gackert"? . .

Enthielt das Testament eines Wahnsinnigen mehr Wahrheiten, als alles, was „vernünftige" Menschen je dafür gehalten hatten . . .?

Seine erste Bewegung war es, die ausgestreckte Hand der kleinen Bella zu ergreifen, und zu rufen: „Ja . . . ich fahre . . . Nicht erst in zweimal vierundzwanzig Stunden. Nein! Jetzt . . . gleich . . . mit dem nächsten Zuge."

Aber er besann sich, erst mußten seine Angelegenheiten hier erledigt werden.

„In acht Tagen reise ich Karen nach," sagte er. „Keinen Tag früher."

„Dann ist es zu spät," klagte Bella Maßmann.

„Herr, vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut!" murmelte Neander.

Und Hand in Hand mit „seinem lieben Mädchen" verließ er die Stätte „sündigen Lasters".

* * *

Nachdem Gaston in rasender Hast seine Toilette vervollständigt hatte, fuhr er zu Liebenberg. Man sagte ihm, er wäre nach Brüssel gereist und würde erst in sechs Tagen zurückerwartet.

Richtig, das große Brüsseler Geschäft, zu dem er ihm die Idee gegeben! Die Idee ... aber nicht die Möglichkeit, es ohne ihn auszuführen. Oh, er hatte es gelernt, Liebenbergs gemütliche Monologe zu parieren. Und Zeit war ja ein dehnbarer Begriff. Was er heute hatte ausführen wollen, es konnte auch in Tagen geschehen. Und in sechs Tagen, vielleicht zur selben Stunde, da er seine Abrechnung mit der Poczerewska hielt, würde er dem kleinen Geheimrat eine Lektion geben, an die er denken sollte.

In den nächsten Tagen sprach ganz Berlin von den hypnotischen Sitzungen bei der Gräfin Poczerewska. Wären sie nicht immer so völlig harmlos verlaufen, die Polizei hätte sich vielleicht hineingemischt, aber es war, als ob der schöne Italiener ängstlich alles vermied, was auch nur den Schein einer Gefahr haben konnte oder über die Grenzen unschuldigster Salonscherze hinausging. Die Poczerewska schlief jetzt ein, ohne daß er sie auch nur zu berühren brauchte. Ein sekundenlanger, starrer Blick und sie lag in tiefstem Schlaf. Man begriff nicht, daß der Marchese von Tag zu Tag widerwilliger und zögernder die Hypnose vornahm und nach dem Experiment zitternd und wie in Schweiß gebadet dastand. — „Was habe ich Ihnen befohlen, Komtesse?" fragte er manchmal. Sie lachte

und sagte, sie erinnere sich nicht. Das müßte er doch wissen, daß sie sich beim Erwachen an nichts erinnern könne.

Auch Dr. von Dülfert war um diese Zeit von einer geradezu unheimlichen Nervosität. Wenn er nicht mit dem Marchese „arbeitete", dann stierte er stundenlang vor sich hin und erwog alle „Für" und „Wider" seiner Herkunft.

Der wilde Traum aus der Weinstube verwob sich mit der Wirklichkeit zu einem unentwirrbaren Knäuel. „Il a son paquet", hatte seine Mutter bei der Geburt gesagt. „Son?" Wessen? . . .

Wäre doch erst die entscheidende Woche um, die sieben Tage, die seinen Racheplan kunstvoll aufbauten, ihn Schritt um Schritt der gehofften Erfüllung näher brachten. Und war dieser Plan selbst nicht die Ausgeburt einer tollen, kranken Phantasie?

Am sechsten Tage kam ein Rohrpostbrief von Liebenberg: „Kommen Sie sofort, muß Sie sprechen." Der Geheimrat war also schon wieder zurück in Berlin.

Das war vorauszusehen! Nun nahte die erste Abrechnung. Liebenberg würde ihm Geld bieten, sich loskaufen — eine Million, zwei Millionen. Nein . . . sein Blut mußte er sehen, ein kleines bißchen Blut, einen Spritzer nur, aber die Angst vor allem, die Feigheit . . . Und dann wollte er ihm helfen und eilen . . . Aber erst Rache, für jede angebotene Perle ein Degenhieb, meinetwegen mit flacher Klinge.

Wohl war ihm bei dem Gedanken, wie nach einer kalten Dusche ...

Und alles vollzog sich, wie er vorausgesehen. Die Angst — die groteske Angst!

„Wie Sie wollen, lieber Doktor, wenn Sie schon so meschugge sind, sich wegen einer Frau zu duellieren ... Pistolen? Gewehre? Meinetwegen ein amerikanisches Duell mit vergifteten Pillen, und im Dunkeln, nur nicht Degen!"

„Gerade Degen," bestand Dülfert, „nackt bis zum Gürtel, daß ich sehe, wie die Degenspitze in Ihr Fleisch eindringt!"

„Brrrr ...," machte Liebenberg und kreiste mit dem Zeigefinger um seine Stirn. — „Wenn Sie mich tot machen, verlieren Sie zwei Millionen."

Dülfert hatte nur gelacht. Abends saß er beim Marchese, als die Tür ging und die Poczerewska eintrat. Sie ging auf den Italiener zu, der sie wie entgeistert anblickte, und legte ihm ohne Rücksicht auf Gaston beide Arme um den Hals.

„Warum bist du heute nicht bei mir gewesen, Geliebter? Warum hast du mich gerufen?"

Der Marchese entwand sich ihren Armen:

„Ich habe Sie nicht gerufen, es ist nicht wahr ... gehen Sie nach Hause ... So gehen Sie doch!"

Er drängte sie zur Tür.

Die Gräfin lächelte und schüttelte ihre Lockenfülle.

„Alles wartet auf dich. Man spricht in Berlin nur noch von dir und dem Wettfliegen. Aber du

bist größer als sie alle — dein Flug geht höher, über die Atmosphäre hinaus geht er und nimmt mich mit ..."

Vergeblich suchte der Marchese sich von ihr zu befreien, hilfeflehend blickten seine Augen zu Gaston.

„Geh," sagte dieser kurz und machte eine leichte Bewegung gegen die Poczerewska.

Sie zuckte zusammen. Ein Dehnen und Schauern ging durch ihren mächtigen Körper. Dann senkte sie den Kopf und ging still zur Tür hinaus.

„So," sagte Gaston. — „Das System funktioniert. Apropos, Marchese, fahren Sie morgen zum Wettfliegen hinaus?"

Der Italiener lächelte schon wieder sein süßliches Estradenlächeln.

„Soll ich?"

„Es wäre mir ganz interessant, wenn Sie mir Bericht erstatteten. Ich habe morgen um diese Zeit eine Verabredung auf dem Fechtboden.

Dann zog er den noch nicht eingelösten Scheck von Liebenberg aus dem Portefeuille.

„Hier, Marchese, hunderttausend Mark. Ich würde Ihnen raten, morgen recht zeitig hier auszuziehen und Ihre Rechnung zu regulieren. Auf Wiedersehn sage ich Ihnen nicht — obwohl man ja bei Menschen, wie wir, nie wissen kann ... Also nicht vergessen: morgen nachmittag! Und lassen Sie mir die Poczerewska nicht aus den Augen. Sie ist so unheimlich extravagant! 'Nacht!"

Ohne dem Marchese auch nur die Hand zu reichen, mit einem kurzen Nicken und hartem, festen Blick auf die kleine, zusammengesunkene Gestalt des Italieners verließ Gaston das Zimmer.

Er machte die Nacht über kein Auge zu. Wie sich ein indischer Fakir an dem wilden Tanze betäubt, bei dem er sich wie ein Kreisel um sich selbst dreht, so betäubten seine um einunddenselben Punkt kreisenden Gedanken sein aufgeregtes Hirn, und wieder schwamm Traum und Wirklichkeit für ihn zusammen.

Als das Frührot durch die dunkelroten Sammetportieren brach, war ihm, als sei sein ganzes Zimmer in Blut getaucht, und wie ein Erstickender riß er an den Schnüren der Gardinen, an den Flügeln des Fensters.

Windstill und kühl flutete das Morgenlicht in den Raum — —

Gaston von Dülfert ergriff mit zitternder Hand die Feder und schrieb in seinen hastigen, großen Buchstaben quer über das Briefpapier:

Liebste Karen!

Ich weiß nicht, was die nächsten Stunden mir bringen werden: Erlösung oder Wahnsinn. Ein finsteres Geschick scheint mich von jeher verfolgt zu haben, und die Zickzacklinie meines Daseins war wohl eher die Folge, als die Ursache meiner sonderbaren Veranlagung. Dein junges, starkes Leben wage ich nicht mehr mit mir zu belasten —

ich darf es nicht. Obwohl ich nie so fühlte wie jetzt, daß ich Dich liebe! Ich muß Dich retten vor Dir, vor mir — leb wohl!

Bis zum letzten Atemzuge

Dein Gaston von Dülfert.

Den Brief sandte er an Bella Maßmann, mit der Bitte um Weiterbeförderung.

Dann verließ er das Hotel.

Klar wölbte sich der blaue Himmel über den Türmen der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, und die Menschen schritten lachend und plaudernd einher, die ungewöhnlich linde Oktoberluft wie ein gütiges Geschenk der Natur einatmend.

Dülfert rief ein Auto heran und fuhr zum Fechtboden. Er sah aus wie ein zum Tode Verurteilter, als er dort eintrat.

„Haben Sie Angst, Doktor?" fragte Liebenberg, der keine Ahnung vom Duellkomment hatte.

Schweigend entkleidete sich Gaston, während die Sekundanten, zwei Lehrer der Fechtschule, die Degen musterten und ein alter, tauber Arzt das Verbandzeug ordnete.

„Ziehen Sie sich doch auch aus," sagte einer der Sekundanten zu Liebenberg.

„Quatsch," entgegnete Liebenberg despektierlich. — „Der Degen ist spitz genug, er geht auch so durch ..."

„Ziehn Sie sich aus," brüllten nun beide Herren wie aus einem Munde.

Es war nun sehr unschön, wie sie sich beide auf den kleinen Liebenberg stürzten und ihm die Kleider vom Leibe rissen. Sie kannten eben seinen Namen nicht, wußten nichts von der Existenz der siebzig Millionen, wußten auch nicht, daß ein auswattierter Hoffmannscher Anzug, der seine vierhundert Mark kostete, behutsam angefaßt werden wollte, ahnten nicht, daß die Unterwäsche des kleinen Männchens so fein war, wie die Wäsche einer australischen Tänzerin und gleich Spinngewebe zwischen den Fingern zerging, wenn man so arg daran riß. Sie hielten sich nur an das von Dülfert vorher aufgestellte Programm der Duellfarce und wollten sich schier totlachen über das kleine, bucklige Männchen mit der hohen linken Schulter, das ihnen da plötzlich aus den Händen glitt wie ein Frosch und losbrüllte:

„Ich mach' nicht mehr mit! Gebt mir mein Hemd ... ich mach' nicht mehr mit!"

Mit einem Satz war Gaston neben ihm.

„Vater!" schrie es mit Urgewalt in ihm auf, und der Degen fiel klirrend zu Boden, während eine heiße Blutwelle ihm zu Kopfe stieg.

Der kleine Liebenberg blinzelte erst verständnislos mit den Augen, die zwei Sekundanten aber blickten verdutzt auf die beiden halbnackten Gestalten mit dem Buckel auf dem Rücken und der erhöhten linken Schulter, auf der sich je ein linsengroßer, gleichförmiger Leberfleck abhob.

Der Kommerzienrat meckerte vor sich hin, und

man wußte nicht, war es aus einem Gefühl der Erleichterung über den Abschluß dieser dummen Affäre, war es aus Genugtuung, eine so feine Nase gehabt zu haben, daß er sich so merkwürdig stets zu Gaston hingezogen gefühlt hatte. Und nicht ohne Rührung gedachte er der blonden Französin, deren Beteuerungen, daß das von ihr erwartete Kind sein Kind wäre, er so gar keinen Glauben geschenkt hatte.

Gaston war wie im Traum. Der heimliche Kaiser sein Vater, der Mann mit den 70 Millionen!

Hastig kleideten sich die Herren an und gingen die Treppe hinunter. Der kleine Liebenberg hakte sich in Dülfert ein:

„Wir wollen nach wie vor ‚Sie' zueinander sagen — da können wir uns besser in die Hände arbeiten. Also, hören Sie, Doktor, was nun Brüssel betrifft . . ."

Auf der Straße wurden laut Extrablätter ausgerufen!

„Der neue Rekord auf dem Flugfelde im Johannistal! Rougier fliegt vier Stunden! Großer Unglücksfall! Tod der Gräfin Poczerewska!" Gaston erbleichte, während der kleine Liebenberg dem Händler ein Blatt aus der Hand riß. Er las laut vor: „Als der englische Fahrer Ingram mit seiner Voisinmaschine eben eine Runde zurückgelegt hatte, brach, gerade über dem Startplatze, ein Propeller. Der Apparat stürzte aus einer Höhe von zwanzig Metern herab, jedoch blieb der Fahrer völlig unverletzt. Dagegen fiel ein Flügel

des gebrochenen Propellers in das Schimmelgespann der Gräfin Poczerewska und verletzte die in weiten Kreisen bekannte Dame, die heute selbst, als erste Frau, in die Luft fliegen wollte, so erheblich, daß sie blutüberströmt zusammenbrach. Die sofort hinzueilenden Ärzte konnten nur den Tod der Gräfin infolge Schädelbruchs konstatieren."

„Gott hab sie selig!" sagte Liebenberg.

Gaston seufzte tief auf. Was war das? Sie war tot — tot — — — und nicht durch seine Schuld! Ein dunkles Geschick war ihm zuvorgekommen, hatte ihn befreit von der schweren Schuld, die er auf sich zu laden im Begriffe stand. Jetzt erst — in diesem Augenblicke, in dem das Ziel seines hassenden Wunsches erreicht war und doch sein Plan gescheitert — begriff er ganz die Schwere seines Racheplanes. Seinem blinden Hasse gegen diese Frau, die ihn in seinen Kindern zu treffen verstand, war jeder Kampf recht gewesen, seine Sucht zu allem Absonderlichen und Extravaganten hatte ihn dann mit beiden Händen zugreifen lassen, als sich ihm die abenteuerliche Gelegenheit bot, des Italieners Nervenkräfte sich dienstbar zu machen.

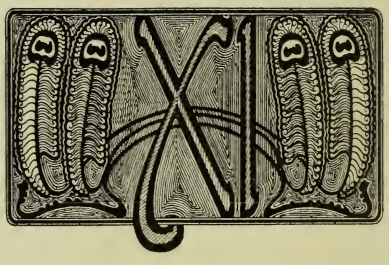
Freilich, darauf mußte er nun verzichten, die innere Genugtuung zu genießen, einen Sieg auf einem Felde errungen zu haben, das so leicht keiner betrat! Aber was war das gegen das Gefühl, frei hinschreiten zu können durch das Leben, ohne das Gefühl dieser Schuld — —

Er atmete tief die reine, milde Luft ein, pfiff ein paarmal und steckte das Extrablatt in die Tasche.

„Einundzwanzig — höchstens zweiundzwanzig!“ brummte er.

„Was?“ fragte Liebenberg. „Prozente? Und wofür?“

„Gar keine Prozente!“ antwortete Gaston. „Eine neue Philosophie — die auf der Börse kaum gelten dürfte! Einundzwanzig — das ist der Mensch, wissen Sie — zweiundzwanzig aber ist irgend etwas anderes — das Geschick, das Fatum, die Gottheit oder wie Sie's nennen wollen! Und es ist gerade eine Ziffer mehr!“



Zwölftes Kapitel.

Der heimliche Kaiser.

Gaston v. Dülfert erwachte nach einer in bleierner Bewußtlosigkeit durchschlafenen Nacht. Neben ihm auf dem Kopfkissen lag zerknittert das Extrablatt und zeigte die Sengspuren von der Zigarette, die ihm, als er nachts in Schlummer gesunken, noch glimmend aus der Hand gefallen war.

Wieder und wieder überflog er die Zeilen und ein Gefühl unsäglichen Befreitseins zog abermals durch sein Herz. Es war doch nicht der Triumph über seine Todfeindin, nicht die Vorfreude winkenden Sieges über ein widriges Geschick, in dessen Steuerrad zu greifen die Poczerewska sich vermessen, — die ihn erfüllten, es war das tiefe Aufatmen des Gefangenen, der jubelnd nach langer Kerkernacht das frische Himmelsblau wieder begrüßen darf. Ihm war, als hätte eine dunkle gespenstische Hand von seiner Kehle gelassen.

Jetzt erst wurde der dumpfe Druck in seinem Innern, der auf ihm heimlich gelastet die ganze Zeit hindurch, seitdem er mit dem verbrecherischen Italiener handelseins geworden, zur deutlichen Stimme.

Das bloße Leben eines Menschen wiegt so schwer nicht, als gemeinhin der Spießer glaubt, aber das Heranziehen der finsteren Mächte des Übersinnlichen, das Hantieren mit dem Rüstzeug einer unsichtbaren Welt — und sei es auch nur das scheinbar Billigste, Simpelste, — die Hypnose, von der selbst der moderne Mediziner schon weiß — mit Gesetzen zu stümpern, die dem Menschentier des Heute verschlossen, das ist es, das an den Türen rüttelt, dahinter die Erinnyen wachen.

Satz um Satz fielen ihm die Abhandlungen des letzten Buches mit unendlicher Klarheit wieder ein, das er vor kurzem gelesen und das damals schon einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen: „Das zerstörende Prinzip in der Natur" von Florence Huntley.

Die Frau, die hemmend in seine Pläne griff und ihn und seine Kinder hatte vernichten wollen — nur aus einem bornierten weiblichen Haßgefühl heraus — diese Frau durch Mord aus dem Wege zu räumen, wäre an allen Begriffen gemessen, die er sich über „erlaubt" oder „verwerflich" als glaubensloser „Kultur"mensch im Laufe eines im Grunde doch recht oberflächlichen Lebens zurecht gezimmert, vollständig vernünftig und gentlemanlike gewesen.

An *seinen* inneren Maßstäben gemessen! Und was gingen ihn die Maßstäbe anderer an?! Oder die zehn Gebote eines Moses, dem er niemals vorgestellt worden war!

Er hätte sich sogar ein Unrecht an die Sorte Empfindungen erworben, die den Jäger beseligen, wenn er den schädlichen Fuchs geschossen — auch die Poczerewska war ja rot und schädlich gewesen. Die Beruhigung, der fürsorgliche Schirmherr im geordneten Gänsestall zu sein!

Das kunstvollste Gefüge des Planeten jedoch, das die Natur in Milliarden Jahren aus der Turba der Lebenskeime durch die Retorte des Stoffes sublimiert, das unabhängig freie „Ichbewußtsein" — des Individuums immer wiederkehrende Wurzel — frecher-, dummer- und noch dazu überflüssigerweise niederreißen zu wollen, indem er sich Conte Carrares ekelhafter psychischer Einflüsse mitbediente, erschien ihm jetzt in einem Maße grauenhaft, daß er gar nicht fassen konnte, wie er je auf solchen Gedanken hatte verfallen können.

Gott sei Dank, die Sense des uralten Schnitters war sausend dazwischen gefahren — —

Gaston v. Dülfert ließ den Faden seiner Gedanken fallen.

Er verfolgte eine Weile denkmüde mit den Augen die Schlangenmuster der Tapete und verglich ihre unregelmäßigen Abstände.

Das scharfe, rhythmische Hufklappern der Droschkenpferde auf dem Straßenasphalt, das von unten emporschallte, hämmerte sich immer deutlicher und deutlicher in sein Bewußtsein und weckte vollends seine Erinnerung an das Tagesleben.

Es war wirklich unglaublich! Der alte Liebenberg sollte auf einmal sein Vater sein!

Gaston durchstöberte die Falten seines Ahnungsvermögens. Im Kampf mit dem Leben hatte er sich so nach und nach eine seltsame Methode zurecht gemacht um, wenn es darauf ankam, eines Partners oder Gegners — Begriffe, die sich bei ihm immer deckten — Gedanken zu durchschauen, mitzufühlen besser gesagt. Er brauchte nur im Geiste des anderen Gesichtszüge nachzuahmen, Blick, Haltung, Stimme, und mit erstaunlicher Sicherheit gesellten sich, wie etwas davon Untrennbares, ganz von selbst die geheimen Gedankengänge hinzu.

Gaston v. Dülfert hatte sich wie spielend, wie etwas Selbstverständliches, diese Methode, in anderer Hirnkasten hineinzusteigen, derart zu eigen gemacht, daß er die meisten seiner geschäftlichen Pläne auf solcher Grundlage aufbaute. Was er dabei aber als besonders auffallend herausgefunden, war, daß die arische Menschenrasse diesen Gefühlsschlüssel fast ausschließlich handhabte, während er der semitischen ganz abzugehen schien. — Wann immer er Bekannten oder Freunden, insofern es Juden waren, von dieser Fähigkeit in offenherzigen Stunden erzählte, stets stieß er auf vollkommenes Unverständnis. — Besten Falles hatte man seine Erzählungen für oberflächliche Konversation genommen oder eingeworfen, man hätte doch auch seinen Edgar Allan Poe gelesen, der bereits über diesen Punkt alle Psychologie erschöpfend geplaudert.

Nach und nach hatte sich so in Gaston v. Dülfert die Überzeugung eingewurzelt, daß die modernen Arier und Semiten in keinem Punkte so grundverschieden voneinander seien, als gerade in diesem. Die Juden zogen — vielleicht aus typischer Angst und Abneigung vor allem was irgendwie nach Metaphysik roch — immer nur den Verstand heran, sich den Sieg zu erklügeln, während die sogenannten Christen — meist unbewußt zwar und stets unsystematisch — ein Gefühl zum Ausgangspunkt für ihre Handlungsweise nahmen.

Gaston verglich. — Er besaß die Eigenschaft, Gedanken treffsicher zu erraten so vollkommen, wie der Kommerzienrat, sie logisch folgernd herauszuklügeln. — Jeder von ihnen war ein Meister seiner eigenen Rassetümlichkeit.

Dülfert schloß die Lider und dachte sich ganz, ganz, ganz in Liebenberg hinein. Er schnitt des andern Gesicht in guter und schlechter Laune, bei dieser und jener möglichen Gelegenheit, ahmte den kurzen zappeligen Schritt nach, sprach als buckliger kleiner Geheimer Kommerzienrat zu dem buckligen Gaston v. Dülfert mit den wasserhellen Zanderaugen. Er wurde förmlich plastisch in seinem Innern.

Er war drei Personen: Liebenberg, Dr. v. Dülfert und ein unsichtbarer gestaltloser Gestaltender.

Nichts! — Nichts gemeinsames am Bodengrunde der Wesen, vollständig verschiedenes Blut. — Er fühlte, er wußte es: jenes Sohn war er nicht.

Und er war froh. So froh. Er hätte beinahe in die Hände geklatscht wie ein kleines Kind.

Warum denn eigentlich? Er verstand sich selbst nicht mehr. Es konnte ihm doch vollkommen gleichgültig sein, wer sein Vater sei oder war.

Wenn er wirklich Liebenbergs Sohn war, hätte ihm das, bei Licht besehen, keinerlei sonderlichen Vorteil gebracht. Erbberechtigt konnte er unter normalen Umständen niemals werden und solange der Kommerzienrat lebte, würden sich durch dessen väterliche Neigung zu ihm — Gaston — die gegenseitigen geschäftlichen Beziehungen für den jüngeren Teil kaum gewinnbringender, als es bisher der Fall gewesen, gestaltet haben.

War sein Gefühl also nur eine Art unbewußter Prüderie seiner Eitelkeit? Wollte er mit dem Alten einfach nicht verwandt sein, vielleicht weil jeder Gassenjunge in Berlin wußte, woher der Grundstein der 70 Millionen stammte? Liebenberg hatte gewuchert bis die ersten 2—3 Millionen beisammen gewesen, — 60% im Schatten hatte er genommen und wieviel gar erst in der Sonne! Gaston lachte laut auf. Was war da weiter! In welchem Verdachte hatte er sich da? Geld riecht doch bekanntlich aber auch ganz und gar nicht!

Das war es also nicht! Und was sonst konnte ihn denn so merkwürdig froh machen, wenn er sich dem Gefühl, jener sei doch wohl sein Vater nicht, ganz hingab? — Dr. v. Dülferts Blick fiel auf

die Abendzeitung, die er gestern nachts nicht mehr zu Ende gelesen und die neben seinem Bette auf dem Boden lag.

Er beugte sich heraus, hob sie auf, blätterte sie schnell durch.

Was war das? Ein merkwürdiger Satz im Annoncenteil sprang ihm förmlich in die Augen:

„Dein Vater ist nicht gestorben, Gaston, bald wirst du ihn wiedersehen."

Dr. v. Dülfert durchsuchte die Zeitung Zeile um Zeile, die Worte waren nicht mehr aufzufinden! Nichts dümmer und ärgerlicher als Halluzinationen! Natürlich hat sich beim raschen Umblättern aus vorhandenen Wörtern und Silben dieser idiotische Satz gebildet, — aus Gasthof wurde Gaston usw.

Merkwürdig ist es wohl, aber traurig, daß sogar die Natur schon in Kitsch arbeitet und solche sinngebärende Bleigießerei überhaupt zuläßt.

Ärgerlich griff Gaston nach seinem Zigarettenetui und zündete sich eine Cortesi an.

Wieder überkam ihn das Gefühl unbeschreiblichen Behagens. Er räkelte sich in den weichen Kissen zurecht und nahm sich vor, einmal so lange liegen zu bleiben wie nur irgend möglich und nichts anderes zu tun als das frohmachende Licht, das durch die gelbseidenen Vorhänge wie Sonnenglanz gefärbt im Zimmer lag, zu genießen.

Jetzt konnte, ja, mußte alles gut werden. Er brauchte nur die Augen hübsch offen zu halten, um

rechtzeitig zufahren zu können, und die Dinge reifen zu lassen wie Früchte.

Er kannte ja Anna, seine Frau; plötzlich würde es sie nach der Grafenkrone, und wäre es auch nur nach der polnischen der Poczerewskis, gelüsten. Ihr und diesem Edelmann die Kinder abzuhandeln, konnte dann kein Kunststück sein.

Ließ sich das aber wirklich nicht beschleunigen? Übers Knie brechen? Gaston v. Dülfert dachte nach. — Wenn er jetzt, in diesem Augenblick, unter einem listigen Vorwande in des Grafen Wohnung eindränge — wetten hätte er mögen, Anna in der kompromittierendsten Situation vorzufinden — sie war gewiß auf ein Telegramm des Grafen schon zurückgekommen!

Ja, es mußte schnell etwas geschehen, Karen hatte ganz recht! Es war eine Gewissenlosigkeit von ihm, seine Kinder auch nur eine Stunde länger Einflüssen ausgesetzt zu lassen, die für sie Gift sein mußten!

Dülfert staunte über sich selbst. Wie zart besaitet er heute nur war. Unerhört für seine ramponierten Ansichten über Moral. Sicherlich hatte dieser gräßliche Neander die ganze Nacht für sein Seelenheil gebetet und war erhört worden. Blondel, der Minstrel, hatte ja auch so lange gesungen, bis man Richard Löwenherz, seinen Herrn und Gebieter, aus dem Schlosse Dürnstein freigelassen.

Das Bild Karens drängte sich unvermittelt in Gastons Ideenflucht.

Warum mußte sie nur dieses alberne Ultimatum stellen: zweimal vierundzwanzig Stunden?!

Nein, nein, nichts konnte mehr gut werden; alles hätte er verwunden, dem ärgsten, erschütterndsten ins Auge gesehen, aber Karen, seine Karen, die er in seinen Träumen — wie schämte er sich jetzt dieser Träume — sich als Adlerweibchen ausgemalt, zum schnatternden Gänschen zusammengeschrumpft zu wissen — — — nein, nein, erst recht wollte er sich in einen Taumel wildester Ausschweifung stürzen, in ein Auf und Ab, ein Gelderraffen, ein Geldvergeuden. Aber fort aus diesem Schnedderedeng-Berlin, dieser schicklosen, geistlosen, „äh-Sekt-Madame-Rémy-Atmosphäre", wo selbst die Kokotten nichts anderes waren, als wider Willen aufgeputzte, von der Männerwelt mühselig dem häuslichen Hühnerstall entfremdete norddeutsche Puten, die — innerlich glattgescheitelte Hausmütterchen — dem trauten Stickrahmen heimlich nachtrauerten.

Paris, Moskau, Saigon, Benares, San Franicsko! Nur diesen Berlinerischen „Elejanzbetrieb mit Fixigkeit" nicht mehr sehen müssen!

Wütend drückte Gaston auf die elektrische Klingel. Fast im selben Augenblick sprangen die Riegel der Zimmertüre zurück und Budiner, Dülferts österreichischer Diener, trat herein.

Gaston sah sich ob dieser Schnelligkeit erstaunt um.

„Entschuldigen Herr Baron, ich war bereits unterwegs, diesen Brief vom Portier herauf zu bringen,

da hörte ich eben vor der Tür Herrn Baron schellen."

Dülfert nahm den Brief, der mit vielen Stempeln und blauen Strichen verschmiert war, in Empfang.

„Wünschen sonst noch, Herr Baron?"

„Ja, nehmen Sie aus meiner Ledertasche dort, Budiner, eine Visitenkarte und 100 Mark. Besorgen Sie rechtzeitig Blumen für das Begräbnis der Frau Gräfin Poczerewska."

„Zu dienen, Herr Baron, und wünschen Herr Baron sogleich oder später rasiert zu werden?"

Gaston von Dülfert gab keine Antwort. Er hatte das Kuvert erbrochen und in seinen Minen malte sich eine grenzenlose Verblüffung. Erst als der Diener seine Frage schüchtern ein zweites Mal wiederholte, winkte er ungeduldig mit der Hand ab.

Budiner klappte die Absätze zusammen und verließ auf den Zehenspitzen, aber mit der Grandezza eines österreichischen Infanteriehauptmannes das Zimmer.

Dülfert hatte sich in den Kissen aufgerichtet und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. „Um Himmels willen, bin ich denn heute wirklich wahnsinnig?" Mit einem Satz sprang er aus dem Bett, riß die Fenstervorhänge auseinander und buchstabierte nochmals und bei klarem Oktobersonnenlicht den Brief. Das Kuvert, vor einigen Wochen, nach dem Datumsstempel zu

schließen, von Berlin nach München gegangen, trug die Aufschrift:

Seiner Hochwohlgeboren
Bemerkung für den Briefträger: Herrn Geheimen Medizinalrat
Dr. Wilhelm August von Dülfert
Unten hineinwerfen.
München
Wenn nötig nachsenden!
Berg am Laim Nr. 7

war von München in alle möglichen Städte und endlich nach Berlin zurückgewandert. Das Berliner Amt hatte den Brief geöffnet, in ihm vergeblich nach der Adresse des Absenders gefahndet und dann angeordnet, daß er in die ehemalige Wohnung des verstorbenen Medizinalrates „von der Heydtstraße Nr. 8" gesandt werde. Offenbar von dort war der Brief hierher ins Hotel Bristol gelangt.

Soweit begriff Gaston! Sein erster Gedanke war gewesen, irgendwer, ein Hochstapler, vielleicht ein Irrsinniger, hatte den Namen und die Titel des verstorbenen Medizinalrates aufgegriffen und hauste unter ihrem Schutze in München, Berg am Laim Nr. 7.

Der Inhalt des Briefes zerstörte diese Illusion bis auf den Grund.

* * *

I. Brief.

Berlin am 10. September.

Geliebter Bruder in auro potabile!

Vulgo lieber guter alter Wilhelm Auguſt!

Nicht länger will ich — Dich in banger Ungewißheit fühlend — Deine Sehnſucht auf die Folter ſpannen. Ja, ja, ja, Lob und Preis dem Höchſten, es iſt alles wohl gelungen! — Wohl an die 100 Quintlein jenes fürtrefflichen „roten Löwen" (leonis rubri), nach dem unſere morſchen Leiber dürſten von Aufgang zu Aufgang Solis ſind gewonnen und harren fürſorglich lutiret ihres Zweckes, unſer aller alte Herzen zu verjüngen.

Es war ein gar arg und häßlich Wageſtück, es dem ſchlimmſten Gauch und Strauchdieb nachzutun und gleichſamb bei Nacht und Nebel in der greiſen Frau Herzogin verſtaubtem Ahnengemach unter allerley ehrwürdigem Gerümpel nach jenem unnachahmlichen leoni rubro zu (mit Verlaub) ſchnüfflen, malen erſt ihn nach glücklicher Auffindung Phiole um Phiole in Sicherheit zu bringen ein ohngemein ſchwierig Unterfangen blieb. Wohl hatten die greiſe Dame in höchſteigener Perſon nächſtgrauenden Morgens die Spuren frevelhaften Eingriffes bemerkt und hatten im erſten Schrecken der Domeſtiken herbeieilende Schar arg alarmieret, ſtanden jedoch, malen ſich auch nicht an dem

Kleinsten (unseren — der Philosophen — leonem rubrum achten sie für ein gar wertlos und verächtlich Ding und wissen kaum um sein Bestehen) ein Abgang erwies, fernerhin auf mein — Dero altvertrautem Leibarzte gütlich Zureden (oh, über die Bosheit des menschlichen Herzens), es sei wohl der pfauchenden Kater Getrapp gewesen, das nächtens den Lärm und die frevelhafte Unruhe unter dem kostbaren Gerümpel verursacht, überdies ein herzzerbrechender Gestank in dem Ahnengemach meiner listigen Rede günstigen Vorschub leisten zu wollen schien — von weiteren inquisitionibus ab.

Doch stille jetzt von all jener im Grunde des Herzens doch verabscheuungswürdigen Heimblichkeit. Oh, wie ich aufatme, meine schwere Aufgab mit Hilfe des Höchsten so glücklich absolvieret zu sehen.

Es genüge jetzt, den köstlichen liquorem bei Verfassung dieses Scripti ohnzweifel wohlbehalten beim Großmeister unseres uralten Ordens angelangt zu wissen.

Wollst es mir, lieber Bruder in auro vivo, nicht verübeln, wenn ich ohn jede Umbstände — quasi ohnvermittelt von unser aller Herzensfach abschweifend — nunmehr auf ein gar unerquicklich Ding diei griseae — des grauen Alltags — einzugehen mich füglich genötiget erachte. Doch besser noch lasse ich in dieser Sach den Griffel sinken und beiliegend Handschreiben, so an mich gelangte

am verfloſſenen Tage Genovevae, für ſich ſelber reden.

In brüderlicher Umarmung verbleibe ich in mercurii et solis spiritu allzeit

getreuer

Philaleta philosophus.

Merke wohl:

Beigefüget ein Handſchreiben deiner ſimplen aber herzensguten alten Dienerin.

nochmalen Philaleta philosophus.

II. Brief.

Hochgeöhrter Herr Herzoglicher Leibrad!

Hochgeöhrter Herr Herzoglicher werden mir gewiß nicht vorn übel nemmen wan ich an Jhna heude die Pfeder zur Hand nemme. Jch ſags wiesis. Wann es auch in Berlin nicht Sidde is aber ich hab mich niemals nicht an keine fremde Sidde nicht gewöhnen kenna ich ſags wiesis. Die Gnäfrau Dokter Anna von Dülfert is Herr Leibrad entſchulding a. Aber die Gnäfrau is eine ſolchene! Jch bin fro das es heraußen is. Der Herr Dokder Gaſtong von Dülfert kümmert ſich auch nicht einen Schmarrn ieberhaubd die Knäfrau ſagt es iberal laud heraus, Entſchuldinga, der Herr Dokder is ein Hallodri. Dieſesmal is der Apfi

aber weid vom Schdam gefalen wie es in der Bredigd heiſt und der godſelige Herr Medinalrad mecht ſich im Grab umdrehehen wan er kennt. Was er fier einen Sohn had ich ſags wiesis. Weil der herzogliche Herr Leibrad imer ſo ein guds Herz am rechten Flegg kappt ham wans mit der Famülie des Herrn Medinalrades ſelig von Dülfert is allaweil bergab ganga ſo mus ich dem Gnäherrn die Kinder ans Herz legen.

Die alde Dahme fom Nordbohl was die Kinder ſo gern kapt ham had geweint iber die Bolizei. Es mus etwas ſchnelles geſcheh ſonzt gſchichd was. Es wird aus dem Mäderl eine Sumbfplume und der Bub dritt in ſeines Vaders Dabfen weil ſie bei der loggeren Gnäfrau Anna von Dülfert keinen Reſchbegd nicht ham kinna und der Hallodri fon einen Baba is auf nächdigen Abendeyer. Underwegs. Hochgeöhrder Herr Herzoglicher Leibrad! Ich weis es. Gnäher Herzoglicher Leibrad ſin Freymeurer! ich bin fro daz es heraußen is. Ich hab es geſchbannd wie ich bei Jhna den alden Schrang imer auf kramt hab friehere Zeiden an den ſchwarzen Dalahr. Ich bin nur eine Frau aus dem Volge und eine katholiſche Chriſtin ich habe den gresden Reſchbegt for den Freymeurern. Sie ſtegen um 6 Uur in der Friehe auf um Gudes zu duhn. ſie nemen ein Wingeleiſen und die Bolizei ſind die Geſchlenkten. Herr Herzoglicher nemma Sie Jhnar Winggeleiſen und duhn Sie einen Schridt.

Entschuldinga der Knäher meine Freyheid und herzlich gegrieft von der friehere Haushälderin Crescens.

Nodapene wans nach dem Gefeze habert die Kinsfrau fon der Gnäfrau von Dülfert schdehd den ganzen lieben Dag beim ||. Monumang im Dirgarden mit die Kinder. Wann ein Man komd die Kinder (raum) raupen, der Bolizei schaugd weg wan er das Winggeleifen riechd ich sags wie fies.

* * *

Gaston war zumute, als fiele er mit immer wachsender Geschwindigkeit in ein riesiges gähnendes Loch. Er war doch persönlich beim Begräbnis seines Vaters dabei gewesen — —!! Die phantastische Historie von dem Pariser Alchemisten Nicolas Flamel, der sein Leben durch geheime Tränke verjüngt, sich dann als scheinbar tot hatte begraben lassen, um unauffällig aus der Menge zu verschwinden und erst ein Jahrhundert später in Kleinasien als Jünger einer kurioſen Sekte vorübergehend wieder aufzutauchen, fuhr ihm durch den Kopf.

Einen Augenblick lang wankte alles in ihm, was er seit seiner Kindheit eingesogen an Begriffen über die „Realität" seiner Umgebung.

Jener ganz offenkundig im reinsten Alchemistenstil gehaltene Brief dieſes geheimnisvollen alten herzoglichen Leibarztes mit seiner altfränkischen

Schnörkelschrift — das zweite schauderhafte aber so ganz und gar nicht auf Irrsinn deutende Schreiben der Haushälterin! Ja, bei Gott, es blieb kein anderer Ausweg — —: der Medizinalrat, sein Vater, lebte — war ausgegraben worden — sein Sarg war leer, der Grabstein: „Hier ruht usw." ein dummer Witz! Und — und — eine geheime Brüderschaft existierte in Wirklichkeit? Eine Reihe gespenstischer uralter herzoglicher Leibärzte und modriger Ratsherren mit gepuderten Perücken lachte sich den Buckel voll über die Toren, die rings um sie herum ins Gras bissen, einer nach dem andern. Um Gottes willen, es gab also in Wirklichkeit trotz Obertimpfler, Säckel, Biederkopf und Klempke eine verborgene Wissenschaft?!

Ein Tohuwabohu herrschte in Gastons Schädel. Stimmen aus den Märchenbüchern, — das Glasmännchen, Jack Mondory der Spinnenneger, der dicke Ezechiel mit dem steinernen Herzen, Fortunat mit dem Säckel — meckerten durcheinander, — der grausige Klub Amanita, dessen Herren scheintot in Schubladen schlafen bis der Vollmond kommt, Hoffmanns Pater Medardus und der irrsinnige Dr. Cinderella stiegen aus der Vergangenheit empor.

Wie von einem Blitzstrahl beleuchtet sah Gaston plötzlich wieder die Bibliothek seines Vaters vor sich, die langen Bücherreihen der Alchemisten, die dieser so gerne gelesen, ohne je über sie ein Wort zu äußern, — die Abhandlungen über das weiße und rote Salz der Vollkommenheit, den „weißen" und „roten Löwen

der Philosophen", — die dunklen, schweren Worte der Maria Prophetissa, die aurea catena Homeri, den Grafen Onupherius de Marsiano, die Pantakel Herrmann Fictulds, Adamah Boz und Alexander von Suchten. — Die Gestalten der Adepten, von denen die Rede ging, daß sie den Tod des irdischen Leibes überwanden, reichten einander die Hände zur Kette: Hu—tsu, der Mandschure, Elias, Henoch, Mani, Apollonius, Johannes der Evangelist, Chaitanya, Bab, Nostradamus, Mejnour, Christian Rosenkreutz, Nicolas Flamel, Julap Singh, Hilarion, Koot-Humi — und der große Theosoph Dr. Rudolf Schwätzer. — — — — — — — — — — —

Ein lauter Wortwechsel draußen im Korridor brachte Gaston wieder zu sich. Er hörte wie Budiners ewiges: „Aber ich bitt schön, es geht beim besten Willen nöt, es geht halt nöt, bitt schön!" von einer rasch näher kommenden gellenden Frauenstimme erbarmungslos über den Haufen geschrieen wurde. Im nächsten Augenblick wurde die Tür heftig aufgerissen und in ein brustzuckerrosa Tailormade geknallt, einen krepierten Pfau auf dem Haupte, sauste Anna von Dülfert — den paffroten Sonnenschirm gefällt — hinein.

Gaston retirierte wehenden Hemdes hinter das Nachtkastel.

„Wo sind die Kinder? Das ist ungesetzlich, o das wird dir schlecht bekommen! Gemeiner Kerl, wohin hast du die Kinder gebracht?" schrie die Frau.

Gaston starrte sie entgeistert an: „Die Kin — — — — ja fehlen sie denn?"

„Ja ja, verstell' dich auch noch, du — du — gestern abends im Tiergarten," — die Stimme schlug ihr um, — „per Automobil — frech entführt — —"

In Gaston dämmerte eine Ahnung: Tiergarten! Monument Nr. 111! Ha! der „Freymeurer mit dem Winggeleisen!"

„Gib die Kinder heraus," gellte Anna mit frisch geholtem Atem, „aberrr warrte nurr, du — du —, ich weiß doch, wohin sie sind, gestern abends im Schnellzug nach München, man hat sie gut gesehen! — warrte nurr, du buckliger Kerl — du — du" — —

Die Ahnung wurde Gaston zur lebendigen Gewißheit: Die Adepten! Die Adepten! Also doch!! Er stieß einen wilden Triumphschrei aus.

Seine Frau stürzte sich stumm auf ihn.

Mit einem Satz war Gaston beim Waschtisch, hatte mit Blitzesschnelle seine Hände in eine große Schale mit Vaseline getaucht und erwartete, die Finger gespreizt, die Arme halb gebeugt, in Ringkämpferstellung den Angriff.

Anna von Dülfert kreischte auf und stob kreidebleich von dannen: „Mein Kleid! Das Scheusal, mein Kleid, Budiner Hilfe, zu Hilfe!"

Noch lange stand Gaston unbeweglich mit von Fett triefenden Händen und starrte sinnend vor sich hin.

* * *

München, die Kunststadt mit Hirschhornknöpfen fiebert. Vorgestern Wedekind vom katholischen Jünglingsverein durchgeprügelt, die Frau Kommerzienrat Zettelhuber im neuen Weißwurstgown auf die Theresienwiese geritten, — gestern Denkmalsenthüllung von Obermayer und Niederhuber! — Bayerns berühmteste Ärzte Hand in Hand wie Goethe und Schiller! Der unsterbliche Obermayer, der die „Eiweißernährung" als dem menschlichen Organismus zuträglichstes erschaut und eingeführt, der nicht minder geniale Niederhuber, der die Eiweißtheorie wieder umgestürzt und ihre Schädlichkeit bewiesen, in Bronze friedvoll ins Weite blickend.

Und Gärung allüberall! Umsturz in der Malerei! Die ersten Pinsel der Stadt, raunt man, haben sich von der alten Schule losgesagt, — die Rettige auf den Bierkrügeln werden von nun an verkehrt gemalt — mit der Wurzel nach oben. Und neuer Villenstil mit tief über die Ohren herabhängenden Dächern und maulartig verschlossenen Holzbalkons: Typus Cléo de Mérode mit Automobilbrille.

Uber all dem das Oktoberfest! Sportwoche! Um 1 Uhr mittags großes internationales Wettpeitschenknallen, wer wird siegen, Oberbayern, Niederbayern oder die Pfalz? Bei der Tombola großer Tag; wer ein Sonntagskind, kann um 20 Pfennig eine blauweißgescheckte Leibschüssel mit Sinnspruch gewinnen. — Bloß im östlichen Teil Andacht und Totenstille; die Menge kaut die Kokosnuß und die treffliche Schmalz-

nudel, — hie und da nur knallt eine Zündkapsel, wenn ein rhachitischer Bajuvarenschlot erfolggekrönt auf die Kraftmaschine gehauen.

Um 2 Uhr Preisknödelwettessen. Die „Münchener ältesten Nachrichten" werden feil geboten, — gehen reißend ab, jeder erwirbt ein Blatt, den duftenden Steckelfisch zu bergen. — Der Motor des Wachsfigurenkabinetts schlappft den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin: die „geheimen Krankheiten" beginnen! Aus Wachs, in Überlebensgröße, von der Wiege bis zum Grabe, — zur Vertiefung des Volkswissens! Gymnasiasten umkreisen wie Schakale die Bude. — Mit glühenden Augen: sie dürfen nicht hinein!

Leer nur und verlassen das „Kalifornische Wunderzelt" der Aztekenkönigin Huitzilopochtla: — alles ist herausgekommen und der Bayer läßt nicht mit sich spaßen. Zwar ist der Seehund echt in der Badewanne, aber die Aztekenkönigin ist nur eine Frau Sonnenschein aus der Schmilesgasse in Prag, Mitbesitzerin des Hotels „Gänsebrüstel", die sich zur Rolle der Huitzilopochtla herabgelassen, um sich einen Gratisausflug nach München herauszuschlagen. — Und sinkt die Nacht, — Hoftheater! — Unsterbliche klassische Kunst: „Das Lied vom braven Mann" für die Bühne bearbeitet von Engelmann, dem berühmten Autor der lateinischen Schulgrammatik. Und morgen zum hundertsten Male mit neuer Besatzung: „Harras, der kühne Springer". Toilettezwang, Frack, Chapeau claque mit Gemsbart. — — — — — — — — —

Gaston von Dülfert — im Reiseanzug und hellgrauen Glacéhandschuhen — hatte sich entschlossen, zu Fuß das Haus seines Vaters aufzusuchen; es kam ihm unehrerbietig und würdelos vor, sich anders dem Heim eines Adepten zu nähern.

Jeder, den er unterwegs nach dem „Berg am Laim" gefragt, hatte mit einer wilden Armbewegung wortlos nach Osten gewiesen, und die Gegend war immer schofler geworden.

Endlich stand er vor einem anscheinend fensterlosen Würfel mit speckgleißendem Rundbogentor, der so gestellt war, daß er sich von den Kleine-Leuthäusern kaltschnauzig abwandte. Kein Namensschild! Nur ein großer, auffälliger Klingeldrücker wie ein Zyklopennabel mitten auf der Türe. Darunter fletschte ein Briefkastenschlitz mit überhängender Oberlippe seine Zähne. Gaston wartete einen Augenblick, um sein heftig klopfendes Herz ein wenig zu beruhigen, und drückte dann fest auf den Klingelknopf.

Mit einem Schmerzensruf zuckte er zurück: eine Nähnadel war giftig aus dem Drücker herausgefahren und hatte ihn gräßlich unter den Nagel gestochen. Ein zweiter, vorsichtigerer Versuch ergab den Augenschein, daß der Apparat immer so funktionierte. Verwirrt schüttelte Gaston den Kopf und beschloß, stark zu klopfen.

Im nächsten Augenblick klebte seine Faust mit dem grauen Handschuh zäh an der Türe fest und das fettglänzende Holz gab keinen Halt. Das ganze

Portal war von oben bis unten liebevoll und dick mit Vogelleim bestrichen!

Gaston grübelte nach und kam zu der Ansicht, sein Vater sei wohl länger schon verreist und ein Spaßvogel habe sich all diesen Unfug erdacht.

In Gedanken zog er eine Visitenkarte und warf sie in den Schlitz. Wohl bedauerte er es sofort heftig, denn er hatte doch vorgehabt, den Medizinalrat zu überrumpeln, da fesselte ein höchst befremdendes Phänomen seine Aufmerksamkeit.

Ein dumpfes Röcheln hob hinter der Türe an, wurde laut und lauter, wuchs zu beängstigendem Gurgeln an und entartete dann in ein Schreckensgetöse, als ob einer starken Maschine furchtbar übel geworden sei.

Das Geräusch des Erbrechens pflanzte sich heulend nach abwärts fort, lief zu Dülferts Füßen unter dem Pflaster hin und löste sich schließlich in helles Plätschern auf.

Gaston sah sich um. Da! Da schwamm seine Visitenkarte in trüben Fluten hurtig den Rinnstein hinab.

„Aha! Also ein Briefkasten mit Wasserspülung!" Der Maschinerie war hörbar wieder wohler geworden, wie ein melodisches Tröpfeln verriet.

Gaston verstand plötzlich den geheimen Sinn des „Vermerkes für den Briefträger: Unten hineinwerfen," der auf dem Kuvert des gespenstischen Leibarztes gestanden! Er bückte sich. Richtig, tief unten, sinn-

reich im Arabeskenmuster versteckt, war ein zweiter Briefkasten und — ein zweiter Klingelknopf!

Ein Druck! Knallend sprang die Türe auf.

* * *

„Gaston!" rief ein alter Mann.

„Papa!" antwortete Gaston.

Unfähig mehr zu sagen, starrten sich Vater und Sohn in die Augen.

Der Medizinalrat war uralt geworden und kahl wie ein Lämmergeier.

Er saß auf einem Drehstuhl im Zentrum eines ungeheueren schwarzen kreisförmigen Schreibtisches. An Gummischnüren hingen, genau in äußerster Griffhöhe, Bleistifte, Tintenfässer, Tabakspfeifen, Flaschen, Gläser und andere Gebrauchsgegenstände von der Decke herab.

Die Peripherie der kreisförmigen Tischplatte entlang standen auf Schienen, die sämtlich radial dem Loch in der Mitte — worin der Medizinalrat saß — zuliefen, eine Menge von Miniatureisenbahnwagen, mit Büchern vollgepackt. — Durch Hebel konnten sie — jeder für sich — ins Rollen gebracht werden.

„Gaston!"

Der Alte erholte sich zuerst. Geräuschlos schob sich die Tischplatte an vier senkrechten Leitstäben aufwärts und blieb dann wie das Dach eines Riesenpilzes oben hängen.

Die beiden umarmten sich in echter Gefühlswallung. Der alte Herr drückte seinen Sohn sanft in einen federleichten Lehnstuhl, der noch eine Sekunde vorher ebenfalls von der Decke herabgehangen, und drängte ihn, zu erzählen, — ihm liebevoll von Zeit zu Zeit das Knie streichelnd.

Gaston floß das Herz über, er erzählte in Abrissen sein Leben, sprach von seiner leichtfertigen Ehe, seinen kühnen Geschäften, von Karen, von Neander, dem grauenhaften Ende des alten Maßmann, von dem Geheimen Kommerzienrat Liebenberg, dem heimlichen Kaiser mit seinen 70 Millionen, von Ginsterling, Jakob Quaste, vom Albatros des Amerikaners Wisconsin, dem jähen Ende der „Mama" und dem Verschwinden seiner Kinder, die wiederzufinden er jetzt bemüht sei.

Bei dem Kapitel Albatros hatte der Alte ein Gesicht geschnitten und ärgerlich gemurmelt: „Wie der kleine Moritz sich eine Flugmaschine vorstellt" — er mochte die Sache nicht recht glauben.

Der Tod seiner ehemaligen Gattin schien ihm vollständig gleichgültig zu sein.

Nachdem Gaston noch das sonderbare Schreiben des herzoglichen Leibarztes gestreift und abgegeben, taktvoll jedoch den Umstand, daß der Medizinalrat von Rechts wegen eigentlich gar nicht mehr am Leben sei, übergangen, schloß er seinen Bericht und blickte seinen Vater in fieberhafter Erwartung an.

„Und wie ist es denn dir die ganze lange Zeit über ergangen, Vater?"

„Ich danke dir, mein Sohn, wie du siehst, recht gut." Der alte Herr war leutselig, aber was seinen Tod betraf, offenbar wenig mitteilsam. „Apropos, du, das Schreiben meines alten Freundes Pistorius besitze ich bereits in duplo und was deine Kinder betrifft, sind es recht liebe Fratzen, nur müssen sie gründlich entberlinisiert werden!"

Gaston sprang auf und fragte erstaunt: „Die Kinder sind bei dir?!"

Der alte Herr winkte ab: „Laß mich ausreden! Wenn das unabwendbare Schicksal einmal über sie hereinbricht und sie Geographie lernen müssen, kannst du ja darauf hinwirken, daß der Länderstrich an der Spree aus dem Programm wegbleibt, oder besser noch, du radierst einfach den Fleck aus dem Atlas heraus. Als Vater ist man für die Seele seines Kindes denn doch verantwortlich! — — Aber du rauchst vielleicht?! Veronika, Ve-ro-ni-kaa!"

Ein ausgewachsenes Orang-Utangweibchen erschien in der Türe.

„Zigarren, Veronika."

„Sie trägt sonst Dirndlkostüm, z. B. wenn sie einkaufen geht," erläuterte der alte Herr, „da fällt sie nicht so auf unter der Münchener Weiblichkeit. — Meine frühere Dienerin, eine Frau Huber aus Niederbayern, habe ich dem neuen zoologischen Garten geschenkt — sie haben nichts gemerkt — ebenso einen alten Dachs-

hund und drei eigenhändig erwürgte Bettvorleger. — — — Ja, ja, als ich vor 20 Jahren in Wien für Uneingeweihte starb, hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß die Dienstbotenfrage so leicht zu lösen sei!"

Gaston packte die günstige Gelegenheit beim Schopfe. „Sag mal, Papa, das heißt, wenn du es gerne tust — ich möchte nicht um alles in der Welt in deine alchemistischen Geheimnisse frech eindringen — wie ging das eigentlich damals zu mit deinem Tode und deinem Begräbnis?"

„Ach Gott," meinte der alte Herr ein wenig verdrießlich, „die Sache wäre bald erzählt. Die innern Erlebnisse, weißt du, sind zu subtil und zu verwickelt, als daß sie überhaupt zu berichten wären, und die äußern wieder zu kurz, zu trivial, zu vergänglich, als daß ein Mensch von Geschmack ihretwegen den Mund aufmachen sollte. Aber meinetwegen, wenn's dich interessiert." Er dachte eine Weile nach. „Weißt du, es gab in meinem Leben eine Zeit, wo ich die Weiber ernst nahm. Wenn ich auch wähnte, daß dem nicht so sei, so irrte ich darin gründlich. — Wie hätte ich sonst das kindische Testament damals schreiben können, aus dem doch deutlich hervorgeht, wie ernst ich die Weiber nahm — weil ich mich eben über sie ärgerte. Der Mann ist ein Adler!! Hm! Bitte, wo ist der Adler? Eine krumme Nase genügt noch nicht zum Adler. Ja, Napoleon war ein Adler! — Wenn er einmal klingelte, wünschte er ein gebratenes Huhn, bei zweimal eine ausgezogene Frau, bei dreimal einen

angezogenen General. Der blinde Torquemada, der an einem Tage 100000 baumwollene Protestanten verbrannte, war ein Adler! Ein Mensch, der philosophische Sätze über die Außenwelt, die Welt der sich unfrei ableiernden Wirkung aufstellt, ist ein Rindvieh, mein lieber Sohn. Und die Innenwelt ist, Gott sei Dank, heute unbekannt. — Das fehlte noch, daß die Kommis auch schon zaubern könnten. Und was eine ‚Ehe' ist, nämlich das christliche Mysterium, das ist gänzlich begraben, seit die theosophischen Quasselfritzen öffentlich herumlabbern."

Gaston lief es sonderbar kalt über den Rücken, er starrte seinen Vater an, in dessen Augen plötzlich ein fanatischer Glanz lag. — Er hörte ihn die kurioſen Worte wie im Traume murmeln:

„This day, this day, this, this,
The Royal wedding is."

Er fühlte, daß sein Vater an Dinge dachte, die jenseits von Verwesung lagen!

Einige Minuten herrschte Totenstille in dem sonderbaren Raum; — dann draußen im Gange ein leises Knipsen: die Äffin drehte das elektrische Licht an.

Vier runde gläserne Scheinwerfer in den vier Ecken der Zimmerdecke flammten auf wie gigantische Stieraugen, glotzten eine Weile bösartig suchend umher und stellten sich dann so ein, daß die beiden Männer im Brennpunkt ihrer Lichter saßen.

Der Medizinalrat kam zu sich. „Ja, was ich sagen wollte. Ich war damals in meiner Seele des

Grauens voll und fing an zu trinken. Burgunder. Burgunder! (Er lachte grimmig auf.) Burgunder von Koofmir & Co.! Das verwirrte mich noch mehr. — In vino veritas! Ganz recht — wenn's nur ‚vinum' gewesen wäre! — Es hätte wahrscheinlich mit mir ein trübes Ende genommen, wenn mich mein alter Freund, der Herzogliche Leibarzt von Pistorius nicht aus Erbarmen in seinen geheimen Orden aufgenommen hätte."

Gaston horchte auf. Jetzt kam's!

„— Aufgenommen hätte! — Da gab man mir etwas zu trinken. — Eine rote, herrlich — aber ganz unbekannt schmeckende Flüssigkeit. Rotwein. Nämlich wirklichen Rotwein! — Es gibt bekanntlich" (er sah seinen Sohn durchbohrend an, jede Widerrede im Keim erstickend) „keinen wirklichen Wein in Deutschland, den man sich anders als durch Diebstahl in Museen, alten Gräbern, Ahnenschlössern usw. oder aber durch Raubmord verschaffen könnte. Sonst: Fuchsin mit Bleizucker! Hä! ‚Chateau d'Odol grand vin, Wutausbruch!' Hä! Verstehst du was von Chemie? Ja? Na also, dann steck mal einen Streifen Zinkblech ins deutsche ‚Rebenblut', da wirst du was erleben. Hurra, die deutschen Brüder! Jetzt ist es ihrem Jewerbsfleiß, ihrer Tüchtichkeit endlich gelungen, Wasserrüben in Ananasform zu züchten! Hast du schon mal Ananas gegessen? — Ja? Na also!"

Der Medizinalrat machte erregt ein paar Schritte im Zimmer auf und ab. „Als ich dann diesen

‚roten Löwen‘ getrunken, hatte ich — einen Rausch! Nach einer Flasche. Aber ich war hellsichtig. Ich sah das Leben in neuen Perspektiven und beschloß — zu sterben. Das heißt — ja, ganz gut: zu sterben. Ich fuhr nach Wien, schickte nach einem beliebigen Herrn Kollegen von der medizinischen Fakultät, legte mich ins Hotelbett, machte die Augen zu und rührte mich nicht mehr. Wie ich richtig vorausgesehen, traf alles genau ein. Der Gelehrte kam und konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod konstatieren. Eine Weile zögerte er, ob er mir nicht geschwind den Blinddarm herausschneiden sollte, sah aber davon ab, als man in meinen Kleidern nicht genügend Geld vorfand, um seine Anschauungen über Blinddarmoperation und Finanzoperation zur gegenseitigen Deckung zu bringen.

Statt meiner Leiche kamen, wie in England längst Sitte, wenn sich jemand dauernd aus dem Familienleben zurückziehen will, Pflastersteine in den Sarg, ehe er verlötet wurde. — Die Überführung nach Berlin ging glatt vor sich, nachdem beide Grenzstaaten die nötigen Zollschwierigkeiten erhoben hatten und die üblichen Reblausatteste getauscht waren. — So, das wäre eigentlich alles! — Ich lebe seitdem unbehelligt in München. Die Behörden haben schrankenloses Vertrauen zu mir, da ich nie ohne gemslederne Hosen, nackte Knie und grüne Wadenstutzen ausgehe.“

Der Geheime Medizinalrat zündete sich eine Zigarre an.

Gaston war sehr ernüchtert. Er fühlte genau heraus, daß sein Vater das Geheimfach seiner Seele vor ihm niemals verraten würde, — ihn dessen nicht für würdig hielt. — Er hatte den tötlichen Ernst zu gut bemerkt, als jener vorhin das Wort „Mysterium" ausgesprochen! Der Alltag tauchte wieder auf und mit ihm die Frage: „Wo sind denn also die Kinder, hier im Haus oder wo sonst?"

Das Thema war noch nicht reif. Der alte Herr gab Gaston gute Lehren, — sprach von diesem und jenem. — Von der Blindheit der modernen Statistik, die da genau ausrechne, wieviel Menschen dem Schlangenbiß zum Opfer fielen, aber der Unzähligen nicht gedenke, die dem Familienleben erlägen! Von der Unsitte des Gastmahls, die nicht sterben zu können scheine usw. — „Sag mal, Gaston, was denken sich eigentlich die Menschen, wenn sie sich schwarz anziehen, beziehungsweise halbnackt ausziehen, um sich dann — zum gemeinsamen Fressen zu begeben? — Zum gemeinsamen — sagen wir mal — Gurgeln oder Hühneraugenschneiden hat sich noch niemand begeben. — Gerade das Fressen muß es sein? Als ob das poetischer wäre! Ich kann den Verdacht nicht los werden, als ob das — Überbleibsel aus der Antike des Orients seien. Apropos, — Orient, sag' mal, Gaston, zum Thema Liebenberg, wie kommst du nur auf die Idee, sowas einen heimlichen Kaiser zu nennen? Den Kerl haben doch, wie du selbst sagtest, 70 Millionen. Wenn einer 70mal mehr Privat-

pomade zum Beispiel besitzt, als er verschmieren kann, ist er doch offenkundig ein Unglücklicher! — Aber doch kein Kaiser! Oder sind in letzter Zeit die Kaiser so unglücklich? Ich weiß das natürlich nicht, ich verfolge die Politik nicht! Weißt du, Gaston, wer zum Beispiel ein heimlicher Kaiser ist? — Ich bin ein heimlicher Kaiser! — Ich bin schon tot und jenseits von Vaterlandsliebe — Staatsbürgertum und 90 Pfennigbazar-Kultur. Mich hat auch einmal ein dreistöckiges Eckhaus gehabt — Gott sei Dank, voriges Jahr ist das Ding eingestürzt! Ich hänge die Dinge, die an die Decke gehören, an die Decke, wo sie mich nicht stören, statt sie auf den Boden oder auf den Tisch zu stellen, — mein Briefkasten arbeitet tadellos; nicht einmal die Post kann ihm etwas anhaben, meine Öfen sind glatt und sie heizen, kein Majolikafrosch sitzt auf ihnen und — nicht ein Füllhorn ist im Hause zu sehen. — Die einzige Verzierung ist das Bild von pp. Rubens: die ‚sieben Spanferkelmenschen mit dem Früchtekranz' — aber es hängt in der Küche in einem Rahmen von Meerrettigstrünken, wie sich's gehört!"

Der alte Herr blies den Havannarauch von sich. Er blickte seinen Sohn treuherzig an, legte ihm die Hand aufs Knie und sagte warm:

„Komm, Gaston, komm! — Stirb auch!"

Gaston lächelte fürchterlich verlegen. — Er fühlte, er war nicht reif. — Karen! — Mit ungeheurer Deutlichkeit fühlte er, daß er niemals von ihr lassen

könnte. Mochte sie sein, wie sie wollte, — auch sogar zänkisch, albern, — ein Gänschen vielleicht — er konnte, wollte nicht von ihr lassen. Er wollte kein Adler sein. — Er war kein Napoleon und kein Torquemada. — Um seine Verlegenheit zu verbergen und sich um die Antwort herumzudrücken, wollte er rasch dem Gespräch eine andere Wendung geben.

„Noch eins, Vater," fragte er. „Wer ist denn die brave Kreszenz die den schönen Brief an deinen Freund schrieb?"

„Eine alte Dienerin," antwortete der Geheimrat, „die in Berlin das kleine Ruhegehalt verzehrt, das ich ihr ausgesetzt habe. Sie hat dich — und das, was dich angeht — ein wenig beobachtet, wie du siehst. Übrigens war sie nicht die einzige, ich habe noch einige Leute, die einen Bericht gaben über dein Leben — — es scheint, daß ich doch nicht alles Interesse für meinen Sohn verloren habe! Ich habe auch hier noch eine kleine Überraschung für dich —"

Er unterbrach sich, ein leiser Schrei drang herein, er schien von der Straße zu kommen.

Der Medizinalrat horchte, die Augen zugedrückt, den linken Mundwinkel hochgezogen, eine Weile angestrengt hinaus. „Aha! Die Frauenzimmer haben schon wieder auf die falsche Glocke gedrückt. — Daß sie sich das nicht merken können! — Da muß ich doch gleich — He, Veronika, Ve—ro—ni—ka!

Mach' den Damen auf und leiste ihnen einen Augenblick Gesellschaft!"

Damen?! Gaston war aufs unangenehmste berührt. Jetzt eine Störung — und er hätte noch so viel und wichtiges zu fragen gehabt! — Er faßte des alten Herrn welke Hände. „Papa, bitte, bitte, noch eins. Verzeih, — es fällt mir so schwer, — verzeih, — aber ist es ganz ausgeschlossen, daß ich nicht doch der Sohn jenes — Liebenberg bin?! Ich fühle mich so, so, so — — — deiner nicht wert, kann deinem Adlerflug nicht folgen!"

Der Greis lächelte unsäglich mild. „Sei ruhig, mein Kind. — Auch ich zweifelte einst. Da wurde eines Tages der Geheime Kommerzienrat Liebenberg mein Patient. Ich darf dir zwar nichts verraten, es ist ärztliches Geheimnis, aber sei ruhig, mein Kind, es ist — — — ausgeschlossen!"

„Papa! Mein lieber, guter, alter Papa," schrie Gaston auf. — — Da! — Die Türe wurde aufgerissen. Kinderjauchzen! — „Papa! Großpapa, Rita, Gastchen. — Und — — —"

„Karen, Karen!"

„Gaston, mein gelieb — —"

Karen hatte sich verschnappt. Blutesröte färbte ihr Gesichtchen. In unsäglicher Verwirrung suchten ihre Blicke den Boden.

Ein Augenblick schwankendes Zögern noch — wie ein unsichtbares Hemmnis in der Luft — und

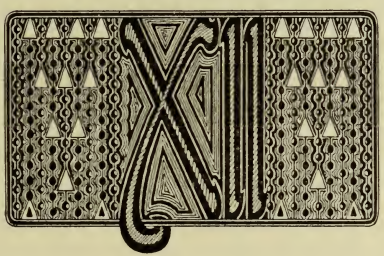
Karens Köpfchen in seiner leuchtenden, flutenden Haarpracht ruhte an der mächtigen Brust Gastons.

„O Karen, meine Karen!"

„Gaston, Gaston!"

Hand in Hand, stumm, feuchten Blicks standen Veronika und die gute alte Frau Aamundsen in der Türe.

„Gud bevares," knurrte die treue Äffin Veronika, denn auch sie hatte sich das Norwegische rasch und mühelos angeeignet.



Finale.

Ein gutes halbes Jahr später fuhr der Mercedeswagen des Geheimen Kommerzienrates Liebenberg zur Mittagszeit vor Gastons Hotel in Berlin vor. Der kleine Mann sprang behend genug aus dem Auto, ging ins Vestibül und fuhr mit dem Lift hinauf. Er traf Gaston im Frack, eben damit beschäftigt eine große weiße Gardenia im Knopfloch zu befestigen.

„Gut, daß Sie schon fertig sind, mein Sohn!" rief der Kommerzienrat. „Die Herren auf dem Standesamt warten nicht. Aber nun haben wir noch genug Zeit." Er schritt auf Gaston zu und überreichte ihm mit einer komischen Verbeugung eine sehr hübsche krokodillederne Brieftasche. „Erlauben Sie mir, Ihnen ein kleines Hochzeitsangebinde zu überreichen," sagte er.

Dr. v. Dülfert nahm die Tasche und betrachtete sie von allen Seiten — öffnete sie aber durchaus nicht.

„Ich danke Ihnen, lieber Geheimrat, Sie sind zu aufmerksam." Er machte Miene, die Brieftasche einzustecken.

„Wollen Sie nicht nachsehen, was drin ist?" rief Liebenberg ungeduldig. Gaston tat ihm lächelnd den

Gefallen. Er zog einen Scheck heraus — die ganz außerordentliche Höhe der Summe machte ihn doch stutzig.

Der Kommerzienrat rieb sich schmunzelnd die Hände und hüpfte von einem Bein auf das andere. „Nun," fragte er, „nun?"

Gaston gab ihm die Hand: „Dank!" sagte er, „Dank! Das war echt freundschaftlich!"

„Freundschaftlich?" lachte Liebenberg. „Väterlich! Väterlich!"

Dr. v. Dülfert stimmte in sein Lachen ein. „Aber Sie wissen doch, daß mich mein Vater über diesen Punkt aufgeklärt hat. Es ist ganz ausgeschlossen." — —

Der Kommerzienrat ereiferte sich. „Ausgeschlossen — — was heißt ausgeschlossen? Wenn es zu Abrahams Zeiten Medizinalräte gegeben hätte, so möchten sie auch gesagt haben — — ausgeschlossen! — Aber nun kommen Sie, das Fräulein Braut wird warten und die Gäste auch!"

Gaston schlüpfte in seinen Überzieher; beide gingen hinunter und stiegen in das Auto. Der Kommerzienrat, der lieber rückwärts fuhr, saß ihm gegenüber, Gaston betrachtete schweigend das kluge Gesicht. Ja, dieser Mann hatte ihm in den letzten Monaten ehrlich geholfen, wie es der alte Medizinalrat in München getan hatte, der auf seine alten Tage sich so sonderbaren Schrullen in die Arme geworfen. Wer von beiden auch immer sein Vater sein mochte — —

zwischen beiden war es zu einem wahren Wettstreite an väterlichen Gefühlen gekommen.

Heute, zu seinem Hochzeitstage, war der Medizinalrat freilich trotz aller Bitten nicht nach Berlin gekommen, hatte sich auch energisch dagegen gesträubt, daß die kleine Feier etwa in München vor sich gehen sollte. Aber er hatte doch in jeder Weise ihm die Wege geebnet. Obwohl er kaum je davon sprach, hatte Gaston doch herausbekommen, daß die recht geheimnisvolle Entführung seiner Kinder aus der Gewalt Annas, nur sein Werk war, das er mit Hilfe seiner Ordensbrüder ausgeführt hatte. Karen und die brave Frau Aamundsen glaubten freilich zu schieben — und waren doch nur geschoben worden, ohne die Kraft zu kennen, die sie vorwärts trieb und ihnen in die Hände spielte.

Der kleine Liebenberg kämpfte ganz anders. Nichts von Geheimnisvollem, nichts von Sonderbarem und Exzentrischem. Zeitverschwendung nannte er das — — mit Geld kann man alles viel schneller und besser erreichen! Und er hatte mit seinem Gelde rasch genug die anderen Schwierigkeiten beseitigt, Gastons Frau zur Scheidung veranlaßt und sie und den Grafen Poczerewski zu einem längeren Aufenthalte in Chile veranlaßt. Er war so energisch, so weltklug zu Werke gegangen — unwillkürlich streckte Gaston die Hand aus, ihm zu danken.

„Herr Geheimrat," sagte er, „wollen wir nicht doch lieber ‚du' zueinander sagen?"

Aber Liebenberg wehrte ab. „Wozu?“ rief er. „Nicht ganz ausgeschlossen — — ist doch immer noch nicht gewiß! — Zu Ihren Kindern werde ich du sagen!“

Gaston lachte. „Wie Sie wollen!“ sagte er. Das Auto hielt, sie stiegen gerade aus, als von der andern Seite ein anderes Auto ankam.

„Da sind sie!“ rief der Geheimrat und öffnete den Schlag. Karen und Frau Aamundsen entstiegen dem Wagen, mit ihnen Herr und Frau Neander.

Als sie die Treppe hinaufgingen, zog Neander Gaston ein wenig zur Seite. „Auf ein Wort, lieber Doktor!“ sagte er. „Ich weiß, daß sie heute keine Zeit haben; Bella hat es mir gesagt. — Aber Sie werden sich doch auch gewiß später kirchlich trauen lassen?“

„Warum nicht?“ antwortete Gaston. „Wenn es Karen Spaß macht!“

Neander fuhr auf: „Spaß? Es handelt sich doch um eine — — Aber ich will heute nicht predigen. Nur versprechen Sie mir, daß, wenn Sie sich kirchlich trauen lassen wollen, ich die Handlung vornehmen darf. Es würde mir eine innere Genugtuung sein.“

„Mit Vergnügen!“ lachte Gaston. „Wenn wir uns kirchlich trauen lassen, soll es nur durch Sie geschehen.“

Der Standesbeamte machte seine Sache rasch und schmerzlos, wie ein Photograph oder ein guter Zahn-

arzt. Er war sogar etwas humoristisch und erwarb sich damit das Wohlwollen Liebenbergs, der ab und zu grinste und sich dadurch einen strafenden Blick Neanders zuzog. Aber Frau Aamundsen und Bella wahrten den Ernst und die Würde der Situation durch reichliche Tränenströme.

„Gud bevares!" quäkte Frau Aamundsen.

Und Bella schluchzte: „Arme liebe Karen!" — So etwas sagt man immer, wenn jemand ganz glücklich ist.

„Meine Herrschaften!" erklärte der kleine Geheimrat, als die Zeremonie beendet war, „Sie wissen, daß ich die Leitung des heutigen kleinen Festes in meine bewährten Hände genommen habe. Ich habe mir also erlaubt, im Hotel Esplanade ein kleines Frühstück zu bestellen und dazu einige Gäste eingeladen. Darf ich also bitten, mir zu folgen."

Sie verabschiedeten sich von dem freundlichen Standesbeamten und fuhren zur Bellevuestraße.

Am Eingange des Saales standen die beiden Kinder Gastons mit mächtigen Sträußen; sie sagten jedes ein Gedicht auf, das Neander zu dieser festlichen Gelegenheit gedichtet hatte. Das war nun wieder ein Grund für Bella und Frau Aamundsen, ein paar Tränchen zu vergießen.

Aber Karen hob die beiden bernsteinblonden Kleinen in ihre Arme und küßte sie herzhaft ab.

Dann trat eine alte vierschrötige Person heran, grinste, knixte und überreichte ihrerseits einen mächtigen Strauß.

„Danke schön!“ sagte Gaston etwas verwundert. „Darf ich fragen — —“

Aber Liebenberg kam ihm zuvor. „Die Abgesandte des Medizinalrates!“ rief er, „Frau Kreszenz Filser! Sie bringt Ihnen ein Handschreiben des alten Zauberers.“

„Kiß d' Hand, Knäherr!“ sagte die Kreszenz und überreichte Gaston ein Kuvert, dessen violettes Siegel höchst seltsame kabbalistische Figuren zeigte. Er erbrach es und las:

Kodizill zu meinem Testament.

Es bleibt bestehn: Der Mann ist ein Adler — usw. Die Frau ist eine Gans — usw.

Aber: die Gans ist ein sehr viel besseres Geschöpf als ein Adler. Nicht ganz so poetisch, aber nützlicher, brauchbarer, sympathischer.

Wilhelm August v. Dülfert,
Exz. Geh. Med.-Rat.

Karen lachte: „Er scheint auf seine alten Tage versöhnlicher geworden zu sein gegen uns arme Frauen.“

„Er hat dich kennen gelernt!“ sagte Gaston.

Auf einen Wink Liebenbergs schob Budiner, Gastons Diener, einen Vorhang zurück und führte die

Gäste in den kleinen Banketsaal. Es waren dort zwei Damen und zehn Herren; sie kamen schnell auf das Hochzeitspaar zu. Der Geheimrat stellte sie vor.

„Liebes Hochzeitspaar!“ sagte er feierlich. „Ich habe hier eine kleine Überraschung. Zu einer gewöhnlichen Hochzeit pflegen stets mehr oder weniger angenehme oder unangenehme Verwandte und Bekannte zu kommen. Zu Ihrer außerordentlichen Hochzeit, die erst nach so vielen Schwierigkeiten möglich wurde, habe ich mir erlaubt, Ihnen auch außergewöhnliche Hochzeitsgäste einzuladen. Jeder von diesen steht ja mit einem von Ihnen in mehr oder weniger naher Verbindung und hat einen regen Anteil an Ihrem Schicksal genommen.“

Und er stellte vor: „Frau Gabriele Reuter, Frau Olga Wohlbrück!“

Gaston trat vor und küßte den Damen die Hand.

„Herr Hermann Bahr,“ fuhr der Geheimrat fort.

„Oh,“ flüsterte Bella leise Karen zu. „Den kenne ich! Ich habe ihn gesehen, als wir im Tiergarten spazieren gingen! Er ging immer hinter uns her und ich fürchtete mich schon.“

„Baron Ernst von Wolzogen!“ verkündete Liebenberg sehr stolz.

„Gud bevares!“ rief die gute Frau Aamundsen. „Gud bevares! Das ist ja der Baron, den mein guter seliger Mann einmal auf einem Dampfschiff zwischen Kopenhagen und Malmö traf! ‚Mein lieber Herr

Aamundsen,' hat er gesagt, ‚mein lieber Herr Aamundsen' —"

„Herr Otto Julius Bierbaum! Herr Georg Hirschfeld! Herr Felix Hollaender! Herr Herbert Eulenberg!"

Diesmal trat Neander vor. „Lieber Herbert," rief er, „wie freue ich mich, dich wiederzusehen!" Er wandte sich zu den übrigen. „Es ist mein alter Schulkamerad." Dann legte sich sein Gesicht in ernste Falten. „Aber auf welchen Wegen wandelst du heute, mein armer Freund! Du hast eine sehr unmoralische Geschichte geschrieben, die den Titel trägt: ‚Du darfst ehebrechen!'"

Herr Eulenberg war sehr beschämt. „Ich will nie wieder so etwas — schreiben," erklärte er reumütig. Neander drückte ihm treu die Hand.

„Herr Gustav Meyrink!" rief der Geheimrat. Da sprangen die Kleinen heran. „Ach, das ist ja der gute Onkel, der dem Großpapa in München das komische Haus gebaut hat! Kannst du uns nicht auch eine Schelle mit einer Piekenadel machen?"

„Herr Otto Ernst! Herr Gustav Falke!" fuhr Liebenberg fort.

„Meine Lieblingsdichter!" sagte Bella gerührt. „Oh, so habe ich sie mir auch immer vorgestellt!"

„Herr Hanns Heinz Ewers!" sagte der Geheimrat.

„Gud bevares!" rief entsetzt Frau Aamundsen. „Ich kenne ihn! Er war in Grönland und hat sich da schrecklich dummes Zeug gemacht!"

„Aber Bolette!“ beschwichtigte sie Karen.

„Aber es ist doch wahr! Die ganze Mission kann es bezeugen. Und ich habe eine Geschichte von ihm gelesen und die ganze Nacht dann nicht schlafen können. Man liest doch gerade Geschichten, um besser schlafen zu — —“

Liebenberg fiel ihr ins Wort: „Darf ich die Herrschaften zu Tisch bitten?“ Galant reichte Herr Baron von Wolzogen Frau Aamundsen den Arm. Bella setzte sich zwischen die Herren Ernst und Falke, während Neander zwischen den Herren Ewers und Eulenberg Platz nahm: er glaubte mit Recht, da moralisch einwirken zu können. Der Geheimrat führte die beiden Damen und beschäftigte sich besonders mit Frau Wohlbrück, die ihm ausnehmend gefiel.

Herr Falke ließ das Brautpaar leben, Herr Ernst sprach auf Gastons Kinder. Herr Bierbaum, dem die freilich etwas komplizierten Familienverhältnisse immer noch nicht ganz klar waren, wurde von Neander nur mit Mühe zurückgehalten auf Frau Anna von Dülfert zu sprechen; er ließ schließlich die „respektiven Väter“ leben. Als er geendet hatte, drückte ihm Liebenberg impulsiv unterm Tisch die Hand. Der Toast auf die Väter veranlaßte Herrn Hirschfeld zu einem Hoch auf die Mütter. Dann hielt Herr Meyrink mit bajuvarischer Kraft und in Hamburger Dialekt die Kaiserrede. Herr Hollaender toastete auf alle Frauen und Frau Wohlbrück auf alle Männer. Frau Reuter sprach auf beides: auf Adler und Gänse. Herr v. Wolzogen

auf Frau Aamundsen und ihren Seligen, Herr Eulenberg auf Neander und Bella. Schließlich — beim Käse — ließ Herr Bahr Liebenberg hochleben.

Herr Ewers ließ Grönland leben, weil sonst nichts mehr übrig war.

Vor Aufhebung der Tafel klopfte Liebenberg an sein Glas. „Meine Damen und Herren!" sagte er. „Gestatten Sie auch mir, ein paar Worte zu reden. Was heute hochgelebt werden kann, ist bereits in Poesie und Prosa von berufenster Seite hochgelebt worden. Ich habe dabei feststellen können, daß alle diese Dichter nur auf recht greifbare Dinge toasteten: auf Frauen, Männer, Kinder, Kaiser, Brautpaare und Grönländer. Mir sagt man nun nach, daß gerade ich ein zu real denkender Mensch sei, deshalb will ich die Gelegenheit benutzen, um einmal das Gegenteil zu beweisen!

Meine Damen und Herren! Erheben Sie Ihre Gläser und stoßen Sie mit mir an:

Es lebe die Idee!"

Silhouetten der XII.

In Holzschnittmanier gezeichnet

von

H. John Höxter.

Mit einigen harmlosen Bosheiten versehen

von

Peter Squentius

Vindobonensis.

Hermann Bahr

(geb. 1863 in Linz),

sieht aus wie der liebe Gott und dichtet nur in einem blauseidenen Schlafrock, der mit goldenen Sternen betupft ist. Er dichtet im Sommer in einer Capanne am Strande des Lido, zwischendurch lebt er in Wien als Orakel, oder dramaturgiert in Berlin bei Reinhardt, oder entdeckt höchst seltsame slavische Genies, die nur deshalb nicht berühmt werden können, weil kein Mensch ihre Namen aussprechen kann. Manchmal heiratet er auch. Er gehört zu den wenigen Wiener Schriftstellern, die auch in Berlin sich wohl fühlen. Er hat den „Wasserkopf" nicht im Magen, sondern möchte sogar in Berlin leben — wenn's eben kein Wien gäbe. Auch möchte er die Berliner veranlassen, im schönen Österreich, ganz unten, wo es noch etwas wüst ist, Hotels zu bauen und so Kultur zu verbreiten, aber solche „Tschaperls" sind die Berliner doch nicht!

Ganz ernsthaft: er ist eigentlich ein alter Kelte und hat viel Gallisches in seinem Blut. Er bedeutet sehr viel für die Moderne, die seinen geistreichen Kritiken manchen Erfolg verdankt. Er ist ein Spürer, der manche verlorenen Gruben ausgeschürft hat, und dazu ein Eigener, der das Leben seiner Zeit in seinen feinen Nerven tief empfindet.

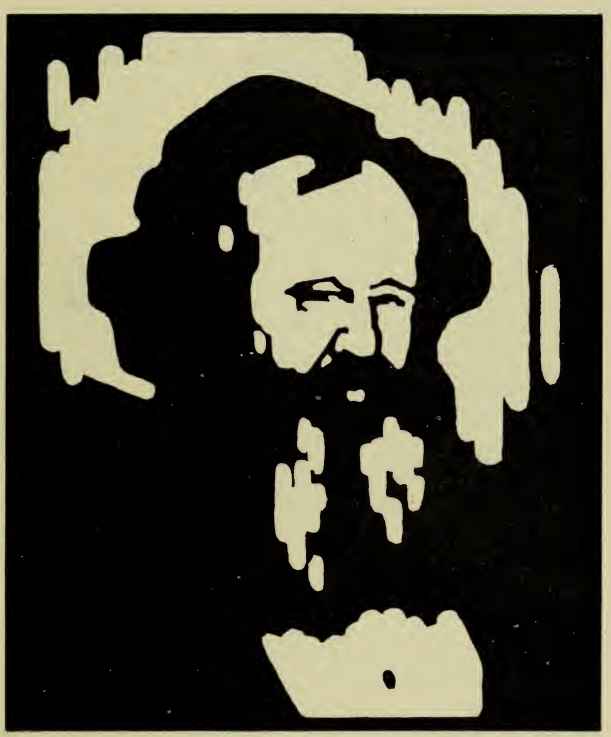
Von H. Bahrs Werken seien hier folgende erwähnt:

Die Romane: Die gute Schule. Neben der Liebe. Theater. Die Rahl. Die Drut.

Die Essaysammlungen: Renaissance. Rezensionen. Dialog vom Tragischen. Glossen. Premièren.

Die Schauspiele: Tschaperl. Josephine. Der Star. Der Meister. Sanna. Die Andere. Ringelspiel. Die gelbe Nachtigall. Der Apostel. Der Krampus.

Die Novellenbücher: Caph. Dora. Die schöne Frau. Stimmen des Bluts.



Hermann Bahr

Otto Julius Bierbaum

(geb. zu Grünberg i. Schl. 1865),

begann als überzeugter Pantheist, um dann bald ein sehr lustiger Ehemann zu werden. Dann trat er in das freiwillig-empfindsame Automobilkorps und weilte als „bunter Vogel" — unter dem Strich. Als solcher brütete er auf einer einsamen Insel bei Tegel in der Nähe der von ihm so überaus geliebten Reichshauptstadt, flog bald aber nach Süden, um in Tirol Ruinen zu sammeln und dort zu nisten. Seine unbegrenzte Hochachtung für Berlin und die Berliner läßt ihn gegen andere Städte manchmal ungerecht erscheinen. O. J. B. ist der äußerste Bibliofex und komponiert augenblicklich an einem neuen Büchereinband aus Cadiner Majoliken mit echten holländischen Austerbuckeln und Vorsatzpapier aus französischen Assignaten vom Jahre 1790; daneben arbeitet er an einem grundlegenden Werke über „Botticellis Einfluß auf Anton v. Werner", sowie an einem etwas meschuggenen Entenflugproblem „Jean Paul im Monoplan". Nachdem er durch viele Jahre alle Weinsorten gründlich erprobt hatte, ging er endgültig zum Brunnenwasser über; ebenso soll er unter Beiseiteschiebung der bisher von ihm verwendeten seltsamen Hader- und Lumpensorten jetzt zu gewöhnlichem, weißen Schreibpapier greifen. Daß er sich dagegen statt merkwürdiger Runen und Hieroglyphen langsam auch zu einer einigermaßen lesbaren Handschrift bekehrt haben soll, ist ins Reich der Fabel zu verweisen.

Otto Julius bedeutet ein gutes Stück Kultur in unserer Zeit; er ist einer der streitbarsten Kämpen für die Moderne, dessen gute Klinge nie rostig ist.

Von O. J. Bierbaum seien folgende Werke erwähnt:

Romane und Erzählungen: Prinz Kuckuck. Sonderbare Geschichten. Kaktus. Das schöne Mädchen von Pao. Pancratius Graunzer. Die Schlangendame. Stilpe. Studentenbeichten. Empfindsame Reise im Automobil.

Die Gedichtsammlungen: Der Irrgarten der Liebe. Maultrommel und Flöte. Nemt, Frouwe, disen Kranz.

Schauspiele: Die vernarrte Prinzeß. Stella und Antonie. Lobetanz.

Monographien: Böcklin. Stuck. Thoma. Uhde.

Otto Ernst

(geb. 1862 in Ottensen),

behauptet, in seinem ganzen Leben gar nichts erlebt zu haben. Er ist nicht einmal einem alten adeligen Zigeunergeschlecht entsprossen, dessen Spuren sich in Asturien bis ins elfte Jahrhundert zurück verfolgen lassen, und noch weniger kann er behaupten, daß sein Urgroßvater ein hochberühmter und endlich gevier'eilter Raubmörder gewesen sei. Er ist äußerlich der negativste Erleber von allen deutschen Dichtern und ist mächtig stolz darauf. Er hat nur ein einziges Mal geheiratet, lebt äußerst glücklich und macht seine Kinder in der Literatur berühmt. Sein Töchterchen „Appelschnut" wächst zu einer anmutigen Jungfrau heran, dagegen zeigt sein von ihm auch unsterblich gemachter nicht ganz rassereiner Teckel Spuren des Alters, leidet an intermittierendem Asthma und hustet wie ein alter knurriger Großpapa, dem's keiner mehr recht machen kann.

Für die Moderne trat er in geistreichen Essaysammlungen offen ein. Sein gütiger, überreicher Humor, sein einziges Erfassen der Kinderseele haben ihm die Liebe der deutschen Leser erworben.

Von Otto Ernst' Werken seien hier folgende erwähnt:

Die Romane: Semper der Jüngling. Asmus Sempers Jugendland.

Novellen, Geschichten, Plaudereien: Appelschnut. Vom geruhigen Leben. Kartäusergeschichten. Besiegte Sieger. Der süße Willy.

Essaysammlungen: Offenes Visier. Buch der Hoffnung.

Gedichtsammlungen: Gedichte. Stimmen des Mittags. Siebzig Gedichte.

Schauspiele: Die größte Sünde. Jugend von heute. Flachsmann als Erzieher. Die Gerechtigkeit. Bannermann. Ortrun und Ilsebill. Tartüff als Patriot.

Otto Ernst.

Herbert Eulenberg

(geb. 1876 in Mühlheim a. Rh.),

ist, wie nicht zu leugnen, ein schöner Mann — siehe nebenstehend — und deshalb bei allen alten und jungen Damen sehr beliebt. Wenn er nun auch noch süße Liederchen schreiben möchte, wäre er längst auch ein gemachter, aber das tut er leider gar nicht, sondern er schreibt seine Dramen in seiner Weise und nimmt dabei gar keine Rücksicht auf das liebe Publikum. Natürlich vertritt er auch deutsche Kultur und hält den Parisern große Vorträge über deutsche Dichter. Er ist der Holländer der Dumont in Düsseldorf, sowie Holländer der Eulenberg Reinhardts in Berlin. Unlängst hat er herausgefunden, daß kein Mensch in der ganzen Welt Ehen bricht, und um diesem unerträglichen Zustande abzuhelfen, hat er ein Buch geschrieben: „Du darfst ehebrechen". Leider wird er wohl wenig Erfolg damit haben, denn so etwas tut doch ein braver Mann nicht.

Von H. Eulenbergs Werken seien folgende erwähnt:

Die Dramen: Dogenglück. Anna Walewska. Münchhausen. Leidenschaft. Ein halber Held. Kassandra. Ritter Blaubart. Ulrich, Fürst von Waldek. Der natürliche Vater.

Die moralische Geschichte: Du darfst ehebrechen.

Herbert Eulenberg

Hanns Heinz Ewers

(geb. 1871 in Düsseldorf),

ist der Globetrotter unter den deutschen Dichtern. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mensch und erfreut von Zeit zu Zeit seine Gläubiger mit einer hübschen Ansichtspostkarte aus Tonkin, aus Paraguay oder Madagaskar. Einige Leute sagen, er sei ein sehr weicher und zarter Lyriker. Andere aber behaupten, er sei der bluttriefendste Erzähler grausamer Geschichten. Manche erklären ihn für einen lieben, alten Märchendichter. Wieder andere schwören darauf, daß seine Hauptstärke in der Satire läge. Sicher ist, daß er immer mit einer Maske herumläuft und daß kein Mensch weiß, wer er eigentlich ist: er ist so eine Art Urenkel des ewigen Juden. — Er hat übrigens einen außerordentlich gesunden Magen, dessen Wände durch den täglichen Genuß von 77 (ausgerechnet 77 und keine mehr!) Zigaretten gründlich ausgepicht sind — er schluckt nämlich den Rauch, wie ein Feuerfresser. Nur Karpfen kann er nicht mehr vertragen, seitdem er die Theorie aufgestellt hat, daß sie sich hauptsächlich von bläulich-bleichen Wasserleichen nähren. So wurde ihm z. B., als er im „Roman der XII" die Stelle las, wo Karen und Gaston gemeinschaftlich Karpfen aßen, förmlich übel. Sein Lieblingsessen ist jedoch Tomatensauce (Salsa de Tomates), von der er behauptet, daß sie außerordentlich anregend wirke.

Von H. H. Ewers Werken seien folgende erwähnt:

Der Roman: Der Zauberlehrling oder Die Teufeljäger.

Geschichten: Das Grauen. Die Besessenen. Mit meinen Augen.

Das Schauspiel: Delphi.

Die Gedichtsammlungen: Ein Fabelbuch (mit Etzel). Moganni Nameh.

Die Märchenbände: Die Ginsterhexe. Die verkaufte Großmutter.

Monographie: E. A. Poe.

Hanns Heinz Ewers

Gustav Falke

(geb. 1853 in Hamburg),

tritt in seinen eigenen und Detlev von Liliencrons Gedichten als ein furchtbarer „Bruder Liederlich“ auf, der schrecklich viel trinken kann. Es ist aber anzunehmen, daß er mit der Zeit solide geworden ist, denn sonst hätten ihm die Hamburger Stadtväter doch gewiß keinen Dichterehrensold bewilligt.

Seine Schwärmerei ist Musik und seine Lieblingskomposition Chopins Nokturno in des-dur. Er behauptet, daß das das einzige Mittel gegen Seekrankheit sei und hat dafür im heurigen Frühling seinen Mitpassagieren auf der „Meteor“ auf den Höhen von Algier einen Beweis geliefert. Nun will er sich ein Patent darauf geben lassen.

Seinen Namen hat er sich als Lyriker geschaffen, Arm in Arm mit seinem Freunde Liliencron, mit dem er so oft die Welt, alle Philister kühn in die Schranken forderte. Er hat eine reiche Melodik der Verse, und ist besonders dort, wo er seine Stimmungen beobachtet und ganz intime Bilder des Webens und Waltens der Natur entwirft, ein großer Künstler. Spät erst kam er zur Prosa und zeigt hier dieselben Vorzüge.

Von Gustav Falkes Werken seien folgende erwähnt:

Die Gedichtsammlungen: Mynheer der Tod. Tanz und Andacht. Zwischen zwei Nächten. Neue Fahrt. Mit dem Leben Hohe Sommertage. Frohe Fahrt.

Die Romane: Die Kinder aus Ohlsens Gang. Aus dem Durchschnitt. Der Mann im Nebel. Landen und Stranden.

Die Märchendichtungen: Aus Muckimacks Reich. Der gestiefelte Kater. Putzi.

Gustav Falke

Georg Hirschfeld

(geb. 1873 in Berlin),

war das Wunderkind unter den modernen deutschen Dichtern, kein anderer hatte so jung so große Erfolge aufzuweisen, wie er mit seinen ersten Dramen.

Wunderkind sein ist sehr nett, aber man kann es doch nicht bleiben; und Wunderkind gewesen sein, ist ganz schlimm, weil man dann später noch einmal von vorne wieder anfangen muß. Die meisten können es nicht und werden dann aufgefressen von dem großen Vergessen und sind mausetot. Aber Georg Hirschfeld ist gar nicht mausetot und hat es recht gut verstanden, zu dem Lorbeerkranz, den der Knabe gewann, als Mann andere hinzu zu gewinnen.

In zwei Dingen aber ist er ein Wunderkind geblieben: einmal ist er der einzige Berliner, der in Dachau lebt und diesen Ort bei weitem Berlin vorzieht, dann aber ist er der schüchternste Mensch von der Welt, so recht ein Dichter wie er in Märchen vorkommt.

Von Georg Hirschfelds Werken seien folgende erwähnt:

Die Schauspiele: Die Mütter. Agnes Jordan. Pauline. Der junge Goldner. Nebeneinander. Zu Hause.

Die Novellenbände: Dämon Kleist. Der Bergsee. Freundschaft.

Die Romane: Das grüne Band. Das Mädchen von Lille. Der Wirt von Veladuz. Haus aus einer anderen Welt. Die Madonna im ewigen Schnee.

Georg Hirschfeld

Felix Hollaender

(geb. 1868 in Leobschütz),

kann furchtbar auf die Frauen schimpfen, Schopenhauer ist ein Lämmlein dagegen. Zum Bücherschreiben hat er heute wenig Zeit, seit er so ganz dem Theaterteufel verfallen ist und durch ganz Deutschland, Frankreich und Amerika Thespiskarren schieben muß. So sieht er jetzt die ganze Woche hindurch nichts als die „Welt der Bretter", während er früher in der von ihm gegründeten „Welt am Montag" lebte.

Augenblicklich schreibt er mit flammender Begeisterung an einer Broschüre: „Wie rekrutieren wir am schnellsten die Heilsarmee mit unseren begabtesten Schauspielerinnen?" In einer Konferenz, die er am 25. Oktober 1909 mit den Generälen Booth und Oliphant abgehalten hat, wurde das „Theater der Heilsarmee" gegründet. Die Gagen bei dieser Bühne sollen außerordentlich hohe sein — leider werden sie nur in Wechseln auf das Jenseits bezahlt. Das aber ist gewiß, daß auf keiner Bühne der Welt eine so glänzende Komödie gespielt werden wird, wie auf diesem Theater der Seligmacher.

Hollaender war die psychologische Note der deutschen Literaturbewegung der neunziger Jahre, in allen seinen Werken ist es die Auseinandersetzung mit irgendeinem Problem, das ihn reizt; die Psychologie seiner Gestalten ist stets mit besonderer Liebe behandelt.

Von Felix Hollaenders Werken seien erwähnt:

Die Romane: Jesus und Judas. Magdalene Dornis. Frau Ellin Röte. Sturmwind im Westen. Das letzte Glück. Erlösung. Der Weg des Thomas Truck. Traum und Tag. Agnes Feustels Sohn.

Die Novellenbände: Pension Fratelli. Die Witwe.

Felix Hollaender

Gustav Meyrink

(geb. 1868 zu München),

ist leider für die Dreibundpolitik ein großer Hemmschuh: er kann nämlich die österreichischen Offiziere absolut nicht leiden und hält in dieser Beziehung einen unerreichten Rekord. Einmal war er Erfinder und hat neben anderen schönen Sachen auch das hängende Gasglühlicht entdeckt; aber er sah bald ein, daß seine wilde Phantasie sich nur am Schreibtische recht ausleben konnte und nicht in der Welt der sich immer stoßenden Dinge: so wurde er Dichter. Als solcher ist er der Hanns Heinz Ewers des Gehirns, wie dieser der Gustav Meyrink der Nerven ist; beide haben mit dem Bösen irgendeinen geheimnisvollen Pakt geschlossen, um die Leute zu ärgern. Aber sie fallen oft damit herein und sind dann Teile von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft — so meinen wenigstens ihre Leser. Eine gleiche Vorliebe wie für die schwarzgelben Leutnants hat er für holsteinische Pastoren und diese beiden Menschenklassen bekommen die Freiseln, wenn sie nur seinen Namen hören.

Gustav Meyrinks starke Note ist die Groteske, der er als erster in dem Lande der deutschen Sprache ein Heim schuf. Er bebaut sein eigenes Land und ist unumschränkter Herr auf seinem Gebiete.

Von Gustav Meyrinks Werken seien erwähnt:

Der heiße Soldat. Wachsfigurenkabinett. Orchideen. Jörn Uhl und Hilligenlei (contra Gustav Frenssen).

Gustav Meyrink.

Gabriele Reuter

(geb. 1859 zu Alexandria),

ist eine höchst seltsame Frau. Sie ist sehr modern — und doch keine Suffragette; sie ist deutsche Dichterin — und doch kein Blaustrumpf; sie schreibt Bücher — — aber so, daß sie auch Männer lesen können. Sie ist klug und borgt sich nicht fremde Klischees und Programme; sie geht ihren eigenen Weg und sieht das Leben mit ihren eigenen Augen an. Sie leuchtet scharf hinein in düstere Winkel, reißt mit kräftiger Hand verborgene Türen auf und läßt das helle Tageslicht durch trübe Nebel in verwunschene Häuser fallen. Sie hat das schönste weiße Haar von der Welt und manche blonden und schwarzen jungen Damen sind so neidisch darauf, daß sie ihre nun auch weiß färben lassen wollen. Der Held ihres Romans „Der Amerikaner" ist ein richtiger Vetter Dr. Gaston v. Dülferts, den dieser sich in manchen Stücken als Muster genommen hat.

Von Gabriele Reuters Werken seien erwähnt:

Die Romane: Frau Bürgelin und ihre Söhne. Aus guter Familie. Ellen v. d. Weiden. Liselotte v. Reckling. Der Amerikaner. Das Tränenhaus.

Die Novellenbände: Der Lebenskünstler. Frauenseelen. Wunderliche Liebe.

Gabriele Reuter.

Olga Wohlbrück

(geb. 1873 zu Gainfarn bei Wien)

oder die schöne Frau ohne Ruhe wurde von der Schicksalsfee wie ein Tennisball durch Europa hin und her geschlagen. Sie begann ihre Theaterlaufbahn in Berlin bei Lautenburg, ging aber bald nach Paris und wurde als französische Schauspielerin der Star des Théatre de L'Odéon. Sie wurde dann englische, später russische Schauspielerin, um schließlich doch wieder zur deutschen Bühne zurückzukehren. Dazwischen schrieb sie in vier Sprachen Bücher und heiratete auch, so daß man wohl behaupten darf, daß das Leben dieser Frau nicht gerade arm war. Ihr einziges Laster ist, daß sie schrecklich viel Zigaretten raucht. Ihre Wohnung ist eine Menagerie und ein Terrarium mit (zur Zeit) siebenundvierzig zwei- und vierbeinigen Viehchern, und dieser „besonderen Umstände halber" dürfte sie bei ihrem jeweiligen Hauswirt keine beliebte Mieterin sein. Der literarischen Genauigkeit wegen sei für kunsthistorische Leser erwähnt, daß ihr „Goldenes Bett" nicht aus demselben Holz geschnitzt ist, wie das sog. „Monumentalbett" im zehnten Kapitel des Roman der XII.

Von Olga Wohlbrück seien folgende Werke erwähnt:

Romane und Novellen: Iduna. Du sollst ein Mann sein. Die Boyersen. Im Dunkel. Das goldene Bett.

Schauspiele: Das Recht auf Glück. Der fremde Herr. Besonderer Umstände halber. Eine Stunde. Der moralische Oskar.

Olga Wohlbrück

Ernst Frh. v. Wolzogen

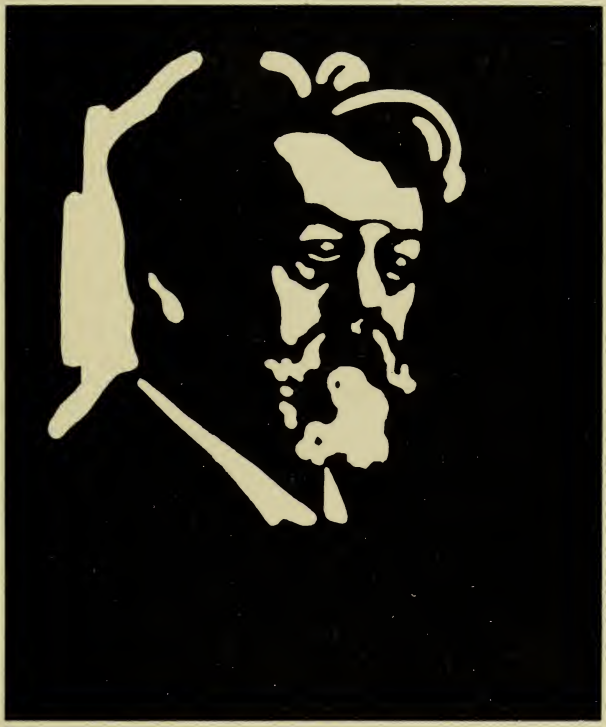
(geb. 1855 in Breslau),

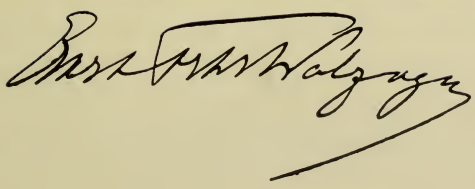
hat sich nie damit begnügt, sich in seinen Dichtungen auszuleben, er hat auch sein Leben zu einem bunten Gedicht gemacht. Er ist der Wanderindianer der deutschen Moderne und kein anderer Häuptling der Dichtkunst hat so viele Stätten in Deutschland, an denen einmal sein Wigwam stand. Wie Bahr, Hollaender, Ewers, Eulenberg, Bierbaum und die Wohlbrück, so schob auch Wolzogen genug den Thespiskarren hinauf und hinab durchs deutsche Land, bald als Bettelmann und bald als reicher Herr. Das Syndikat deutscher Witzblätter sollte ihm einen Ehrensold aussetzen, er ist der oftkarrikierteste deutsche Dichter. Seine Freunde nennen ihn Ritter Ernst, den Fruchtbaren: er hat als Überbrettlvater unglaublich viele Kindlein in die Welt gesetzt, die sich reichlich von seiner Theatererbschaft nährten. Leider hatte er wenig Vaterfreuden dabei. Nun lebt er wieder auf seinem Tuskulum, spielt die Geige und dichtet. — Ziemlich häufig ist er verheiratet.

Wenige Namen in Deutschland sind so bekannt wie der seine; sein Humor hat ihm überall Türen geöffnet, die vielen anderen verschlossen waren. Er ist voll von sprühendem Temperament, klug und geistreich und hat ein feines Gefühl für alle die kleinen Schwächen seiner Zeit.

Von E. v. Wolzogens Werken seien folgende erwähnt:

Romane und Erzählungen: Ansichten und Aussichten. Ecce Ego. Die Entgleisten. Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes. Die rote Franz. Geschichten von lieben süßen Mädeln. Die Großherzogin a. D. Heiteres und Weiteres. Verse zu meinem Leben. Onkel Oskar. Der Krafft-Mayr. Der Thronfolger. Die arme Sünderin. Die Erbschleicherinnen. Die Kinder der Exzellenz. Die kühle Blonde. Die tolle Komteß. Das dritte Geschlecht. Vom Peperl und andere Raritäten.





Die Umschlagzeichnung ist von
Ilna Ewers-Wunderwald.

Inhalt.

„Ein Geleit" von Detlev von Liliencron 3
Wie der Roman der XII entstand 5
Präludium 9
1. Kapitel. Ein Wiedersehen. Von ? . . 17
2. „ Im Frauenklub. Von ? . . 39
3. „ Sehnsucht. Von ? . . 71
4. „ Der Mann der Tat. Von ? . . 93
5. „ Hoffnungen und Befürchtungen. Von ? . . 129
6. „ Donna è mobile. Von ? . . 155
7. „ Das ewig Weibliche. Von ? . . 177
8. „ Musik. Von ? . . 207
9. „ Abgeklopft. Von ? . . 243
10. „ Pieffke. Von ? . . 287
11. „ Allerlei Enthüllungen Von ? . . 313
12. „ Der heimliche Kaiser Von ? . . 361
Finale 399

Silhouetten der XII.

Hermann Bahr (*Verfasser von Kapitel .....) . . 408
Otto Julius Bierbaum („ „ „ .....) . . 410
Otto Ernst („ „ „ .....) . . 412
Herbert Eulenberg („ „ „ .....) . . 414
Hanns Heinz Ewers („ „ „ .....) . . 416
Gustav Falke („ „ „ .....) . . 418
Georg Hirschfeld („ „ „ .....) . . 420
Felix Hollaender („ „ „ .....) . . 422
Gustav Meyrink („ „ „ .....) . . 424
Gabriele Reuter („ „ „ .....) . . 426
Olga Wohlbrück („ „ „ .....) . . 428
Ernst v. Wolzogen („ „ „ .....) . . 430

*) Zur späteren handschriftlichen Ausfüllung für den Besitzer des Buches.

Ein neuer
Hanns Heinz Ewers
*
475 Seiten
*
Elegant brosch.
4.50 M

"Mit meinen Augen---"

Hanns Heinz Ewers

Fahrten
durch die
lateinische Welt
*
Mit künstlerischer Einbandzeichnung
*
Eleg. gebunden
6 M

„Hanns Heinz Ewers reist viel und er versteht zu reisen. Das bezeugen seine Geschichten, es sind farbige Zeichnungen voller Bewegung. Als Spötter und Philosoph weiß Ewers den Leser köstlich zu unterhalten!"

Ragni (Auf Gottes Wegen) von **Björnsterne Björnson.**
2. Aufl. 352 Seiten. Elegant brosch. 5 M. Elegant gebunden 6 M.
„Dieser Roman ist eins der schönsten Werke des großen Norwegers."

Die polnische Gefahr und andere Humoresken
von **Peter Robinson.**
168 Seiten. Mit Initialen von Max Liebermann.

Elegant broschiert
2 M
*
Ein Buch
voll feinen Humors.

Elegant gebunden
3 M
*
In vornehmer, künstlerischer Ausstattung.

Konrad W. Mecklenburg vorm. Richter'scher Verlag, Berlin W. 30.

Das Preisausschreiben.

Die Namen der Autoren des „Romans der XII" sind auf dem Titel nur in alphabetischer Form angegeben. Wer aber in unserer modernen Literatur bewandert ist, wird aus der Schreibweise die Verfasser der einzelnen Kapitel dennoch herauszufinden wissen.

Einem lustigen Gedanken des Freiherrn Ernst von Wolzogen Folge gebend, setzt nun die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung für das richtige Erforschen der Verfasser der einzelnen Kapitel und für ein Gesamturteil über das Unternehmen selbst hiermit

60 Preise

aus.

Jeder möge sich, auch ohne Käufer des Buches zu sein, an diesem literarischen Wettbewerb beteiligen und bis zum 31. Januar 1910 (inkl.) auf einer frankierten Postkarte der

Verlagsbuchhandlung Konrad W. Mecklenburg
Berlin W. 30, Motzstraße 77

die Namen der Verfasser der einzelnen Kapitel angeben und hierbei zugleich seine Ansicht über das Unternehmen in einem treffenden und ansprechenden Vers, der nicht über 8 Zeilen lang sein darf, zum Ausdruck bringen.

Für die Zuerkennung des Preises ist in erster Linie die richtige Feststellung der zwölf Autoren maßgebend, in zweiter Linie die Qualität der Verszeilen.

Die Entscheidung hierüber unterliegt einem **Preisgericht**, dessen Mitgliedschaft in liebenswürdiger Weise übernommen haben:

die Schriftsteller Dr. Heinrich Conrad, Steglitz-Berlin,
Dr. Hanns Heinz Ewers, Charlottenburg,
Paul Scheerbart, Friedenau-Berlin.

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird am 18. Februar 1910 in folgenden Blättern:

Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und Wiener neue freie Presse, ferner in Nr. 8 der Woche und in Nr. 11 des Literarischen Echos

bekannt gemacht, auch werden die 60 Preisträger einzeln davon benachrichtigt werden, welchen Preis sie erhalten haben.

Direkte Anfragen über das Ergebnis des Preisausschreibens können s. Z. nur berücksichtigt werden, wenn ein **adressiertes und frankiertes Rückkuvert** der Anfrage beigefügt ist.

Da das Preisausschreiben die Kenntnis unserer deutschen Literatur fördern soll, so werden die Preise:

ein erster Preis von 200 Mark,		**ein zweiter Preis von 150 Mark,**	
ein dritter „ „	**100** „	**ein vierter** „ „	**70** „
ein fünfter „ „	**50** „	**ein sechster** „ „	**40** „
ein siebenter „ „	**30** „	**ein achter** „ „	**25** „
ein neunter „ „	**20** „	**ein zehnter** „ „	**15** „

und fünfzig weitere Preise zu je 10 Mark,

den Preisträgern **nicht bar** ausbezahlt, vielmehr an die von ihnen dem Verlage zu benennenden Sortimentsbuchhändler überwiesen, bei denen sich dann die Preisträger Bücher zum Ladenpreise im Werte des überwiesenen Preises unentgeltlich aussuchen können. (**Direkt** liefert der Verlag die Prämien **nicht**.)

Wenn das Preisausschreiben, wie wohl zu erwarten steht, dazu Anlaß geben wird, sich auch in die sonstigen Schöpfungen der neuesten Literatur noch mehr als bisher zu vertiefen, dann dürfte das sich so von selbst einstellende allgemeine literarische Interesse den Lesern eine Fülle geistiger Genüsse und unserer modernen Literatur viele neue Freunde zuführen.

Berlin W. 30,
Motzstraße 77.

Konrad W. Mecklenburg
vormals Richter'scher Verlag.

Konrad W. Mecklenburg.
Vorm. Richter'scher Verlag.

BEZUNERBUCHBINDEREI WÜRBEN